This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 185 064

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Paul Gerhardt.

Zweiter Theil.

Paul Gerhardt.

Kirchengeschichtliches Lebensbild

aus der Zeit

des groszen Churfürsten.

Von

C. A. Wildenhahn,

Pastor Sec. zu St. Petri in Bautzen.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1845.

Verlag von Gebhardt und Reisland.

PT2580
W15P3
v.2

Inhalt

des zweiten Theiles.

		Seite.
Cap. 1.	Die Fürbitte	1
„ 2.	Die Botschaft	21
„ 3.	Ein Bild der Vergangenheit	44
„ 4.	Die Gewissensangst	64
„ 5.	Die Verlobten	81
„ 6.	Die Trauung	102
„ 7.	Die Abfertigung	121
„ 8.	Der Tod des Verlassenen	150
„ 9.	Der Eifer mit Unverstand	177

M764831

Seite.

Cap. 10. Der letzte Versuch 202
„ 11. Der Abschied vom Amte 230
„ 12. Die Erlösung 255
„ 13. Des Wittwers Klage und Trost 282
„ 14. Nachtrag 308

Seite.
. 202
. 230
255
282
308

Paul Gerhardt.

Zweiter Theil.

Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet; denn nachdem er bewähret ist, wird er die Krone des Lebens empfangen, welche Gott verheißen hat Denen, die ihn lieb haben.

Jacob. 1, v. 12.

Cap. 1.

Die Fürbitte.

Ein Wort geredet zu seiner Zeit ist
wie goldene Aepfel in silbernen Schalen.
Sprüchw. 25. v. 11.

Es war am neunten Januar des Jahres 1667, als in den Morgenstunden der Churfürst Friedrich Wilhelm sich in seinem Schlosse zu Cöln an der Spree nach den Zimmern seiner Gemahlin, Louise Henriette, der ältesten Tochter des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, begab, um seiner Gewohnheit gemäß, einen Blick in das glückliche Leben seiner Familie zu thun, ehe er sich mit den Sorgen und Arbeiten seiner Regierung beschäftigte.

Als er an die Thüre des Zimmers trat, in welchem ein Betaltar aufgerichtet war, hielt er plötzlich an. Ihm war es, als höre er sprechen. Und so war es auch; die Churfürstin redete, aber mit Gott — sie betete, und das in so herzlichem Tone, daß der Churfürst nicht den Muth hatte, durch seinen Eintritt das Gebet seiner

frommen Gemahlin zu stören. Leise legte er sein Ohr näher an die Thüre, um die Worte und Anliegen eines gläubigen Herzens an Gott auch in seine Seele aufzunehmen.

„Ja, barmherziger, gnädiger Gott" — betete sie — „Du Vater des ewigen Lichtes und Trostes, dessen Güte und Treue alle Morgen neu ist, Dir allein sei Lob, Ehre und Dank gesagt für das liebliche Tageslicht, und daß Du mich in dieser finstern Nacht gnädiglich bewahrt hast, und einen sanften Schlaf und Ruhe verliehen. Laß mich nun auch in Deiner Gnade und Liebe, in Deinem Schutz und Schirm bleiben diesen neuen Tag und erleuchte mich mit dem ewigen Lichte, welches ist mein Herr Jesus Christus. Bewahre in meinem Herzen das Licht meines Glaubens, mehre dasselbe und stärke es, wecke in mir Deine Liebe, bevestige die Hoffnung, gieb mir mehr Demuth und Sanftmuth, daß ich wandele in den Fußtapfen meines Herrn Jesu Christi und laß Deine göttliche Furcht in allem meinen Thun vor meinen Augen sein. O wie leicht hätte es geschehen können, daß diese Nacht wäre meine letzte gewesen, oder daß Eines der Meinen, die Du mir gegeben hast, umgekommen oder sonst irgend ein Unfall mir oder den Meinigen begegnet wäre. Aber Du bist mein Hüter und Wächter, mein Beschützer und Erhalter gewesen, daß ich von dem Meinigen noch etwas habe, und daß mir Mann und Kind geblieben, und daß ich selber heute noch lebe und gesund bin. Wohl weiß ich, daß ich solches Alles nicht verdiene und daß ich nicht bestehen

könnte vor Dir, wolltest Du mit mir in's Gericht gehen. Aber Du weißt auch, Herr, daß ich nicht müde werde, Deinen heiligen Willen über mich zu erkennen und Dir immer treuer und inniger zu dienen in aller Furcht und in aller Liebe. Verlaß mich auch heute nicht in dem guten Kampfe meines Glaubens! Dir übergebe ich mich mit Leib, Seele und Leben, an Dein Vaterherz lege ich meine Sorgen, das leibliche und geistige Wohl meines Gemahls und meiner Kinder und aller treuen und frommen Christen, welche im Glauben des Sohnes Gottes auf Dich schauen, daß Du sie behütest von nun an bis in Ewigkeit. Bescheere mir einst, früh oder spät, nach Deinem Wohlgefallen, ein seliges Ende und laß mich der Erscheinung der Herrlichkeit meines Herrn Jesu Christi mit Verlangen und Freude warten. Gott der Vater segne mich und behüte mich! Gott der Sohn erleuchte sein Antlitz über mich und sei mir gnädig! Gott der heilige Geist erhebe sein Antlitz auf mich und gebe mir seinen Frieden, Amen!"

Als die Churfürstin hier geschlossen hatte, verharrte der Churfürst noch eine Weile in der lautlosesten Stille und in das ernsteste Nachdenken versunken, an der Thüre; es schien fast, als fehle ihm der Muth, einzutreten und durch seine Erscheinung die Blicke seiner Gattin, die mit so ganzem Herzen suchte, was droben ist, auf sich zu lenken. Endlich öffnete er leise, blieb aber lautlos unter der Thüre stehen, als er bemerkte, wie seine Gemahlin noch vor dem Altar knieend, und die Augen von den Händen bedeckt, in stiller Seele ihr Ge-

bet fortsetzte. Nach einer Weile blickte die Churfürstin, durch das unvermeidliche Geräusch aufmerksam gemacht, um sich, und als sie ihren Gemahl unter der Thüre stehen sah, erhob sie sich schnell, eilte ihm entgegen und sprach: „Mein Herr, mein lieber, theurer Herr!“

Und der Churfürst öffnete seine Arme, zog die Gattin an seine Brust und sagte mit bewegter Stimme: „Louise, ich danke Euch, daß Ihr auch für mich gebebetet habt. Es mag lange her sein, daß ich für mich selbst nicht so innig und herzlich mit Gott geredet habe. Soll nicht auf dem Gebete eines frommen Weibes ein besonderer Segen ruhn?“

„Gott hat alles Gebet zu segnen verheißen,“ antwortete die Churfürstin — „wenn es nur aus einem treuen, gläubigen Herzen kommt. Seid Ihr wohl und gesund, lieber Herr? Hat die gestrige, so beschwerliche Reise von dem weiten Cleve bis hierher Euch keine Unannehmlichkeit hinterlassen?“

„Nein, nicht im Geringsten,“ antwortete der Fürst — „Ihr waret ja an meiner Seite, was konnte mir da Uebels geschehen?“

„Ach, spottet meiner nicht,“ bat die Gattin in schmerzlich-freudigem Tone.

„Davor behüte mich Gott,“ antwortete Friedrich Wilhelm ernst. — „Ich weiß, Louise, daß Ihr der gute Engel meines Lebens seid. Es sind nun volle zwanzig Jahre, daß Ihr die treue Gefährtin meines Lebens wurdet, und bin ich in dieser ganzen Zeit nicht immer ein glücklicher Gatte und Vater gewesen? Und danke

ich dies nicht Euch, Eurem frommen, gottesfürchtigen Sinne, der die Gnade Gottes über mich und mein Haus erhalten hat, Eurer Anmuth, mit welcher Ihr, als ein lieber Bote des Herrn, allezeit in mein oft so ernstes und schwer geprüftes Leben tratet, Eurer Einfachheit und Milde, mit welcher Ihr, eine wahre Fürstin, über uns Alle regieret, Eurem Ernst und Eurer Festigkeit zur Zeit der Noth?"

„Nein, nicht mir, lieber, guter Herr," entgegnete die Churfürstin. „Sind wir nicht alle nur Werkzeuge in der Hand des allmächtigen und gnädigen Gottes? Und wenn Ihr mich so unverdient mit Eurem Lobe überschüttet, muß ich dann nicht vielmehr Euch als den Gründer meines Erdenglückes von ganzem Herzen lieben und verehren? Seid Ihr mir nicht allezeit ein freundlicher, gnädiger Herr gewesen? Habt Ihr nicht mit unermüdlicher Liebe Alles gethan, was nur je mein Herz erfreuen konnte? Habt Ihr nicht seit jenem zwei und zwanzigsten November, wo Ihr vor zwanzig Jahren noch in später Abendstunde so unvermuthet im Haag ankamet, bis auf den heutigen Tag mir dasselbe liebende, treue, vertrauende Herz erhalten?"

Die Erinnerung an diesen Tag breitete über des Churfürsten Angesicht eine herzliche Freude. „Ja," rief er aus, „diesen Tag, wo ich Euch zum ersten Male in Eurer bräutlichen Schöne sah, werde ich nimmermehr vergessen. Ich könnte Euch von Stunde zu Stunde noch erzählen, was sich damals ereignete. Ja, ich weiß es," — fuhr der Churfürst im Drange seliger Erinne-

rung fort — „ich weiß es, es war Abends sieben Uhr, als ich in Eures seligen Vaters Schlosse ankam. Niemand wußte es, ja Niemand kannte mich beim Eintritt. Ich hatte Niemand bei mir, als Burgsdorf und Arnim, und ihnen streng befohlen, mein Incognito gegen Niemand zu verrathen. Wir hatten desselben Tages wohl acht Meilen Weges zurückgelegt; der beschwerliche Ritt hatte uns sehr ermüdet, aber als ich an dem Thore Eures Schlosses hielt, war ich wie neugeboren. Eurem Bruder Wilhelm entdeckte ich mich zuerst und beredete mit ihm, wie ich Euch überraschen wollte. Und dann, — ja dann führte er mich in Euer Zimmer. Als ich Euch da erblickte, das schöne, liebe Angesicht von dem Kerzenlicht erleuchtet, zu beiden Seiten Eures Hauptes das volle, glänzende Lockenhaar, — als dann aus Euren milden, freundlichen Augen ein Strahl mich suchte, — mich erkannte — Louise, wisset Ihr das nicht mehr? Fühltet Ihr es nicht in dem zitternden Drucke meiner Hand, daß ich der Glücklichste war im ganzen Lande?“

„Wie freundlich seid Ihr mir?“ sagte die Churfürstin — „und wie habt Ihr mir seitdem dieselbe Liebe erhalten und habt mit meiner Schwachheit allezeit eine so gnädige Nachsicht gehabt.“ —

„Ihr weichet mir nicht aus,“ fuhr der Churfürst eifrig fort, völlig gefangen in der süßen Erinnerung an jene Zeit. — „Ich muß Euch Alles erzählen! Wisset Ihr noch, Louise, wie wir dann zu Eurem seligen Herrn Vater uns begaben, der, obgleich krank und schwach und an seinen Stuhl gefesselt, dennoch mit väterlicher

Liebe und Zärtlichkeit mich an seine Brust zog, meine Hand in die Eure legte, und uns segnete?"

„Der gute, liebe, selige Vater!" rief die Churfürstin aus und ließ ihren Thränen freien Lauf.

Der Churfürst aber sah das nicht; er schwelgte in der Erinnerung an jene Zeit und fuhr fort: „Und dann am andern Morgen, als Ihr Alle noch von süßen Träumen auf Eurem Lager gehalten wurdet, ritt ich mit meinen Begleitern durch die stillen, leblosen Straßen der Stadt, wie ein Dieb, der das treueste Herz auf Erden in seinen Besitz gebracht hat, weit hinaus vor's Thor bis zu dem verabredeten Orte. Dann kam Euer Bruder Wilhelm, von einer stattlichen Reiterschaar begleitet und mit vierzig Wagen. Und nun erst zog ich ein öffentlich vor allem Volk als Euer verlobter Bräutigam, zog in die Versammlung der General-Staaten und machte dort meinem vor Freude und Wonne gepreßten Herzen Luft. Und fünf Tage darauf, am sieben und zwanzigsten November Abends fünf Uhr, sprach im alten Hofe am Nordende der Priester seinen Segen über unsere Herzen. Wie schön waret Ihr, Louise, als Ihr, umgeben von den Prinzen und Grafen Eures Hauses und Landes, an den Altar tratet? Euer Kleid von Silbertuch und silbernen Spitzen, die mit Perlen und Diamanten gezierte Krone auf Eurem Haupte, — ja, es war dies Alles überreich schön und glänzend; aber Ihr selbst waret doch die schönste Krone, Eure Augen mir die liebsten Diamanten, und Euer

Herz der köstlichste Schatz, den ich aus dem Haag mitnahm.“

Als der Churfürst hier schwieg und seine Blicke in der herzlichsten Freude auf seiner Gemahlin ruhen ließ, welche, obgleich im neun und dreißigsten Lebensjahre stehend, dennoch in allem Liebreize sich erhalten hatte, nach welchem sie zu den liebenswürdigsten Frauen ihrer Zeit gerechnet wurde, — schien es ihm unerwartet zu sein, daß er ihr Angesicht von einer tiefen Wehmuth berührt sah. „Macht Euch das traurig, Louise,“ fragte er, — „wenn ich Euch mein Glück erzähle?“

„Ach, mein lieber Herr,“ antwortete sie mit plötzlichem Lächeln — „es ist nur die Größe meiner Schuld vor Gott, die mich niederdrückt. Wie bin ich's werth, daß Ihr mich so herzlich liebt, daß Gott seine Güte und Gnade mir so überreichlich hat widerfahren lassen?“

„Denkt nicht so gering von Euch,“ sprach der Churfürst. „Gott weiß es, welcher gute Geist durch Euch in mein Haus, ja in mein Land gekommen ist. Ihr wisset, Louise, daß bei Eurer Ankunft hier in Cöln und Berlin an meinem Hofe, wie in den beiden Residenzen nicht der beßte Geist herrschte. Die traurige Zeit des langen, blutigen dreißigjährigen Krieges hatte, ja ich schäme mich nicht, es Euch zu sagen, hatte einen Geist der Rohheit und Völlerei eingeführt, der aller Zartheit, aller Zucht und Sitte Hohn sprach. Mein seliger Vater, der dieses unziemliche Wesen aus voller Seele verabscheute, war doch zu gutmüthigen Herzens,

um mit der Gewalt seines Wortes diesen Geist zu bannen, und ich selbst, damals sechs und zwanzig Jahr alt und leicht erregbaren, unruhigen Blutes, stand in großer Gefahr, von diesem traurigen Geiste völlig mit ergriffen zu werden. Da kamt Ihr, und Eure Milde und Sanftmuth, die Keuschheit und Reinheit Eures ganzen Wesens in Worten und Werken, die lautere Gottesfurcht, Eure dem Herrn geweihte Seele — dies ging wie eine Sonne in unserer Nacht auf, und verscheuchte einen bösen Geist nach dem andern. Namentlich erinnere ich Euch an den Oberkämmerer Burgsdorf; er war ein Freund meines seligen Vaters gewesen, er hatte sich auch mein Vertrauen erworben und ich entließ ihn nur ungern von mir. Aber Ihr batet mich darum und so geschah es. Jetzt fühle ich's wohl; Euer zartes, frommes Gemüth konnte sich mit jenem obgleich tapfern, doch in dem Greuel des Krieges sittlich völlig gesunkenen Manne nicht vereinen. Und heute noch danke ich Euch, daß Ihr diesen edlen, bessern Geist in mir erweckt habt. Darum sage ich: denket nicht so gering von Euch!"

„Ach, lieber Herr," entgegnete die Churfürstin. — „Fordert mich denn dies Alles nicht noch zu größerem Danke gegen Gott auf, der mich solcher Gnade würdig gehalten hat? Liegt nicht darin die neue Verpflichtung gegen mich, mich ihm ganz und gar zu ergeben? Ist nicht die Liebe, die Ihr mir erweiset, nur eine große Schuld, die ich abzutragen habe?"

„Und thut Ihr das nicht, Louise?" fragte der Churfürst, und küßte die Gattin und sprach: „Ja, Gott

segne Euch, mein theures Herz und Leben! Heute ist ein glücklicher Tag über mich aufgegangen!"

Die tiefe Bewegung seines Gemüthes trieb den Churfürsten, im Zimmer ein wenig auf- und abzugehen. Dabei näherte er sich dem Schreibpulte seiner Gattin, wo er ein mit Versen beschriebenes Blatt Papier fand. „Was ist das?" fragte er verwundert. „Das ist ja Eure Hand! Und wie ich sehe, noch ganz frisch geschrieben!"

„Ich habe es allerdings erst diesen Morgen niedergeschrieben," antwortete die Churfürstin. „Das Herz war mir gar zu voll, ich konnte nicht anders."

„Und das ist ja gar ein geistlich Lied," fuhr der Churfürst fort. „Ich weiß wohl, daß Euch Gott die herrliche Dichtergabe verliehen hat; habt Ihr doch oft schon mit kleinen Versen mich erfreut, die Euer frommes Herz Euch eingegeben hat. Ach, leset mir das Lied, Louise. Wenn Euer Mund ausspricht, was Euer Herz zuvor mit Gott geredet hat, so wird das eine doppelt eindringliche Sprache."

„Wenn Ihr mir ein billiger und gnädiger Richter sein wollt," sagte die Churfürstin — „so mag ich's wohl thun. Ich bitte Euch aber, lieber Herr, sehet mehr auf den Gedanken, als auf das Wort und die Sprache." Dann nahm sie das Blatt zur Hand und las:

Jesus, meine Zuversicht
Und mein Heiland ist im Leben!
Dieses weiß ich, sollt' ich nicht
Darum mich zufrieden geben?
Was die lange Todesnacht,
Mir auch für Gedanken macht.

Jesus, er, mein Heiland lebt,
Ich werd' auch das Leben schauen,
Sein, wo mein Erlöser schwebt.
Warum sollte mir denn grauen?
Lässet auch ein Haupt sein Glied,
Welches es nicht nach sich zieht?

Ich bin durch der Hoffnung Band
Zu genau mit ihm verbunden,
Meine starke Glaubenshand
Wird in ihm gelegt gefunden,
Daß mich auch kein Todesbann
Ewig von ihm trennen kann.

„Habt Ihr denn nur solche Todesgedanken?" unterbrach hier der Churfürst, plötzlich ernst geworden, seine Gemahlin. „Warum hüllt Ihr denn mitten in allem frischen, blühenden Leben Eure Seele in das traurige Todtenkleid?"

„Traurig?" wiederholte die Gattin. „Nein, gewiß nicht, lieber Herr! Meine Seele war nie heiterer und fröhlicher, als diesen Morgen, wo ich dies Lied an meinen Heiland niederschrieb. Ist es nicht des Christen Pflicht, eben mitten in aller Blüthezeit des Lebens an den Tod zu denken? Doch, damit Ihr wisset, warum gerade dieser Gedanke heute so lebendig in meiner Seele geworden ist, — vergönnt mir, lieber Herr, diese Mittheilung. Es war vielleicht in Folge der gestrigen Reise, daß ich, allzuermüdet, nicht gut schlafen konnte. Um mir die Einsamkeit der Nacht weniger quälend zu machen, gedachte ich, wie ich's schon oft gethan hatte, durch Nachdenken über einen Spruch aus der heiligen

Schrift meine Gedanken zu fesseln. Und wie ich nach einem suche, fallen mir sogleich die herrlichen Worte aus dem Buche Hiob in das Herz: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt und er wird mich hernach aus der Erde auferwecken, und werde hernach mit dieser meiner Haut umgeben werden und werde in meinem Fleisch Gott sehen. Denselben werde ich nur sehen und meine Augen werden ihn schauen, und kein Fremder" (Hiob 19, 25—27). Und diese Worte nahmen mein Herz und Sinn so sehr gefangen, daß ich nichts Anderes denken konnte, als sie, und frühzeitig aufstand und niederschrieb, was mir meine Seele vorsprach."

Statt aller Antwort schüttelte der Churfürst ernst und betrübt das Haupt und sagte dann: „Wollet Ihr nicht bis zum Ende lesen?"

Und die Churfürstin las weiter:

Ich bin Fleisch und muß daher
Auch einmal zu Asche werden;
Das gesteh' ich; doch wird er
Mich erwecken aus der Erden,
Daß ich in der Herrlichkeit
Um ihm sein mög' allezeit.

Dann wird eben diese Haut
Mich umgeben, wie ich's gläube;
Gott wird werden angeschaut
Dann von mir in diesem Leibe;
Und in diesem Fleisch werd' ich
Jesum sehen ewiglich.

Dieſer meiner Augen Licht
Wird ihn, meinen Heiland, kennen;
Ich, ich ſelbſt, ein Fremder nicht,
Werd' in ſeiner Liebe brennen!
Nur die Schwachheit um und an
Wird von mir ſein abgethan.

Was hier kranket, ſeufzt und fleht
Wird dort friſch und herrlich gehen.
Irdiſch werd' ich ausgeſäet,
Himmliſch werd' ich auferſtehen,
Hier geh' ich natürlich ein,
Nachmals werd' ich geiſtlich ſein.

Seid getroſt und hoch erfreut!
Jeſus trägt euch, meine Glieder,
Gebt nicht Statt der Traurigkeit,
Sterbt ihr, Chriſtus ruft euch wieder,
Wenn die letzt' Poſaun' erklingt,
Die auch durch die Gräber dringt.

Lacht der finſtern Erdenkluft,
Lacht des Todes und der Höllen.
Denn ihr ſollt euch durch die Luft
Eurem Heiland zugeſellen.
Dann wird Schwachheit und Verdruß
Liegen unter eurem Fuß.

Nur daß ihr den Geiſt erhebt
Von den Lüſten dieſer Erden
Und euch Dem ſchon jetzt ergebt,
Dem ihr beigefügt wollt werden.
Schickt das Herze da hinein,
Wo ihr ewig wünſcht zu ſein.

Als die fürstliche Dichterin hier ihr schönes Lied, welches seitdem ein Eigenthum der ganzen evangelischen Christenheit geworden ist und schon manche Todestrauer in Lebensfreude verwandelt hat, geendet hatte, erblickte sie ihren Gemahl in tiefes Nachdenken verloren, das Haupt auf die Hand gestützt, und die Augen zu Boden gerichtet. Nach einer Weile wiederholte er die letzten Worte des Verses: „Wo ihr ewig wünscht zu sein," halblaut vor sich hin und setzte dann, zu seiner Gemahlin gewendet, hinzu: „Wie ergreift mich dies Euer Lied? Wie arm steh ich da vor Euch, Louise! Einer solchen Sprache des innigsten Glaubens bin ich nicht fähig. Sagt mir, woher habt Ihr solche herrliche Gesangesgabe erhalten?"

„Lieber Herr," antwortete die Churfürstin — „wenn in diesem Liede wirklich eine des Reiches Gottes und der Liebe unsers Heilandes würdige Sprache redet, so kann ich nur sagen, daß mein Glaube mich zum Reden gebracht hat. Aber ich kann es Euch nicht leugnen, daß ich zu diesem Liede ein Vorbild habe, dem ich nachgefolgt bin."

„Und wer ist dies Vorbild?" fragte der Churfürst.

„Es ist" — antwortete die Gemahlin schüchtern — „ein treuer Diener des Herrn, der durch den Reichthum seiner geistlichen Lobgesänge, durch die wunderbar belebende Glut seiner Psalmen und Lieder zu allererst in mir die Lust erweckt hat, dem Herrn ein Lied zu singen."

„Und wen meinet Ihr?“ fragte der Churfürst weiter, indem sich ein plötzlicher Ernst über sein Angesicht legte.

„Es ist der Prediger Paul Gerhardt,“ sagte die Churfürstin in erhöhter Schüchternheit.

Da erhob sich der Churfürst rasch von seinem Sitze, ging mit fast zornigen Blicken auf und ab und sagte zuletzt: „Ich wünschte, — Ihr hättet mir in dieser glücklichen Stunde diesen Namen gar nicht genannt.“ —

„Seid mir nicht böse, mein gnädiger Herr und Gemahl,“ bat die Churfürstin. „Wollte ich doch nicht fürchten, daß der Name dieses frommen Sängers Euch gar so unangenehm sein würde.“

„Doch, doch!“ fuhr Friedrich Wilhelm in aufgeregter Stimmung fort. — „Es lebt in diesem Manne ein Geist des Widerspruchs, des Ungehorsams, der alle gute Meinung, die ich früher von ihm hatte, wieder zu Schanden macht.“

„Ich weiß nicht,“ sagte die Churfürstin in ungezwungener Scheu und Schüchternheit, — „ob Ihr mir erlaubt, die Vertheidigung eines armen Mannes zu versuchen, der das Unglück hat, Eure Ungnade erregt zu haben!“

„Es wird Euch schwer werden, ihn zu vertheidigen,“ entgegnete der Churfürst schnell, obschon mildern Tones, als vorher. — „Es ist Euch nicht unbekannt geblieben, welche Gunst und Gnade gerade dieser Mann von mir erfahren hat, wie ich dem Oberpräsidenten mehrere Male ganz besonders anbefohlen, mit aller nur möglichen Schonung mit diesem Paul Gerhardt zu ver-

handeln. Aber was hat es gefruchtet? Iſt nicht ſein Trotz, ſein Ungehorſam nur deſto größer geworden? Bringt er nicht Rath und Bürgerſchaft ſeinetwegen in Aufruhr? Haben ſich nicht ſelbſt die Stände, Prälaten, Grafen und Herrn an der Spitze, dieſes Gerhardts wegen zuſammengethan und mich mit unziemlichen Bitten beſtürmet? Und warum das Alles? Liegt nicht darin eine Zuſtimmung für dieſen Paul Gerhardt, daß er ſich meinen landesherrlichen Befehlen zu gehorchen geweigert hat?"

„Gewiß nicht," lieber Herr, ſagte die Churfürſtin. „Habt Ihr nicht von Rath und Bürgerſchaft, von Ritterſchaft und Ständen die unzweideutigſten Beweiſe von Liebe und Ehrfurcht, von Gehorſam und Treue empfangen? Meinet Ihr nicht, daß die Theilnahme für dieſen Prediger nur die Stimme des Mitleids iſt für ſein unglückliches Loos? Und hat nicht dieſer Paul Gerhardt jederzeit aus treueſtem Herzen verſichert, daß nicht Widerſetzlichkeit gegen Eure Befehle, ſondern einzig und allein die Gewiſſenhaftigkeit ſeines Amtes und Glaubens ihn von der Ausſtellung des Reverſes abhielt?"

„Alſo auch Ihr ſtimmt dieſer Meinung bei?" fragte der Churfürſt in ernſtem Tone. — „Wollt Ihr wirklich dieſe Ausflucht gelten laſſen? Ich fürchte, Ihr nehmet, ohne es zu wiſſen, Parthei für dieſen Mann. Denn wenn es wahr iſt, daß er ſich bisher meinen Edicten gemäß verhalten hat, warum ſtellt er den Revers nicht aus, der ihm dann durchaus keine neue Verpflichtung auflegt?"

„Mein gnädiger Herr und Gemahl,“ sagte die Churfürstin — „die Gewissenhaftigkeit eines Predigers mag allerdings niemals groß genug sein. Von Gott selbst zu Hirten und Lehrern ihrer Gemeinden berufen, werden sie einst ein gar strenges Gericht zu bestehen haben, und ist es deshalb nicht zu verwundern, wenn sie im Geringen ebenso wie im Großen sich ein unbeflecktes Gewissen erhalten wollen vor Gott und Menschen. Wie würden sie sonst so willig und gern sich den traurigen Folgen unterwerfen, welche die verweigerte Reversausstellung nach sich zieht? Der Prediger Reinhart hat Amt und Stadt und Land verlassen, der Propst Fromm ist mit Weib und Kind geflüchtet, der Propst Lilius soll, wie ich von mehreren Seiten vernommen habe, auf seinem Sterbebette die bittersten Seelenleiden darüber gehabt haben, daß er den Revers ausgestellt hat. Der Prediger Gerhardt hat nicht das geringste irdische Gut; mit dem Verlust seines Amtes hat er auch sein tägliches Brot verloren! Wenn ihm Rath und Bürgerschaft nicht aus gutem Herzen Nahrung und Obdach gäben, befände er sich mit den Seinen in der bittersten Noth. Meinet Ihr nun nicht, mein gnädiger Herr und Gemahl, daß das Gewissen dieser armen Diener der Kirche, welche um ihres Glaubens willen Stadt und Land verlassen und sich mit Weib und Kind der Gefahr des bittersten Elends aussetzen, eine billige Schonung verdiene?“

„Ihr habt nicht wohl gethan,“ entgegnete der Churfürst, — „daß Ihr zur Vertheidigung Eures

Schützlings die Prediger Reinhart und Fromm mit erwähntet; gerade diese Beiden sind als unruhige, hoffärtige Leute sattsam erwiesen, und hätten wohl noch eine andere Strafe verdient. Und was Ihr vom Propst Lilius erzähltet, ist mir allerdings auch bekannt geworden, aber auch, daß diese Seelenleiden, wie Ihr sie nennt, erst durch die zelotische Hartherzigkeit des Diaconus Lorentz, der ihm die Absolution verweigerte, erregt worden sind. Wer bürgt mir nun dafür, daß das gute Lob Eures Paul Gerhardt sich nicht zuletzt in verdienten Tadel auflöse?"

„Wer dafür bürgt?" wiederholte die fürstliche Frau. „Das könnte allerdings nur der allwissende Gott selbst; denn das menschliche Herz ist ein trotziges und verzagtes Ding; auch der beßte und treueste Diener unsers Herrn kann straucheln und fallen, und des Herzens Gedanken und Sinne kennt allein der Herr, der ins Verborgene siehet. Aber, mein lieber, theurer Herr, die Stimme der Gemeinde dürfte Etwas zählen! Ein Mann, wie dieser Paul Gerhardt, der die ungeheuchelte Liebe aller seiner Gemeindeglieder besitzt, für welchen Rath und Bürgerschaft einstimmig das Zeugniß ablegen, daß er niemals auch nur in einem Worte an heiliger Stätte an der brüderlichen Liebe sich versündigt, für welchen Rath und Bürgerschaft, selbst auf die Gefahr Eurer völligen Ungnade hin, zum zweiten Male bittend vor Euch traten, für den selbst die Stände der Churmark bittend bei Euch eingekommen sind, ein solcher Mann dürfte des guten Zeugnisses, das ihm

von allen Seiten ertheilt wird, doch nicht unwerth erscheinen.“

Als der Churfürst hier statt alles weitern Einwendens einen streng prüfenden und fragenden Blick auf seine Gemahlin richtete, fuhr diese fort: „Dann habe ich noch ein Zeugniß für des Mannes lautern, treuen christlichen Sinn! Und dies Zeugniß sind seine Lieder. Wer aus so tiefer Seele seinen Gott im Himmel preiset, seinem Heilande sich zu Füßen legt, wer mit so gewaltigem Worte in die Seele hineingreifen kann, daß sie erschüttert anbeten muß, und mit ihm dem Herrn dienen, wer nur diese beiden Verse niederschreiben konnte:

Allen Jammer, allen Schmerz,
Den des ew'gen Vaters Herz
Mir schon jetzo zugezählt
Oder künftig auserwählt,
Will ich hier in diesem Lauf
Meines Lebens allzuhauf
Frisch und freudig nehmen auf.

Ich will gehn in Angst und Noth,
Ich will gehn bis in den Tod,
Ich will gehn ins Grab hinein,
Und doch allzeit fröhlich sein.
Wem der Stärkste bei will stehn,
Wen der Höchste will erhöhn,
Kann nicht ganz zu Grunde gehn.

meint Ihr nicht, mein theurer Gemahl, daß ein solcher Mann in seinem Herzen kein Falsch hat, und daß er es

treu und ehrlich meint, wenn er seines willigsten Gehorsams Euch versichert?“

Der Churfürst blickte lang und vest auf das von der Gluth des Glaubens und der reinsten Liebe geröthete Angesicht seiner liebenswürdigen Gattin; dann ging er auf sie zu, ergriff ihre Hand und sprach mit fast gerührter Stimme: „Man sieht und hört es Euch an, daß ein Dichtergemüth das andere vertheidigt! Louise, an diese ernste glückliche Stunde erinnert mich, wenn manche schwere Sorgen mich belasten wollen. Ich werde jetzt mit Schwerin berathen, was zu thun ist; dann sollt Ihr mir den Dank bezahlen, den Ihr mir schuldig geworden seid. Gott schütze Euch, mein theures Leben, und erhalte Euch mir und meinen Kindern.“

Und der Churfürst verließ das Zimmer; die fromme Gattin aber warf sich auf die Kniee vor ihrem Altar nieder und betete still, und ein Lächeln seliger Freude, seligen Dankes verklärte sich auf ihrem schönen Angesichte.

Und genau fünf Monate darauf lag die Churfürstin auf der Todtenbahre.

Cap. 2.

Die Botschaft.

> Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Boten, die den Frieden verkündigen, Gutes predigen, Heil verkündigen.
>
> Jesaia 52, v. 7.

Am Nachmittage desselben neunten Januar, an welchem im churfürstlichen Schlosse zu Cöln über Paul Gerhardts irdische Zukunft verhandelt wurde, erhielt dieser noch einen neuen Beweis davon, daß es keineswegs der Wille des Herrn sei, ihn für immer aus der Zahl der Arbeiter in seinem Weinberge auszuscheiden.

Gerhardt saß eben im Familienzimmer, wo er seinem Söhnlein Paul Friedrich die Holzschnitte einer alten Bibel erklärte, als seine Gattin, die seit ihrer letzten Krankheit sich ein wenig wieder erholt und nun weit über ihre Kräfte sich der Führung des Hauswesens unterzogen hatte, zu ihm eintrat und einen vornehmen Herrn anmeldete, der um eine vertrauliche Unterredung bitten lasse. Gerhardt erhob sich sogleich, um den Fremden in sein Studirzimmer zu führen. Als hier beide Männer eingetreten waren, sagte der Fremde: „Mein

Name ist Hans von Carlowitz. Ich komme zu Euch, ehrwürdiger Herr, im Namen meines gnädigsten Herrn, des Herzogs Christian von Merseburg und wünsche, daß mein Auftrag an Euch eine freundliche Aufnahme und Gewährung finde.“

„Was ich dazu vermag,“ antwortete Gerhardt — „wird gewiß herzlich gern geschehen.“

„Nicht wahr, lieber Herr,“ fuhr von Carlowitz fort — „Ihr seid von Geburt ein Sachse?“

„Allerdings,“ versicherte Gerhardt. —„Churſachsen ist mein Vaterland, und Gräfenhainichen meine Geburtsstadt.“

„Hättet Ihr nun Neigung,“ fragte Jener — „wieder in Euer altes Vaterland zurückzukehren?“

Gerhardt blickte den herzoglichen Abgesandten verwundert an und fragte zuletzt: „Wie meint Ihr das, gnädiger Herr?“

„Es ist uns Allen bekannt geworden,“ antwortete Carlowitz — „in welche traurige Lage Ihr mit vielen Eurer Amtsbrüder dadurch gekommen seid, daß der Churfürst von Brandenburg zur Ausgleichung der Spaltung zwischen Lutherischen und Reformirten auf die Ausstellung von Reversen dringt, welche ein gewissenhafter lutherischer Pfarrer nicht unterschreiben mag. Auch Ihr habt die Unterschrift verweigert, seid in Folge dessen Eures Amtes entsetzt worden und traget, außer dem Schmerze über Eure gezwungene Unthätigkeit, wohl mancherlei untröstliche Bedenken über Das, was zur Leibes-Nahrung und Nothdurft gehört.“

„Nein, das Letzte nicht, gnädiger Herr,“ entgegnete Gerhardt. — „Rath und Bürgerschaft allhier nehmen sich meiner allerdings traurigen Lage so freundlich an, daß ich von einer leiblichen Noth nicht reden kann. Meine alte, liebe Gemeinde thut so viel Gutes an mir, daß ich mich der Summe solcher Wohlthaten billig schämen muß. Dagegen habt Ihr allerdings recht, wenn Ihr von dem Schmerze über meine gezwungene Unthätigkeit redet. Es ist für einen Diener am Worte Gottes, der noch leiblich und geistig kräftig dazu ist, ein bitterer Schmerz, in dem Weinberge des Herrn müßig stehen zu müssen. Ich wollte gern alle andere Strafe leiden, ich wollte lieber mit der bittersten Armuth kämpfen, wenn nur der Zutritt zum Hause meines Gottes mir nicht wäre verschlossen worden. Ich erscheine mir wie ein Bach, der bisher willig und fröhlich seinen Lauf genommen, über welchen aber ein harter Winterfrost gekommen ist, der seine Wellen bis auf den Grund in Eis verwandelt und somit zu einem todten Leben verdammet hat. Ja, gnädiger Herr, ich harre schmerzlich auf den warmen Frühlingshauch, der den gefangenen Bach wieder frei gibt.“

„Und habt Ihr Hoffnung dazu?“ fragte der Abgesandte.

„Gott weiß es allein,“ antwortete Gerhardt in schmerzlichem Tone. „Nach Dem, was bisher von so vielen Seiten dafür geschehen ist, steht meine Hoffnung auf schwachem Grunde. Und doch vermag ich nicht ganz daran zu verzweifeln. Unser große Churfürst ist

zwar ein gestrenger Herr, doch nur in allen den Dingen, wo er Recht und Gerechtigkeit zu üben berufen ist. Ich halte aber dafür, daß er in seinem Eifer für das löbliche Friedenswerk beider Kirchen noch nicht recht unterrichtet ist und Das für Böswilligkeit erachtet, was nur Gewissenhaftigkeit ist. Der Herr im Himmel wird aber ja nicht müde, seine Kirche zu schützen und er wird auch unserm Churfürsten noch die Binde von den Augen nehmen.“

„Hoffet nicht zu viel,“ entgegnete Carlowitz. „Was ich eben erst auf dem Wege zu Euch erfahren habe, läßt von dieser milden Gesinnung des Churfürsten wenig hoffen.“

„Und was meinet Ihr?“ fragte Gerhardt.

„Ich denke an Einen Eurer Collegen,“ antwortete Carlowitz — „an den Diaconus Gigas, der an des vertriebenen Reinharts Stelle berufen gewesen war. Ich weiß nicht, ob man mir Wahrheit berichtet hat oder nicht. Mir wurde erzählt, daß dieser Euer College Gigas bei seiner Anstellung den verlangten Revers unterschrieben, es aber bald darauf bitterlich bereut habe, besonders da sein Beichtvater, der Diaconus Lorentz, ihm wegen dieses Abfalls vom lutherischen Glauben die Absolution zu verweigern sich genöthigt gesehen. In der Angst seines Herzens habe nun Gigas seinen Revers zurückgefordert, dadurch aber das ernste Mißfallen des Churfürsten sich zugezogen. Ja der Churfürst habe seine Ungnade so weit ausgedehnt, daß er ihn als Gefangenen nach Spandau habe abführen lassen.“

„Dem ist leider allerdings so," versicherte Gerhardt. „Es waren gestern acht Tage, daß der Diaconus Gigas auf ausdrücklichen Befehl des Churfürsten gefangen genommen und als Staatsverbrecher nach der genannten Vestung abgeführt worden ist, und sein trauriges Schicksal liegt mir sehr am Herzen. Doch hat Gigas unleugbar schwere Verschuldung dabei. Gedrängt von seinem Gewissen, meinte er seine unbedachte Nachgiebigkeit durch desto größern und noch unbedachtern Eifer auf der Kanzel wieder gut zu machen. Er soll am vergangenen Neujahrstage zu St. Nicolai in seiner Predigt manches harte Scheltwort gegen den Churfürsten und seine Edicte geäußert haben. Das ist ein Eifern um Gott, aber mit Unverstand, und eine natürliche, obgleich traurige Folge des Leichtsinns in Sachen des Glaubens und Gewissens."

„Also der Vorfall ist doch wahr," sagte der Abgesandte — „und daraus möget Ihr nur immer abnehmen, daß der Churfürst zu nichts weniger, als zu milderen Gesinnungen in dieser Angelegenheit gekommen ist oder je kommen wird. Was wollt Ihr nun für Euch selber hoffen? Haltet Ihr es für möglich, daß Ihr selbst endlich nachgiebiger werden würdet?"

„Da sei Gott vor," antwortete Gerhardt mit flüchtiger Röthe auf seinen Wangen. — „Sollte ich jemals so schwach werden, aus Furcht vor Menschen und vor leiblicher Noth mich an meinem Gott zu versündigen, so würde ich den Herrn inbrünstig bitten, daß er mich heute noch aus diesem Leben abrufe."

„Das wolle Gott nicht thun!“ rief Carlowitz aus. „Männer, wie Ihr, ehrwürdiger Herr, thun in unserer betrübten Zeit der Kirche noth; darum hat auch mein gnädigster Herr, der Herzog Christian von Sachsen-Merseburg, auf Euch sein Augenmerk gerichtet und fragt durch mich bei Euch an, ob Ihr geneigt wäret, eine eben erledigte Predigerstelle in Merseburg anzunehmen?“

„Das ist eine bedeutsame Anfrage,“ sagte Gerhardt in höchster Ueberraschung. „Ich bin nicht im Stande, Eurer Gnaden darauf sogleich eine bestimmte Antwort zu geben.“

„Wäre dies,“ fuhr Carlowitz fort — „weil Euch das nöthige Vertrauen zu unserm Herzoge fehlte?“

„O nein, nein, gnädiger Herr,“ antwortete Gerhardt. „Herzog Christian ist ein lieber, frommer, christlicher Fürst und Herr, und seine Gnade, mit welcher er an mich armen und geringen Mann gedenkt, beschämet mich gar sehr. Aber urtheilet selbst, kann ich ein anderes Amt annehmen, wenn ich des erstern noch nicht entbunden bin?“

„Seid Ihr denn das nicht?“ fragte Carlowitz verwundert. „Seid Ihr nicht, wenn anders das Gerücht wahr ist, vor geöffnetem feierlichen Consistorio Eures Amtes entsetzt worden? Sind nicht die wiederholten Bitten des Raths und der Bürgerschaft um Eure Wiedereinsetzung vom Churfürsten gar ungnädig zurückgewiesen worden? Ist nicht selbst das Bemühen der churmärkischen Stände für Euch ein völlig fruchtloses gewesen? Ja, was noch mehr ist, hat nicht der Chur-

fürst dem Rathe allhier schon befohlen, an Eurer Statt einen andern Prediger zu erwählen? Und doch meinet Ihr, Eure Amtsentsetzung sei noch nicht ausgesprochen?"

„Es ist dem Allen so, wie Eure Gnaden saget," entgegnete Gerhardt. „Im Herzen und Sinne des Churfürsten und Derer, die dem Churfürsten zu solchen Maasregeln rathen, bin ich wohl meines Amtes entsetzt, aber nicht im Herzen und Sinne meiner lieben Gemeinde. Obgleich ein Jeder zugesteht, daß für den Augenblick Etwas für mich nicht zu hoffen steht, so zweifelt doch Keiner daran, daß sich Alles wieder zum Beßten kehren werde. Und ich selbst, daß ich es Euch ehrlich gestehe, — lebe der fröhlichen Zuversicht, daß Gott das Herz unseres großen Churfürsten noch lenken, sein Auge noch erleuchten werde, um mich meiner theuern Gemeinde, die mir mehr am Herzen liegt, als Ihr glauben möget, wieder zu geben. Glaubt nur, gnädiger Herr, es ist für einen Seelsorger kein Geringes und Kleines, aus dem Kreise Derer zu treten, für deren Heil und Seligkeit er so viele Jahre lang früh und spät thätig gewesen ist, eine Gemeinde zu verlassen, wo, — ja ich darf es sagen, in jeder Familie wenigstens eine Seele ist, die mir Vertrauen geschenkt hat und noch schenket. Eben so schwer, als ein Vater von seinen Kindern scheidet, eben so schwer scheidet der Seelsorger von seiner Gemeinde; denn scheidet nicht auch ein geistlicher Vater von seinen geistlichen Kindern? Und so wie man von dem Ertrinkenden sagt, daß er zu seiner Rettung noch nach dem Strohhalme greife, so greifet ein Seelsorger noch nach

dem geringsten Anzeichen, als einer Stütze der Hoffnung, daß wir noch zusammenbleiben werden.“

„Und hättet Ihr wirklich solche Anzeichen?“ fragte der Abgesandte. „Woran knüpft Ihr denn diese Eure Hoffnung?“

„Ich weiß es selbst nicht,“ antwortete Gerhardt. „Es mag sein, daß der Wunsch und das Gebet meiner lieben Gemeinde, und mein eigenes Wünschen und Bitten im Grunde die Hauptstütze meiner Hoffnung ist; auch mag ich dem Umstande, daß seit dem April vergangenen Jahres, wo das abermalige Bittgesuch der Bürgerschaft vom Churfürsten zurückgewiesen wurde, zu meiner Vertreibung Etwas nicht wieder gethan worden ist, ja noch mehr in dem Umstande, daß ich meine Amtswohnung bisher noch inne haben durfte, und daß die Gemeinde fortfährt, mir mein tägliches Brot in reichem Maaße zu verabreichen, als sei ich noch in meinem Amte thätig, wie vorher, — es mag in diesen Umständen, welche, wie ich sicher weiß, dem Churfürsten nicht unbekannt sind, und die er zu beseitigen nicht im Geringsten Anstalt getroffen hat, meine und meiner Gemeinde Hoffnung ihren Grund haben. Kurz, gnädiger Herr, ich fürchte, mich an meinem Gewissen zu versündigen, wenn ich mich für vollkommen frei und ledig erachten wollte.“

„Das ist allerdings ein Grund,“ entgegnete Carlowitz — „der mir alles weitere Dringen und Bitten an Euch verbietet; und ich wünsche von ganzem Herzen, daß Eure Hoffnung in Erfüllung gehen möge, so sehr

mein Eigennutz und meines gnädigsten Herrn Wunsch und Absicht mir das Gegentheil erfreulicher machen möchte. So erlaubt mir denn, ehrwürdiger Herr, daß ich Euch verlasse und Euch aus aufrichtiger Seele die Versicherung gebe, daß ich mit der herzlichsten Achtung von Euch scheide. Wie glücklich ist eine Gemeinde, die solchen Hirten ihrer Seelen hat!"

So schied der herzogliche Abgesandte und ließ Gerhardt in tiefes Nachdenken verloren zurück. In diesem störte ihn seine Gattin, welche, um sein längeres Ausbleiben besorgt, zu ihm eintrat. Gerhardt theilte ihr die eben gehabte Unterredung mit, aber sonderbarer Weise mit weniger Ruhe und Freudigkeit, als er dem Herrn von Carlowitz gegenüber gezeigt hatte.

„Gott erhalte mir meinen Frieden," rief er plötzlich aus. „Eben geht mir ein schwerer Gedanke durch die Seele. Wie, Maria, wenn dieser Antrag des Herzogs ein Befehl Gottes über mich wäre! Wenn ich, indem ich allzusehr mit Fleisch und Blut mich berieth, den Willen meines Herrn über mich nicht verstanden hätte! Ach, Maria, wie schwer ist's doch, wie unendlich schwer, zu merken auf die Wege des Herrn! Wie leicht ist es, unserm Eigenwillen zu dienen, da, wo wir es am Wenigsten glauben! Maria, weißt Du ein Wort des Trostes für mich?"

„Diese Eure Unruhe befremdet mich, lieber Gerhardt," antwortete die Gattin. „Habt Ihr Euch doch bisher in noch weit größerer Bedrängniß Euren Frieden bewahret!"

„Ja,“ fuhr der Gatte fort — „da, wo mir meines Herrn Wille klar vor der Seele liegt, wo mein ganzer innerer Mensch mich auf das Eine hinweiset, was zu thun oder zu lassen ist, wo die heilige Schrift meinen Glauben regelt und die Bekenntnißschriften unserer Kirche mir den Standpunkt anweisen, wo ich stehen muß, — da bin ich ein muthiger und freudiger Kämpfer, da ist es nur der Trotz oder die Schwachheit meines Verstandes und Herzens, die ich zu überwinden habe, und der Herr hat mir allezeit den Sieg gegeben. Aber hier, Maria, wo das Licht meines Glaubens zu schwach ist, den Willen meines Gottes über mich zu erkennen, wo ich bleiben möchte, weil vielleicht falsche, unlautere Hoffnungen mich halten, und wo ich gehen sollte, weil vielleicht der Herr mich ruft, — hier ist die Bedrängniß meines Gewissens groß!“

„Sollten es denn wirklich falsche und unlautere Hoffnungen sein, welche Euch hier festhalten?“ fragte die Gattin.

„Ob es falsche Hoffnungen sind,“ antwortete Gerhardt — „weiß allerdings nur Gott; aber unlautere? — Und doch nein, — nein gewiß nicht. Ich hoffe ja auf kein anderes Amt, als was ich bisher verwaltet habe, ja ich würde das geringste und mühseligste mit Freuden annehmen, wenn ich nur meiner alten, lieben Gemeinde wieder dienen dürfte. Ich hoffe auf keinen andern irdischen Lohn, als auf mein tägliches Brot, und auf keine andere Ehre, als auf das Zeugniß meiner Gemeinde, daß wir miteinander in der Freiheit bestanden, damit

uns Christus befreiet hat, und daß ich mich nicht habe wägen und wiegen lassen von allerlei Wind der Lehre, durch Schalkheit der Menschen und Täuscherei, damit sie uns erschleichen zu verführen. Ich will keinen andern Ruhm, als mit allen Seelen, die mir der Herr hier anvertraut hat, rechtschaffen sein in der Liebe und wachsen in allen Stücken an Dem, der das Haupt ist, Christus. Und das sind doch wohl keine unlautern Hoffnungen!"

„Gewiß nicht, lieber Herr," versicherte Frau Maria. „Und da Euch Euer Herz und Gewissen dies Zeugniß geben, so möget Ihr auch wohl Frieden haben. Auch meine ich, ist es anders des Herrn Wille, daß Ihr Berlin verlassen und einer andern Gemeinde dienen sollt, so wird er Euch auch erleuchtete Augen dieses Verständnisses geben, daß Ihr erkennen möget, welche da sei die Hoffnung Eures Berufes."

„Wie erquickst Du mich gerade mit diesem Worte der Schrift," rief Gerhardt freudig aus. „Es kann in der ganzen heiligen Schrift kein besseres für meinen jetzigen Gemüthszustand geben, als dies; so sehr ergreift es mein ganzes Herz. Ja, nun will ich ruhig sein und dem Herrn vertrauen, der bis hierher mich immer so gnädig und väterlich geleitet hat. Spricht ja der Herr durch den Mund des Propheten: Die Blinden will ich auf dem Wege leiten, den sie nicht wissen; ich will sie führen auf den Steigen, die sie nicht kennen; ich will die Finsterniß vor ihnen her zum Lichte machen und das Höckerichte zur Ebene. Solches will ich ihnen thun und sie nicht verlassen." (Jesaia 42, v. 16.)

Nicht lange darauf trat der Musikdirector Ebeling ins Zimmer. Sein ganzes Wesen verrieth eine ungewöhnliche Unruhe, welche den beiden Ehegatten auffiel. „Was habt Ihr denn?“ fragte Gerhardt. — „Scheint es doch, als wäre Euch irgend ein Unglück begegnet!“ Und Frau Gerhardt setzte lächelnd hinzu: „Sind es etwa Bräutigamssorgen, die Euch quälen? Oder hat Euch Jungfer Dorothea unfreundlich angesehen?“

„Nichts von Dem, lieben Freunde,“ antwortete Ebeling. „Die Unruhe, in der ich mich befinde, betrifft nicht mich, das heißt mich nicht unmittelbar, sondern vielmehr Euch.“

„Uns?“ fragte die Hausfrau schnell und ängstlich, indem sie hastig ins Nebenzimmer ging, aber bald darauf wieder kam und sagte: „Fürchtete ich doch fast, es wäre unserm Fritz ein Unglück geschehen; aber er spielt ruhig in seinem Kämmerlein und seine Base ist bei ihm.“

„Wie magst Du gleich so Uebles fürchten, liebes Weib?“ sprach Gerhardt.

„Vergebt mir diese Furcht,“ bat die Gattin. — „Eine Mutter, welcher Gott von fünf Kindern nur noch eins gelassen hat, ist um dieses einen willen wohl allzu ängstlich und besorgt.“

„Und doch weißt Du, liebe Maria,“ sagte Gerhardt freundlich — „daß, wo der Herr nicht Haus und Kind mit bewacht, alle Mutterſorge und Mutterangst vergebens ist. Doch wir vergessen ganz, was unser Freund Ebeling uns mitzutheilen hat.“

„Ich möchte mich fast einer unmännlichen Neugierde

anklagen," sagte nun dieser — „aber ich konnte durchaus den Gedanken nicht los werden, daß die Sache Euch betreffen mag. Etwa vor einer halben Stunde nämlich führte mich mein Weg am Münzthurm vorbei; da sehe ich eine Anzahl stattlich gekleideter Männer auf mich zukommen, in welchen ich bald die hochedlen Herren des Raths erkenne, die Herren Consules Schardius, Zarlang und Tieffenbach, den Syndicus Moller, den Kämmerer Rheze und alle andern Raths-Verwandten, — Alle in feierlicher Amtstracht. Ich sehe sie am churfürstlichen Garten hinabgehen, nach der Hofapotheke zu sich wenden, und dann in das Schloß hineintreten. Hätten wir heute Neujahrstag, so könnte ich meinen, die wohledlen Herren des Raths wollen ihre und der Bürgerschaft unterthänige Gratulation vor das landesväterliche Herz bringen —"

„Könnte Dem nicht auch so sein?" fragte Gerhardt lächelnd. „Der Churfürst ist mit seiner Gemahlin gestern abend spät erst von Cleve zurückgekehrt, und der hochedle Rath hat somit nicht eher Gelegenheit gehabt, seine Wünsche vorzubringen."

„Ja, dem könnte so sein," fuhr Ebeling fort — „aber so eben sagte mir der Herr Cammergerichtsadvocat Straßburg, daß der ganze wohllöbliche Rath der Stadt Berlin um drei Uhr dieses Nachmittags vor churfürstliche Durchlaucht citirt worden sei. Also die Herren des Raths gehen nicht freiwillig, sondern auf höchste Vorladung und da kam mir eben der Gedanke bei, daß dies Alles wohl in Eurer Angelegenheit geschehen könnte."

„Aber wie das, lieber Freund?“ fragte Gerhardt in aller Ruhe. „Könntet Ihr wirklich glauben, daß um meiner geringen Perſon willen der ganze hochedle Rath bei churfürſtlicher Durchlaucht ſeine Aufwartung machen müſſe? Und mußte es denn eben um des Glaubens und der Kirche willen ſein, wenn die Herren Juriſten, aus welchen doch zum guten Theile der wohllöbliche Rath beſteht, vor den Landesherrn beſchieden werden? Wiſſet Ihr nicht,“ ſetzte dann Gerhardt lächelnd hinzu — „daß die Rechtsgelehrtheit ſich nicht allzugern mit der Gottesgelehrtheit befaſſet?“

„Ja, ja,“ ſagte der Muſikdirector mit zuſtimmendem Lächeln. „Es haben ja deshalb auch etliche gottesfürchtig-gelehrte Herren Theologen den Scherz gemacht, daß kein Juriſt in den Himmel käme, welches, wenn es dieſen Herren auch etwas ſeltſam vorkommen mag, dennoch dieſelben etwas ihres Chriſtenthums erinnern könnte. Ich habe ja auch aus dieſer ſelben Urſache das dritte Dutzend Eurer geiſtlichen Lieder einem Dutzend ſolcher Herren dedicirt und dabei geſagt: „Weil bei Gott kein Anſehen der Perſon ſei, ſo habe ich vermeinet, daß auch die Herren Juriſten ein geiſtliches Lied als Chriſten in der Kirche Gottes öffentlich, oder auch in ihren Hauskirchen im Geheimen, aber nicht juriſtiſch, ſondern chriſtlich ſingen ſollen, als Gliedmaßen an einem Leibe, welcher iſt Chriſtus, unſer Herr.“

„Das iſt ein ſehr löbliches Wort,“ ſagte Gerhardt — „und kann ich Euch noch die tröſtliche Verſicherung geben, daß es viele Juriſten gegeben hat, welche chriſt-

liche, ja sogar theologische Tractate, Gebete und Lieder aus dem Geiste Gottes gemacht und die Christenheit damit beschenket haben. Doch Ihr vergesset dabei, mir Eure Gründe zu sagen, warum Ihr wegen des Raths Vorbescheid um meinetwillen in Unruhe seid.“

„Mein theurer Herr und Freund,“ sprach Ebeling — „es mag mir hier wohl ergehen, wie Eurer lieben Hausfrau, als sie vorhin um Eures einzigen Kindes willen in Sorgen war. Was man innig hochachtet und liebt, darüber wachet man am Treuesten, und was man schon halb und halb verloren hat, das fürchtet man stündlich ganz zu verlieren. Ja, ich will es Euch offen gestehen, der traurige Vorfall mit dem Herrn Diaconus Gigas hat mich an der Gnade unseres großen Churfürsten irre gemacht, und ich fange in Wahrheit an zu fürchten, nicht etwa, daß Ihr auch nach Spandau abgeführt würdet, sondern nur, daß Ihr werdet, wie Eure vormaligen Collegen Reinhart und Fromm, Stadt und Land meiden müssen. Denn die Fürsten und Herren dieser Welt haben es nicht gern, wenn Diejenigen, die ihnen anstößig sind, von Andern viel Gunst und Liebe erfahren. Da nun dies der Fall mit Euch ist, und die ganze Gemeinde Euch eben so in Schutz nimmt, als der Churfürst Euch ungnädig gesinnt ist, und die Herren des Raths Euch in dem Genusse Eures Amtes gelassen, als wäret Ihr noch dafür thätig, wie vorher, und dieselben dem churfürstlichen Befehle, an Eurer Stelle einen andern Prediger zu berufen, noch nicht nachgekommen sind, so fürchte ich sehr, daß die treuen, lieben Herren um

Euretwillen jetzt aus des Churfürsten Munde manches ungnädige Wort vernehmen werden, das nothwendig auf Eure Zukunft keinen erfreulichen Einfluß haben kann.“

„Ihr seid ja ein wahrer Unglücksprophet,“ entgegnete Gerhardt ernster, als zuvor und setzte dann entschlossener hinzu: „Aber trotzdem sollt Ihr doch meine bessere Hoffnung nicht niederschlagen. Wäre es des Herrn Wille, daß mir eine neue Prüfung behalten ist, so habe ich volles Vertrauen zu ihm, daß er mir auch die nöthige Kraft, den erforderlichen Muth und das Maas der Erkenntniß geben werde, mit welchem ich dem Evangelio würdig wandeln soll.“

Bei solcher Gemüthsstimmung, welche durch Ebelings Eintritt über die beiden Ehegatten gekommen war, konnte es eben nicht befremden, daß der Eintritt eines Mannes, der in des Churfürsten unmittelbaren Diensten stand, keine erfreuliche Erscheinung war. Herr Johann Samuel Fehr, churfürstlicher geheimer Kammer-Secretär, trat ins Zimmer, ein Mann von tiefem Ernste, der schon oft als unmittelbares Organ des Churfürsten eine schnelle Lösung in verwickelte Fragen gebracht hatte. Das augenblickliche Gefühl von Furcht und Schwachheit, dessen sich Gerhardt bei aller sonstigen Willensstärke doch überall da nicht erwehren konnte, wo ein ihm drohendes Schicksal noch unbestimmt und unentwickelt vor ihm lag, überwältigte ihn auch jetzt, indem er dem Eintretenden mit den Worten entgegen kam: „Ich weiß, was Ihr mir bringt, Herr Geheimsecretär.“

„So?“ fragte dieser überrascht. — „Und was meinet Ihr?“

„Ihr bringt mir den Wanderstab, mit welchem ich aus Stadt und Land ziehen soll,“ antwortete Gerhardt.

„Das wäre schlimm,“ entgegnete der Secretär mit einem leichten Lächeln. „Nein, ehrwürdiger Herr, ich bin kein Unglücksbote, sondern hoffentlich ein willkommener Gnadens- und Friedensherold. Mich sendet churfürstliche Durchlaucht zu Euch, um Euch Eure Wiedereinsetzung in Euer Predigtamt anzukündigen.“

Diese Eröffnung wirkte wahrhaft erschütternd auf die drei Personen, die sie vernahmen. Ebeling öffnete groß und weit seine Augen und richtete sie halb ungläubig auf den Secretär, während er sonst völlig regungslos blieb, wie Jemand, der einen betäubenden Schlag erlitten hat, und nur durch eine zweite Erschütterung wieder zum Leben gebracht werden kann. Die Hausfrau dagegen bot das Bild der tiefsten Rührung dar; über ihre blassen, abgezehrten Wangen breitete sich eine glühende Röthe, ihre Hände zitterten und aus den Augen stürzten die hellen Thränen. „Das hat Gott gethan,“ rief sie aus und eilte ins Nebenzimmer, um die frohe Botschaft ihrer Schwester mitzutheilen.

Gerhardt aber, dem dies Alles galt, senkte sein Haupt auf die Brust nieder und die gefalteten Hände über den Schoos legend, sprach er leise vor sich hin: „Herr, ich bin's nicht werth, daß Du unter mein Dach gehest.“

„Mich freut es,“ fuhr nun der Geheimsecretär fort

— „daß eben ich von churfürstlicher Durchlaucht zum Ueberbringer solcher Botschaft auserlesen worden bin. Ich mag mich nicht rühmen, daß ich an Eurem bisherigen traurigen Geschick den wärmsten Antheil genommen habe; denn wo Vornehm und Gering in der ganzen Gemeinde für Euch ins Mittel getreten ist, da will eine solche Aeußerung mit andern Zeugnissen bewiesen werden, als ich Euch geben kann. Aber das kann ich Euch sagen, daß ich mich herzlichst auf den Augenblick gefreut habe, in welchem ich dieser wiederkehrenden Gnade des Churfürsten Dolmetscher bei Euch sein würde.“

„Verzeiht mir, Herr Geheimsecretär,“ sagte Gerhardt — „daß ich so wenig Worte habe, meine Freude, meinen Dank auszudrücken. Denn bei aller unerschütterlichen Hoffnung auf den allmächtigen Helfer und Schützer im Himmel und auf das milde, väterlich gesinnte Herz unsers durchlauchtigsten Churfürsten kommt mir doch dieser Gnadenstrahl so plötzlich, so unerwartet, daß er mich blendet und statt Licht nur Nacht auf meine Seele legt. Ja, Herr, meine Freude ist Traurigkeit.“

„Aber warum das, lieber Herr Diaconus?“ fragte Fehr theilnehmend.

„Diese unerwartete Gnade drückt mich nieder,“ antwortete der fromme Mann. „Ich weiß, daß ich sie nicht verdient habe, — ich weiß, daß ich unter allen meinen unglücklichen Amtsbrüdern, welche in dieser traurigen Kirchenspaltung auf ihr Bekenntniß gehalten haben, der erste und einzige bin, dem ohne all' sein Zuthun solche

große Gnade widerfährt. Und wo habe ich den Reichthum solcher Barmherzigkeit bei Gott verdient!"

„Müssen wir aber nicht Alle mit solchem Bekenntnisse vor den Herrn treten?" sprach der Secretär. — „Darum wandelt nur Eure Traurigkeit in Freude und Dank gegen den Gott, der große Dinge an uns Allen thut. Eure nächste Predigt mag davon ein lautes, öffentliches Zeugniß geben."

„Mein Gott," rief Gerhardt aus — „wie wird mir sein, wenn ich nach bald einem vollen Jahre Stillschweigen im Hause des Herrn ihn, meinen Heiland, wieder loben und preisen und sein heiliges Evangelium verkündigen darf! Wie oft habe ich in der vergangenen Zeit meiner Bedrängniß mit David gesprochen: „Eins bitte ich vom Herrn, das hätte ich gern, daß ich im Hause des Herrn bleiben möge mein Leben lang, zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn und seinen Tempel zu besuchen." Und nun hat mir der Herr diese meine Bitte gnädig erhört, — nun darf ich wieder die Kanzel hinansteigen und reden, weil ich glaube, nun darf ich wieder die Stufen des Altars hinangehen und die Gemeinde segnen, die mich in meiner Noth nicht verlassen hat, — nun darf ich wieder an die Betten der Kranken und Sterbenden treten und Frieden bringen den Mühseligen und Beladenen. Ja, edler Herr, der allbarmherzige Gott hat Großes an mir gethan. Sein Name sei hochgelobet in Ewigkeit."

„Amen, Amen," sprachen Fehr und Ebeling fast zusammen, und der Erstere fuhr dann fort: „Ich bin

Euch, ehrwürdiger Herr, noch weitere Mittheilung schuldig. Die Wiedereinsetzung in Euer Predigtamt ist allerdings ein besonderer Gnadenbeweis unsers großen Churfürsten. Ihr wisset, daß Ihr nur deshalb Eures Amtes entsetzt wurdet, weil Ihr die Ausstellung des Reverses verweigert; churfürstliche Durchlaucht aber will, weil Sie gegen Euch weiter keine Klage vernommen, auch dafür halten muß, daß Ihr sonst zu allem treuen Gehorsam gegen Dieselben Euch verpflichtet haltet, Euch die Unterschrift des Reverses erlassen und Euch vollkommen in Euer Amt wieder einsetzen."

„Das ist mehr, weit mehr, als ich erwarten durfte," sagte Gerhardt in tiefe Gedanken verloren. — „Ja, Herr Geheimsecretär, ich muß es Euch wiederholen, daß ich um der Größe dieser Gunst und Gnade willen, die mir vor so vielen Andern widerfährt, fast zweifelhaftig bin, ob denn diese liebe Botschaft nicht etwa nur ein Traum sei."

„Gewißlich nicht," sprach Fehr lächend. — „In diesem Augenblicke, wo ich Euch diese Eröffnung mache, stehet der gesammte Rath dieser Stadt vor churfürstlicher Durchlaucht und fast sämmtlichen Geheimen Räthen, welche alle nur um deswillen und in großer Eile zusammenberufen worden sind, um diese gnädige Willensmeinung aus dem Munde des Herrn Oberpräsidenten von Schwerin zu erfahren. Was Seine Excellenz jetzt auf gnädigste Befehle dem Rathe der Stadt eröffnet, das eröffne ich auf gleichen Befehl Euch hier in Eurer Behausung. Churfürstliche Durchlaucht wollte in Gnaden selbst zuerst

dieſe Eröffnung Euch machen laſſen, ehe Ihr ſie von dem Rathe erführet.“

„Ihr überfüllet immer mehr das Maas der Gnaden, die an mir geſchehen ſind,“ rief Gerhardt aus. — „Sagt mir, edler Herr, woher mir ſolches Alles zukommt? Muß ſich nicht der Engel des Herrn um des Churfürſten Herz gelagert haben, daß er mir Solches zu Wege gebracht hat?“

„Ihr möget wohl Recht haben,“ antwortete der Geheimſecretär. „Nur denke ich an einen ſichtbaren Engel, — an den guten Engel des churfürſtlichen Hauſes, wie des ganzen Landes, — nämlich an die fromme Churfürſtin Louiſe. Es geht die Rede, — wenn ich anders nicht ein Geheimniß veroffenbare, — daß unſere liebenswürdige Churfürſtin ſich Eurer angenommen und Eure Sache bei ihrem durchlauchtigſten Gemahle geführt hat. Einer ſolchen Fürſprecherin muß ja auch das veſteſte Herz ſich erſchließen.“

„Die liebe, fromme, gnädige Frau,“ ſagte Gerhardt — „Gott ſegne ſie. Ihr iſt vom Herrn die Gabe des Geſanges verliehen. Ich kenne nur das eine Lied von ihr: Ich will von meiner Miſſethat zum Herren mich bekehren! — aber in dieſem einen Liede redet die Sprache des Glaubens und das Werk der Heiligung unſers innern Menſchen ſo mächtig, ſo rührend, daß es jederzeit, ſo oft ich es nur vor mich hinſpreche, wie ein Ruf des Herrn mir ertönt: „Thue Buße, denn das Himmelreich iſt nahe herbeigekommen!“

„Nun,“ ſetzte der Geheimſecretär dazu — „ſo be-

reitet Euch denn, ehrwürdiger Herr, daß Ihr selbst auch diesen in unserer Zeit so nöthigen Zuruf recht bald von heiliger Stätte herab an Eure Gemeinde richtet. Sobald der Rath der Stadt Euch wird pflichtschuldigst von dieser günstigen Wendung Eures Schicksals in Kenntniß gesetzt haben, — und das wird ohne Zweifel sogleich morgen geschehen — so mögt Ihr denn in Gottes Namen an Eure Arbeit im Weinberge des Herrn gehen. Auch werdet Ihr nie vergessen, das gnädige Zutrauen unsers durchlauchtigsten Churfürsten in vollem Maaße zu erfüllen, und Euch jetzt und fernerhin, eben so wie bisher, aller Worte und Werke enthalten, welche dem großen Friedenswerke unsers Landesvaters hinderlich sein könnten. Churfürstliche Durchlaucht lebt der gnädigsten Zuversicht, daß Ihr, auch ohne Unterschrift des Reverses, doch als ein getreuer und aufrichtiger Mann den Edicten nicht zuwider handeln werdet. Und so ist denn meine Sendung zu Euch erfüllt, — auch mahnet die hereinbrechende Nacht mich zum Abschiede. Sollte Euer Herz Euch zu einem besondern Danke gegen unsern durchlauchtigsten Churfürsten und Dero gnädigsten Frau Gemahlin drängen, so zweifle ich nicht, daß Ihr auf vorher geschehenes unterthäniges Ansuchen den Zutritt erlangen werdet. Sei nun Gott mit Euch, ehrwürdiger Herr, und auch mit Euch, lieber Herr Musikdirector, als dem getreuen Hausfreunde unsers Herrn Paul Gerhardt und dem kunstreichen Sänger seiner schönen Lieder.“

So entfernte sich unter nochmaligem freundlichen

Gruße der churfürſtliche Geheimſecretär, nahm aber auffallender Weiſe einen weniger freundlichen Gegengruß mit ſich. In Gerhardts Angeſichte zeigte ſich während der letzten Zuſprache des Secretärs ein ernſtes, bedenkliches Weſen, das eine trauernde Seele verrieth. Und als jetzt die Hausfrau wieder ins Zimmer trat und ihrem Gatten fröhlichen Herzens zurief: „Ach, lieber Herr, welche Freude iſt uns widerfahren!“ ſprach Gerhardt ſtill für ſich hin: „Auch ohne Unterſchrift — ſagte er nicht ſo?“

Dann, wie aus ſeinen Gedanken erwachend, richtete er ſein träumeriſches, ſanftes Auge wehmüthig auf ſeine Gattin und ſagte: „Maria, — ich fürchte doch, meine Freude iſt Traurigkeit! Ich will mich mit meinem Gott berathen. Laſſet mich allein, lieben Leute.“

Und Ebeling und Frau Maria verließen mit bedenklichen Mienen das Zimmer, völlig ungewiß darüber, was in ſeiner Seele eigentlich vorgehe.

Cap. 3.

Ein Bild der Vergangenheit.

> Unsere Väter wurden stolz und halsstarrig, daß sie deinen Geboten nicht gehorchten und weigerten sich zu hören und gedachten auch nicht an deine Wunder, die du, Gott, an ihnen thatest.
>
> Nehemia 9, v. 16. 17.

Wenn schon am nächsten Tage die Nachricht von der Wiedereinsetzung Paul Gerhardts in sein Amt wie ein wahres Evangelium von Haus zu Haus wanderte und überall Freude und Dank bereitete, so wurde zwei Tage darauf, am zwölften Januar 1667, als in dem berliner Wochenblatte: der Sonntag'sche Mercurius dies frohe Ereigniß officiell der Gemeinde mitgetheilt wurde, die Freude zum wahren Jubel. Auf allen Straßen bildeten sich, trotz der empfindlichen Kälte, zufällige Versammlungen Derer, die sich begegneten und einander zu wiederholten Malen als eine Neuigkeit mittheilten, was Niemandem mehr unbekannt war.

Daß in der Bürgerverſammlung im Wirthshauſe an der langen Brücke dieſe Nachricht keine geringere Bewegung hervorbrachte, iſt wohl natürlich. Herr Matthias, der Wirth, war niemals ſo ungeſtört glücklich geweſen, als eben heute; denn nicht allein, daß die übergroße Menge der Gäſte dem Kruge gar weidlich zuſprach, alſo daß das dem Ohre eines Wirthes ſo erfreuliche Getöne des Krugdeckels, wenn er auf den leeren Boden niederſchlägt, von einem Tiſche zum andern wanderte — auch der ganze Geiſt der Verſammlung hatte des Wirthes unbedingteſte Zufriedenheit. Er hörte nichts als Freude und Lob und zwar über Männer beider Confeſſionen mit gleichem Maaße ausgeſprochen, welcher Umſtand ihm, bei ſeinem uns bekannten Stande über den Partheien, eben der rechte war.

Wir finden unſere alten Bekannten und Freunde alle wieder verſammelt; da waren da die ehrenwerthen Bürger und Meiſter Tuchmacher und Gewandſchneider Lorenz Oerttel und Andreas Jung, Meiſter Gabriel Schumann, der Schuhmacher, Meiſter Joachim Liebrecht, der Bäcker, Meiſter Wolf Starke, der Schlächter, Meiſter Chriſtian Kuntze, der Kürſchner, Meiſter Jonas Seyffard, der Schneider, Meiſter Hanns Chriſtoph Häßler, der Zinngießer, der treue, ehrliche Bürgerfreund, Herr Johann Georg Ebeling und viele, viele Andere, die Alle mit gleichem Eifer der Feier des wichtigen Tages oblagen.

„Unſer große Churfürſt iſt doch ein wahrhaft großer und großmüthiger Herr,“ rief Meiſter Liebrecht aus. —

„Nach allem Dem, was bisher vorgegangen ist, konnten wir nichts weniger hoffen, als solche frohe Botschaft. Aber eben, wie unser Gemüth am Verzagtesten war und wir, fast wie die Heiden, in Finsterniß und Schatten des Todes saßen, brach die liebe Sonne hindurch und machte wieder Licht. Ich habe immer einen kleinen Scrupel gehabt, wenn die Prediger auf der Kanzel von der strengen Gerechtigkeit und doch auch wieder von der unerschöpflichen Liebe Gottes redeten, weil mir Solches nicht recht wohl mit einander übereinstimmen wollte; aber seitdem unser große Churfürst von beiden Stücken, nämlich von strenger Gerechtigkeit und landesväterlicher Gnade so kräftige Beweise gegeben hat, ist mir aller Zweifel benommen. Denn wenn das schon bei Menschen möglich ist, wie viel mehr und wie viel glorreicher wird das bei Gott geschehen! Darum Ehre und Dank unserm großen Churfürsten.“

„Ich mag Eure Freude nicht stören, lieber Nachbar,“ sagte Meister Starke. „Weiß Einer dem Churfürsten Dank, daß er uns unsern Seelsorger wiedergegeben hat, und wir somit nach langer Theuerung des Wortes Gottes uns nun wieder einmal recht satt essen können, — freut sich darüber Einer, so bin ich es. Aber wenn Ihr an Gottes Gerechtigkeit und Gnade nur deshalb glauben wollt, weil unser große Churfürst die Wunden, die er vorher geschlagen hat, wieder heilet, so ist wenigstens Eure Ansicht und Meinung von der Gerechtigkeit unter Menschen eine andere, als die meine. Denn wo ohne Verschuldung gestrafet wird, da ist die Gerechtigkeit

sehr menschlich, das heißt, unvollkommen und Stückwerk.“

Meister Jung, der die etwas heftige Gemüthsart des Schlächters kannte und die Freude des heutigen Tages durch keine Mißstimmung gestört sehen wollte, hielt es für gerathen, allem weitern Streite darüber vorzubeugen und entgegnete deshalb: „Lieber Meister Starke, Ihr habt ganz recht, wenn Ihr saget, daß alle Gerechtigkeit auf Erden menschlich ist, nämlich unvollkommen und Stückwerk; denn um Jedem geben zu können, was er in Wahrheit verdient, müßte unser Auge bis in die innerste Tiefe unserer Mitmenschen dringen können. Und weil das, was recht sein soll, zugleich wahr und gewiß sein muß, so müßten wir Menschen auch von aller Selbsttäuschung frei sein und uns niemals irren können. Da wir aber nun einmal selbst beim besten Wissen und Gewissen von mancherlei Täuschung und Irrthum gefangen genommen werden und wir nicht einmal uns selbst ordentlich kennen lernen, viel weniger den wahren innern Zustand unsers Mitmenschen, so folgt allerdings, daß alle menschliche Gerechtigkeit etwas sehr Unvollkommenes ist. Um so erquicklicher ist für uns die Hoffnung des Evangelii, daß Gott einst einem Jeglichen geben wird nach seinen Werken; darum mögen wir uns immerhin freuen, wenn eine menschliche Gerechtigkeit, sobald sie sieht, daß sie wohl habe irren können, sich in Liebe und Gnade verwandelt.“

„Und dann noch Eins,“ setzte der alte, ehrwürdige Meister Oerttel hinzu: „Ihr saget, lieber Meister: wo

ohne Verschuldung gestraft wird, da ist wenig Gerechtigkeit! Was werdet Ihr mir antworten, wenn ich Euch beweise, daß das Gott selber thut? Ja gewiß! Wie viel gibt es nicht Unglück und Trübsal auf Erden, welches der Mensch durch eigene Verschuldung nicht herbeigeführt hat! Mißwachs und Theurung, Feuer- und Wassersnoth, Pestilenz und andre Seuchen, die von Mittag kommen. Und doch ist dies Alles eine Strafe und Züchtigung vom Herrn; es ist nämlich unsers Gottes strafende Gnade, welche immer dann eintritt, wenn die liebende Gnade nicht mehr verfangen will. Wenn Ihr aber, Meister Liebrecht, unsern Churfürsten preiset, so preise und rühme ich unsere fromme Churfürstin, welcher wir ohne Zweifel die plötzliche Sinnesänderung ihres durchlauchtigsten Gemahls verdanken. Eine solche fromme, christliche Fürstin, wie diese unsere gnädigste Landes Frau Mutter, ist in das brandenburgische Churhaus noch nicht eingezogen. Lieben Mitbürger und Freunde, ich bin ohne Zweifel der älteste unter euch; denn die Hälfte von euch könnten meine Kinder, die andere Hälfte meine Enkel sein. Ich schaue auf eine Zeit in Berlin und Cöln zurück, die ihr nach Dem, wie es jetzt zugeht, kaum für möglich halten werdet, nicht allein in der Bürgerschaft, sondern besonders am Hofe. Und daß es jetzt in unserm hohen Churhause so fein christlich und löblich zugeht, daß ist allein das Werk unserer frommen Churfürstin."

„Erzählt es uns," rief es von mehreren Seiten. „Erzählt es uns, Vater Oerttel!"

„Wollt' ich euch," fuhr nun der alte Meister fort — „nur das Leben und Treiben des Oberkammerherrn Curt von Burgsdorf erzählen, ihr würdet euch mitten nach Babylon und Sodom versetzt sehen. Ein Mann, wie dieser, der nicht weniger denn vierhundert der kostbarsten Kleider hatte, der eine prächtigere Tafel hielt als der Churfürst, der oft auf seinem Tische die theuersten Leckerbissen in sündhafter Verschwendung mit seinen Trinkgesellen vergeudete, während oft an churfürstlicher Tafel es an Wein gebrach für die fremden Gesandten, ein Mann, wie dieser Burgsdorf, der sich Dessen rühmte, daß er an einem Abende achtzigtausend Thaler verspielt habe, und daß er in einem Niedersitzen zehn bis funfzehn Kannen Weines zu sich nehmen könne, der es als eine große Heldenthat pries, daß er zehn andere Schwelger und Prasser durch Trinkwetten in Wahrheit zu Tode getrunken habe, und der diese sündliche Verschwendung einzig auf Kosten des sauren Schweißes der Bürger und Bauern trieb, — dieser Mann allein, dessen schreckhaftes, schandbares, ausschweifendes Leben man ohne Verleugnung aller Schaam und Zucht gar nicht erzählen kann, und der sich doch so viele Jahre am Hofe halten konnte und im Grunde regierender Herr war — dieser Mann allein giebt euch ein hinreichend Bild jener entsetzlichen Zeit."

„Aber," fragte Meister Schumann mit funkelnden Augen — „gab es denn damals, das heißt also vor etwa dreißig, vierzig Jahren, keinen einzigen treuen Wächter auf Zion? Gab es keinen Prediger bei Hofe, der das

Wort Gottes wie einen Donnerkeil in solch' sündiges Leben hineinschlug? — Waren denn Alle, wie sie die Schrift nennt, nur stumme Hunde, die nicht strafen können? War kein muthiger Johannes da, der unter dies Volk trat und sprach: Es ist nicht recht, was ihr thut! Thut Buße und glaubt an das Evangelium!"

Mit schmerzlichem Lächeln antwortete Vater Oerttel: „Ja, mein Freund, so fragte damals Mancher, der von dem allgemeinen Verderben noch nicht ergriffen war und mit Schrecken das Strafgericht Gottes heraufziehen sah. Und doch fehlte es eigentlich nicht an Zucht und Strafe aus dem Worte Gottes. Die Gnade und Langmuth des himmlischen Vaters hatte dem churfürstlichen Hofe immer fort vortreffliche Gelehrte und christlicheifrige Prediger und Seelenhirten gegeben, welche nicht müde wurden, bald mit milden, bald mit ernsten Worten den Gehorsam gegen Gottes Gebot in die von der Lust der Welt erstickten Gemüther hineinzupredigen, und die auch durch eigenen ehrbaren, rechtchristlichen Wandel und durch ein wahrhaft gottgefälliges Leben als Exempel der wahren Gottesfurcht sich bewährten. Aber, Gott sei es geklagt, ohne allen Nutzen; der größte Theil der Hofleute trieb es nur desto ärger in dem wilden, wüsten, heidnischen Wohlleben. Unmäßiges Essen und Trinken, Unzucht in aller Schaamlosigkeit, in Geberden, Worten und Werken, wahnsinnige Glücksspiele, wobei ganze Dörfer und Schlösser sammt den Einwohnern gewonnen und verspielt wurden, — das war Tag für Tag von früh bis in die späteste Nacht das Tage-

werk bei Hofe. Nun hätte man glauben und hoffen sollen, daß nach sechs solchen in Sünde und Schande verlebten Tagen das Herz sich ein wenig nach Ruhe gesehnt und etwas nach Gott gefragt hätte; aber Dem war nicht so. Vielmehr wurde es an Sonn- und Festtagen ärger getrieben, als in der Woche. An solchen Tagen gab es am Hofe nichts, als üppige Schmausereien, lustiges Turniren und Ringelrennen, lächerliche Verkleidungen und unzüchtige Tänze, und was sonst Fleischeslust, Augenlust und hoffärtiges Leben nur ersinnen mag; ein wahrhaft heidnisches Wohlleben Solcher, die von Gott nichts wissen und auch nichts wissen wollen. Denn die Prediger am Hofe waren Stimmen in der Wüste."

„Ich will" — sagte hier Meister Jung — „die Prediger damaliger Zeit, die mir aus meiner Jugend her noch gar sehr erinnerlich ist, wegen ihrer Gelehrsamkeit und wegen ihres guten Willens nicht tadeln; aber daß sie gar zu wenig gewirkt, daß sie, wie es den Anschein hat, von allen diesen verlorenen Seelen auch nicht eine retten konnten, das fällt doch wohl auf ihre eigene Seele zurück. Sie waren alles gelehrte Leute, welche um eines rechten Wortes, um eines Buchstabens in der Schrift willen, stundenlang auf der Kanzel stritten und fochten, und die auch wohl, wenn sie das Gesetz predigten, gewaltig straften und verdammten. Aber das thut's freilich nicht. Das Herz muß ergriffen werden, das Gewissen muß im innersten Grunde gerührt werden, das Wort des Predigers muß nicht blos ein Donnerkeil sein, der Felsen spaltet, sondern auch ein milder Früh-

lingshauch, der die erstarrten Seelen zu neuem Leben erwecket. Der Prediger muß nicht blos im äußern Wort Gesetz und Evangelium predigen, sondern er muß aus eigner Tiefe innigen, seligmachenden Glaubens heraus die wahre Gläubigkeit in den Herzen seiner Zuhörer hervorbringen. Alle äußere Lehre und Unterricht, alles Strafen und Verdammen hilft nichts und erbittert nur noch mehr, wenn nicht zuvor das Herz zur Demuth vor Gott und seiner selbst Erkenntniß geführt worden ist. So thut es unser Paul Gerhardt, und hätte dieser theure Mann Gottes damals nur eins seiner Lieder in das sündliche Hofleben hineinsingen, oder nur eine seiner Predigten halten können, es wäre eher eine bessere Zeit heraufgekommen. So lange des Herzens Hoffart nicht gebrochen wird, so lange ist auch an Reue und Buße, an Heiligung des innern Menschen nicht zu denken.“

„Gewiß, Ihr habt recht, lieber Mitmeister,“ sprach Vater Oerttel. — „Die Hoffart war damals der ärgste Feind und Widersacher alles wahren Christenthums. Die unmäßige Kleiderpracht der Hofleute, die nur in Sammt und Seide, in Gold und Silber, und bedeckt mit Perlen und Edelsteinen einhergingen, und die fast närrischen Moden derselben war Alles nur Folge dieser sündlichen Hoffart. Ich habe mehrere solcher vornehmen Herren am Hofe gekannt, die mit großen Kosten, womit viele tausend Menschen hätten können von Hungersnoth und äußerstem Elende gerettet werden, nach Frankreich, Italien, Spanien, England und andern

fremden, ja selbst außerhalb Europa gelegenen Ländern geschickt wurden, nur um daselbst fremde und ungewöhnliche Trachten und Sitten kennen zu lernen, die dann auch sogleich nachgeahmt wurden. So geschah es, daß die alte deutsche Zucht und Ehrbarkeit immer mehr verschwand, und ein leichtsinniges Wesen in Sitten und Geberden mit Verachtung aller wahren Gottesfurcht Raum gewann.“

„Aber,“ warf hier Meister Seyffard ein — „die Bürgerschaft und das Volk auf dem Lande machte doch wohl hiervon eine ehrenwerthe Ausnahme!“

Der Vater Oerttel schüttelte schmerzlich das Haupt und sagte: „Lieber Gott, es ist ja jetzt unter uns und auf dem Lande noch nicht viel besser. Ist nur erst das Verderben vom Hofe aus ins Volk herabgedrungen, so wurzelt es hier so tief, daß es erst nach mehrern Menschenaltern wieder ausgerottet werden kann, und erreicht daselbst die tiefste Stufe des leiblichen und geistigen Elendes. Das ist tief und schwer zu beklagen. Denn so wie einst alle Prediger werden strenge Rechenschaft geben müssen über alle Seelen, die verloren gegangen sind, und die sie doch in treuerer Verwaltung ihres Amtes hätten retten können, so werden auch einst alle Fürsten und Herren dieser Erde zur schweren Verantwortung gezogen werden über alles Elend, welches sie durch ihr böses Beispiel in Worten und Werken über Land und Volk gebracht haben.“

Bei diesen Worten trat eine tiefe Stille ein, welche besonders Herrn Matthias, dem Wirthe, peinlich zu

sein schien, fast als fürchte er, daß dieses Wehe! Wehe! über die Fürsten und Herrn in seinen Gästen eine Mißstimmung gegen das churfürstliche Haus hervorbringen könnte. Er hielt es deshalb für klüglich, die Gedanken seiner Gäste wieder auf etwas Anderes hinzulenken und wandte sich freundlichst an Meister Oerttel und sagte: „Wollet Ihr vielleicht über den damaligen Zustand unter dem Landvolk und über die Sitten der Bürgerschaft uns Etwas noch erzählen?“

„Ich müßte,“ antwortete der Altmeister — „im Ganzen nur wiederholen, was ich vom Leben am Hofe gesagt habe; denn die Entfremdung von Gott, der Abfall vom Glauben bleibt sich aller Orten in seinen Werken gleich, — es wird immer ein gott- und sittenloses Leben sein, und ist nur geringer oder größer nach dem Maaße der Mittel, welche dazu vorhanden sind. Dasselbe leichtsinnige, üppige, unzüchtige Wesen; dazu Gotteslästerungen in tiefster Rohheit, unaufhörliches Fluchen und Schwören. Daß aber aller Unglaube gern in Aberglauben überschlägt, das hat man da wohl deutlich gesehen; es herrschte eine solche Neigung zum Sternsehen und zu allen andern abergläubischen Wahrsagereien, daß man im Lande der Heiden zu leben meinte, und die Sabbathschändung hatte in Städten und Dörfern das höchste Maas erreicht, wie es, Gott sei es innigst geklagt, jetzt auch an vielen Orten noch sich findet.“

„Ich erinnere mich aber doch,“ fiel Meister Kuntze

ein — von meinem seligen Vater her, „daß man gerade damals die Kirche sehr fleißig besucht hat.“

„Allerdings,“ versicherte Vater Oerttel. — „Wie jetzt noch unter gar Vielen, so hielt man es damals für einen Gottesdienst, sich an Sonn- und Festtagen stattlich herauszuputzen und zweimal zur Kirche zu gehen, aber freilich ohne allen Herzensdrang, und deshalb ohne alle Andacht, ohne allen Nutzen für der Seele Heil. Denn sobald das Gotteshaus zugeschlossen war, ging auch das sündlichste Leben und Treiben an. Alle Sünden, wozu es an den Werktagen nicht Zeit und Gelegenheit gab, wurden nun des Sonntags mit freudigem Muthe gethan. In allen Gasthöfen, Schenken, Wein- und Bierkellern war bald kein Unterkommen mehr, und Trinken und Schwelgen dauerte unter Trommeln, Pfeifen und Geigen bis über die Mitternacht hinaus. Ja ich habe selbst an einem Sonntage die Comödianten in der Kirche ihr Wesen treiben sehen, und wo man hinkam, gab es Fechtmeister, Springer, Linienflieher, Tanzmeister, Bären, Affen und andere wilde Thiere, die dem Volke in Städten und Dörfern mit ihrer Kurzweil aufwarteten, und welcher selbst die Stadtobrigkeit und die Geistlichkeit mit ganz besonderer Ergötzlichkeit beiwohnten.“

„Das ist eine traurige Schilderung,“ rief Meister Häßler aus; der Musikdirector Ebeling aber setzte hinzu: „Mich erbittert nichts mehr, als der Mißbrauch der schönen, herrlichen Musica zu dem sündlichen Leben und Treiben der Welt, wo denn schon der Prophet Je-

saias in dem Worte, das mir, als einem Musico, ganz besonders gesagt ist, sich ausspricht: „Wehe Denen, die des Morgens früh auf sind, des Saufens sich zu befleißigen und sitzen bis in die Nacht, daß sie der Wein erhitzet und haben Harfen, Psalmen, Pauken, Pfeifen und Wein in ihrem Wohlleben, und sehen nicht auf das Wort des Herrn und schauen nicht auf das Geschäft seiner Hände.“ (Jes. 5, v. 11. 12.) „Ja, lieben Freunde, die Musik ist eine der herrlichsten Gaben Gottes und keine andere Kunst so mächtig, das Gemüth zu ergreifen und die Seele mit Andacht und mit Liebe zu Gott zu erfüllen. Ich meine deshalb auch, daß Gott uns Menschen die Gaben der Musik nur deshalb verliehen hat, daß wir ihm allein singen und spielen sollen in unserm Herzen, daß wir das zauberhafte Reich der Töne nur zu seiner Ehre erschließen, und daß alle Melodie und alle Harmonie nur Zeugniß geben solle von dem Einklange unseres Herzens mit dem heiligen Willen Gottes. Darum sage ich, der rechte Dichter und der rechte Sänger stehen allezeit nur im Dienste des Herrn! Wenn nun aber, wie noch heut zu Tage so oft geschieht, Geigen und Pfeifen nur zur Lust der Welt verwendet werden, wenn die heilige Musica hinabsteigen muß in den unreinen Geist fleischlichen Wohlgefallens, wenn der Ton der Trompeten und Pauken den letzten Gedanken an Zucht und Schaam, an Gott und alles Heilige aus der leeren Seele noch hinaustreibt, dann könnte ich weinen vor Schmerz und Herzeleid über die Entheiligung der himmlischen Frau Musica, und es

hält schwer, daß ich nicht über den starken Engel in der Offenbarung St. Johannis, der den großen Stein ins Meer wirft und spricht: „Also wird mit einem Sturme verworfen die große Stadt Babylon und nicht mehr erfunden werden, und die Stimme der Sänger und Saitenspieler, Pfeifen und Posaunen soll nicht mehr in dir gehört werden, und das Licht der Leuchte soll nicht mehr in dir leuchten" (Offenb. Joh. 18, v. 21—23) — „es fehlt nicht viel, sage ich, daß ich nicht darüber ausrufe: „Ja so geschehe es, hier und da und dort und überall, wo die himmlische Frau Musica dem Baal und Belial dienen muß. Darum Ehre unserm Paul Gerhardt, der die volltönenden Saiten seines Herzens nur angeschlagen hat, dem Menschen zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit, dem Herrn im Himmel aber zu Lobe, Preis, Dank und Anbetung."

„Ja, Ehre, Ehre unserm Paul Gerhardt," durchschallte es die ganze Versammlung. „Er ist ein Mann nach dem Herzen Gottes!" —

Nachdem die durch Ebelings begeisternde Ansprache hervorgebrachte Aufregung wieder gestillt war, nahm Meister Seyffard, der Schneider, das Wort und sagte: „Ich weiß wohl, daß unser Handwerk nächst der Goldschmiedekunst leider am Meisten gezwungen ist, dem hoffärtigen Wesen der Welt zu dienen; aber obgleich dadurch unser tägliches Brot gewonnen werden muß, so kann ich Euch doch gestehen, lieben Mitbürger und Freunde, daß ich mit Schmerz und Widerwillen diesem

Götzen diene. Auch mein Erdenleben reicht weit genug zurück, um den Anfang dieses Greuels an den Weibern und Töchtern der vornehmen Herren aufzufinden. Ich weiß recht wohl die Zeit, wo diese Weiber mit ihrer natürlichen Gestalt und Farbe, welche Gott, ihr Schöpfer, ihnen gegeben hat, nicht mehr zufrieden waren, sondern damit sie weißer und schöner angesehen werden möchten, sich mit gemischten und wohlriechenden Wassern wuschen, sich mit allerhand Farben schmückten, cypriſchen Puder ins Haar streueten und hohe Sturmhauben auf dem Kopfe trugen, nicht anders, als wenn sie Alles, was ihnen vorkommt, niederreißen wollten. Ja, sie haben es so weit getrieben, daß sie es für eine Schande und Unehre achten, ihre Kinder an ihre eigene Brust zu legen und sie mit ihrer eigenen Milch aufzuziehen und zu ernähern; dafür miethen sie oftmals mit großen Kosten leichtfertige und unzüchtige Mägde, und vertrauen denselben ihre Kinder, die sie mit großen Schmerzen geboren, zur Stillung an. Darum sage ich's laut, eine Schande ist es an unsern christlichen Weibern, daß sie in solcher Eitelkeit wie ertrunken sind, und daß selbst die heidnischen Weiber ihnen darin ein besseres Vorbild geben, welche ihren Beruf und Schuldigkeit in Bestellung und Ausrichtung der häuslichen Nahrung und Wirthschaft, wozu sie doch von Gott den Männern als Gehülfen zugeordnet sind, getreulich erfüllen. Ich kann an solches Alles nicht denken, ohne daß das vom Prophet angedrohte Strafgericht mir als nahe bevorstehend erscheint."

„Welches meinet Ihr, lieber Nachbar?“ fragte Meiſter Jung.“

„Die Worte ſind für mich zu ſchwer zu merken,“ antwortete Seyffard — „aber wenn mir Jemand eine Bibel reichen wollte, möchte ich ſie ſogleich auffinden.“

„Nun, Herr Wirth,“ rief Meiſter Jung dieſem zu: „Ihr habt doch gewiß eine Bibel im Hauſe; denn ſo viel ich weiß, ſteht der Beſitz einer Bibel Eurem Stande über den Partheien nicht im Wege.“

„Gewiß nicht, werther Meiſter Jung,“ verſicherte Herr Matthias und ſchickte ſich an, das verlangte Buch herbeizuſchaffen. Er ſuchte aber vergebens in dem Wandſchranke nach, und eilte dann, nachdem er mit der Hand vor der Stirn ſich Raths erholt hatte, zum Zimmer hinaus, die Treppe hinauf und brachte dann ein großes, arg verſtaubtes und doppelt verſchloſſenes Buch zurück und legte es vor Meiſter Seyffard hin.

„Ei, ei, Herr Wirth,“ ſagte Meiſter Jung lächelnd, als er die große Mühe bemerkte, mit welcher Seyffard die faſt eingeroſteten Klappen öffnete — „wenn Gott, wie es im Pſalmen heißt, ſeine Barmherzigkeit vor Euch eben ſo verſchloſſen hält, als Ihr dieſes Buch, ſo ſteht es ſchlimm um Euch.“

Herr Matthias verbeugte ſich ebenfalls lächelnd und wollte eben ſeine Vertheidigungsrede beginnen, als Meiſter Seyffard fortfuhr: „Hier iſt die Stelle, die ich meine, im dritten Capitel des Jeſaias; ſoll ich ſie Euch leſen?“

„Ja, ja," rief es von allen Seiten und Meister Seyffard las:

„Warum zertretet ihr mein Volk und zerschlagt die Person der Elenden? spricht der Herr Herr Zebaoth. Und der Herr spricht: Darum, daß die Töchter Zions stolz sind und gehen mit aufgerichtetem Halse, mit geschminkten Angesichtern, treten einher und schwänzen und haben köstliche Schuhe an ihren Füßen, so wird der Herr die Scheitel der Töchter Zions kahl machen und der Herr wird ihr Geschmeide wegnehmen. Zu der Zeit wird der Herr den Schmuck an den Schuhen hinwegnehmen und die Hefte, die Spangen, die Kettlein, die Armspangen, die Hauben, die Flittern, die Gebräme, die Schnürlein, die Biesemäpfel, die Ohrenspangen, die Ringe, die Haarbänder, die Feierkleider, die Mäntel, die Schleier, die Beutel, die Spiegel, die Koller, die Borten, die Kittel und wird Gestank für guten Geruch sein und ein loses Band für einen Gürtel, und eine Glatze für ein krauses Haar und für einen weiten Mantel ein enger Sack. Solches Alles anstatt deiner Schöne. Dein Pöbel wird durch das Schwert fallen und deine Krieger im Streit, und ihre Thore werden trauern und klagen und sie wird jämmerlich sitzen auf der Erde."

„Das ist allerdings ein grauses Gericht," sagte der Altmeister Oerttel, als Seyffard hier schloß. — „Wir wollen aber zu unserm Geschlechte und zu Gottes Barmherzigkeit das Vertrauen haben, daß ein sol-

ches Gericht fern von uns bleibt, zumal da Das, was vom Schwerte des Krieges da gesagt ist, bereits an uns allzuwahr sich erfüllet hat, und wir noch Alle an den Wunden des Krieges bluten. So wie schon unser große Churfürst seit den sechs und zwanzig Jahren seiner Regierung so manchen schweren Druck von seinem Lande hinweggenommen hat und überhaupt ein frommer Regent ist, und die aus seinem guten Herzen geschehene Wiedereinsetzung unsers Paul Gerhardt in sein Amt ohne alle Bedingung mir in kirchlicher Hinsicht ein gar köstliches Zeugniß seiner eigenen lautern Gottesfurcht erscheint, so muß ich es wiederholen, daß mit dem Eintritte unserer theuren Churfürstin in unser Land und Stadt der wahrhaftige gute Engel über uns gekommen ist. Denn diese fromme, erhabene Frau war es, welche sich zuerst dem sündlichen Greuel am Hofe widersetzte und mit christlicher Weisheit einen bösen Geist nach dem andern aus der Umgebung ihres durchlauchtigsten Gemahles zu entfernen wußte. Ja man kann sagen, daß diese fürstliche Frau die wahre Gottesfurcht wieder ins Land und an den Hof gebracht hat; und wenn ich auch zugeben muß, daß noch gar viel zu thun übrig bleibt, daß noch manche Last auf den Bürgern und auf der Gemeinde liegt, die noch hinweggenommen werden muß, so ziemt uns herzliche Dankbarkeit für jede einzelne Wohlthat, die an uns geschieht, und als solche erkenne ich mit Euch Allen vom Grund der Seele, daß wir unsern Paul Gerhardt wieder haben. Ja, um deswillen wollen wir jedes andere Herzeleid vergessen, das

wir um dieſes Mannes willen erduldet haben. Iſt das nicht auch Euer Geſtändniß, lieber Mitmeiſter Jung?“

„Ja, vom ganzen Herzen,“ antwortete dieſer. „Die kurze Trübſal, die ich deshalb erduldet habe, iſt mir allezeit eine beſondere Ehre und Freude geweſen. Morgen wird nun unſer Herr Gerhardt nach faſt einjährigem Schweigen zum erſten Male wieder predigen. Das ſoll ein großer Verſöhnungstag für uns Alle werden.“

„Das iſt das rechte Wort,“ rief der Altwater Oerttel begeiſtert aus. „Es iſt wahr, wir haben Vieles und Schweres erdulden müſſen, wir haben mit Gut und Blut nur mühſam erhalten und retten können, was wir noch haben, wir haben bei allen leiblichen Uebeln noch lange Zeit in Gefahr geſtanden, auch unſer Letztes, was uns noch tröſtete, die Krone unſers lutheriſchen Glaubens, zu verlieren. Aber die Wiedereinſetzung unſers theuren, frommen, getreuen Paul Gerhardts ohne all' ſein Zuthun, aus eignem, freiem, gnädigem Willen unſers großen Churfürſten, hat mit einem Male alle Traurigkeit in Freude verwandelt. Vergeſſen ſei alles bittere Leid! Eine neue Hoffnung geht vor uns auf, — dieſe ſei unſer Labſal, unſre Stütze, unſer Stecken und Stab. Und das hat Gott ſelber gethan, der treue Hüter und Wächter, der nie ſchlummert und ſchläft, der Herr ſeiner Chriſtenheit, der Hirt ſeiner Heerde hat ſelbſt an die Herzen der Menſchen geklopft, — da mußten ſie ſich aufthun vor ſeiner allmächtigen Hand. Dank

ihm, Lob und Preis und Ehre und Anbetung. Und wer ihm danket, spreche Amen!“

„Amen, Amen,“ hallte es in einem großen, ernsten Tone durch das Gemach. Freude und Frieden überall und Niemand ahnete, daß der Mann, um des willen solche Freude und solcher Dank zum Himmel aufstieg, zu Hause in seinem Kämmerlein weder Freude noch Frieden hatte.

Cap. 4.

Die Gewiſſensangſt.

> Schauet doch und ſehet, ob irgend ein Schmerz ſei, wie mein Schmerz, der mich getroffen hat.
>
> Klagl. Jerem. 1, v. 12.

Am folgenden Tage war die Kirche zu St. Nicolai von einer ſolchen zahlreichen Verſammlung gefüllt, daß die Zuſchauer bis an die Thüre gedrängt wurden. Jedermann wollte die erſte Predigt Gerhardts wieder hören. Wenn auch gewiß ein Theil nur aus Neugier, was der ſo hart bedrängt geweſene Mann über ſich ſelbſt und ſein Schickſal äußern würde, ſich eingefunden hatte, ſo war doch die größte Anzahl von einem wahren religiöſen Bedürfniſſe ins Gotteshaus geführt worden. Gerhardt war nun einmal der Mann des Volkes; Keiner konnte, ſo wie er, Gedanken und Sinne ſeiner Zuhörer feſſeln, Keiner, wie er, in das Geheimniß ihrer Seelen dringen, Keiner, wie er, das Wort Gottes erbaulich erklären.

Gerhardt redete ruhig, obgleich mit tiefer Rührung; des kirchlichen Zwiespaltes gedachte er fast mit keinem Worte, und was er über sich selbst sprach, war nur Dank zu Gott für diesen Tag. Das war nun freilich Vielen zu wenig; sie hatten erwartet, Gerhardt werde mit großem Eifer die siegreiche Sache des lutherischen Glaubens darstellen, und wenn auch mit aller ihm eigenthümlichen Mäßigung und Schonung, dennoch über die hauptsächlichsten streitigen Lehren beider Kirchen sich mit Entschlossenheit aussprechen. Denn Solches war durch die churfürstlichen Edicte durchaus nicht verboten. Aber von diesem Allen geschah nichts.

„Seine Kraft ist gebrochen," äußerte ein Bürger zu mehren andern, welche nach beendigtem Gottesdienste an der Kirchthüre sich versammelt hatten. — „Es ist auch kein Wunder; die mancherlei Kränkungen zehren am Geiste und schwächen zuletzt auch den stärksten Willen!"

„Man sah es ihm an," sagte ein Anderer. — „Obgleich seine Stimme noch frisch und kräftig war, wie sonst, so lag doch auf seinem Gesichte eine Trauer, eine tiefe Schwermuth, die uns an ihm irre machen muß. Mein Gott, wie fröhlich leuchteten sonst seine Augen, wenn er von heiliger Stätte herab auf uns niedersah, — da war Leben und Freude, so daß selbst ein Tauber an der Freudigkeit seines Angesichts sich hätte ebenso erbauen können, als wenn er die Predigt verstanden hätte. Aber heute, dieser tiefe, wehmüthige Ernst!

— nein, ich sage euch, seine Kraft ist gebrochen, es ist dies unser alter Gerhardt nicht mehr.“ —

Dieses Urtheil über den schwergeprüften Mann erschien allerdings als ein gerechtes. Auch die ruhigsten Zuhörer konnten es nicht leugnen, daß eine Veränderung in der Seelenstimmung Gerhardts vorgegangen war. Irgend ein geheimer Wurm schien an seinem Herzen und Gewissen zu nagen und alle Freudigkeit des Amtes hinweggenommen zu haben.

Um uns darüber Aufklärung zu verschaffen, folgen wir einigen Bürgern und vertrauten Freunden Gerhardt's, welche unmittelbar nach dem Gottesdienste sich zu ihm begaben, die Meister Jung, Liebrecht und Schumann. Als sie bei Gerhardt ins Zimmer traten, fanden sie ihn in tiefes Nachdenken verloren in seinem Armstuhle sitzend.

„Lieber, ehrwürdiger Herr und Gevatter,“ sprach Meister Jung — „wenn unser Eintritt Euch unwillkommen sein sollte, so würde uns dies herzlich Leid thun. Aber es treibt uns ein Anliegen zu Euch, über welches Ihr allein uns Auskunft geben könnt. Wir fürchten, daß Ihr leiblich nicht wohl seid, oder daß sonst ein heimlicher Gram Euch an der Seele zehrt. In beiden Fällen wären wir eben so zu beklagen, wie Ihr. Sollte der von uns Allen so sehnlichst gewünschte Tag in Euch selbst noch unerfüllte Wünsche zurückgelassen haben?“

„Allerdings, mein Freund,“ antwortete Gerhardt betrübt. — „Es ist heute das erste Mal in meinem Le-

ben, daß ich ohne Freudigkeit die Kanzel auf- und abgestiegen bin. Ja, daß ich es Euch gestehe, ich habe diesen Morgen noch einen schweren Kampf gekämpfet, ob ich mein Amt wieder antreten solle, oder nicht. Ich habe es gethan, um die Erwartung meiner lieben Gemeinde nicht zu täuschen; aber ich würde jetzt ruhiger sein, hätte ich die Kanzeltreppe nicht betreten."

„Mein Gott und Herr," rief Jung aus, „was ist denn geschehen?"

„Erlaubt mir, daß ich Euch die Sache ausführlicher berichte," antwortete Gerhard und fuhr dann fort: „Ihr wisset, daß mir am neunten dieses Monats ganz unerwartet durch den Herrn Geheimen Kammersecretär Fehr im Namen und Auftrag unsers durchlauchtigsten Churfürsten die Wiedereinsetzung in mein Amt angekündigt wurde, und zwar mit der bestimmten Zusage, daß von mir keinerlei Ausstellung des Reverses verlangt werden würde. Erst beim Abschied setzte der Herr Secretär hinzu, wie Seine churfürstliche Durchlaucht der gnädigsten Zuversicht lebe, ich würde mich auch ohne geleistete Unterschrift doch allemal Dero Edicten gemäß zu bezeigen wissen. Diese Aeußerung machte mir dann ein nicht geringes Nachdenken. Denn wenn dies wirklich des Churfürsten Erwartung über mich wäre, und ich nur in dieser Erwartung mein Amt wieder überkommen hätte, so wäre das ja nicht anders, und nicht besser, als wenn ich wirklich die Unterschrift geleistet hätte. Tags darauf, am zehnten dieses Monats, wurde mir von Seiten des hochedlen Raths in einer amtlichen

Zuschrift die vom Churfürsten über mich gnädigst verfügte Wiedereinsetzung mitgetheilt und zwar mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß mir keinerlei Subscription der Reverse solle angesonnen werden. Meine Beruhigung darüber wurde noch am selben Tage durch eine vornehme Standesperson, die mich ihres Besuchs würdigte, zur erfreulichsten Gewißheit, indem mir die Versicherung wurde, ich würde wieder eingesetzt ohne alle und jede Unterschrift und Bedingung."

„Nun, und beruhigt Euch das nicht?" fragte Meister Liebrecht. „Scheint es mir doch, als könntet Ihr Euch nur an die schriftliche Zufertigung des hochedlen Raths halten."

„Nicht so allein," entgegnete Gerhardt. „Der Herr Geheimsecretär ist eine in öffentlichen Diensten des Churfürsten stehende, geschworene Person, der nicht leicht etwas mehr oder weniger anbringen wird, als was ihm anbefohlen worden ist. Ich kann also nicht anders schließen, als daß des Churfürsten wirkliche Erwartung über mich nur die sei, daß ich mich, auch ohne Unterschrift, in meinem Gewissen würde gebunden erachten, als hätte ich den Revers ausgestellt; und dieser Umstand macht, daß ich mich in der Sache nicht zurecht finden kann. Ich quäle mich Tag für Tag, wie ich solche doppelte Botschaft in meinem Gewissen vereinigen möchte, aber je mehr ich Solches zu erreichen suche, desto größer wird meine Qual und ich bin jetzt, wo ich meines Amtes wieder warten darf, in Wahr-

heit unglücklicher, als vorher in der ganzen Zeit meiner Absetzung.“

„Es scheint mir doch, lieber Herr,“ sagte Meister Liebrecht, „daß Ihr in Eurer Gewissenhaftigkeit zu weit gehet. Ich an Eurer Statt würde mich lediglich an des Raths Rescript halten und im Uebrigen meines Amtes warten als ein getreuer lutherischer Prediger so lange, bis von Seiten des Churfürsten irgend eine Anfrage an mich geschehe.“

„Nein, mein lieber Nachbar,“ sprach Meister Jung kopfschüttelnd. — „Die Sache ist doch nicht so leichthin abgefertigt. Wo das Gewissen darein redet, da ist jede falsche Ruhe gefährlich. Ich möchte auch dafür erachten, daß der Geheimsecretär in Allem nur des Churfürsten-Willensmeinung ausgesprochen hat. Und wenn Dem wirklich so ist, wenn der Churfürst eine stillschweigende Zusage mit Recht als gleich verbindlich mit einem schriftlichen Versprechen annimmt, so ist unserer Kirche in gar Nichts geholfen.“

„Es sind auch noch andere Gründe, die mich irre machen,“ fuhr Gerhardt fort: „In dem sonntag'schen Mercurius, wo meine Wiedereinsetzung der Gemeinde mitgetheilt wird, stehen die Worte: daß churfürstliche Durchlaucht zu mir das gnädigste Vertrauen habe, ich würde mich auch fernerhin in Führung meines Predigtamtes und in Vertheidigung meines lutherischen Glaubens derselben Mäßigung befleißigen, mit welcher ich bisher meines Amtes gewartet hätte. Was aber soll das heißen, lieben Freunde? Ich habe

mich zu dieſer Mäßigung niemals anders verſtanden, kann mich auch fernerhin nicht anders dazu verſtehen, als daß ich bei ſämmtlichen Bekenntnißſchriften meines lutheriſchen Glaubens und namentlich bei der Concordienformel verbleibe. Wenn nun aber churfürſtliche Durchlaucht von mir erwartet, daß ich mich Dero Edicten gemäß bezeigen werde, wie kann ich dann getreulich bei der Concordienformel verbleiben, da dieſelbe in den Edicten ſo hart angegriffen wird. Und ſollte ich ſchweigen, wenn von reformirter Seite, wie Solches ſo oft geſchehen iſt, das eine oder das andere unſrer ſymboliſchen Bücher als ein Schand- und Schmäh- und Läſterbuch verſchrieen wird? Wäre ich dann nicht ein treuloſer Hirte meiner Heerde? Hätte ich dann nicht meinen lutheriſchen Glauben um die flüchtige Gunſt des Churfürſten verkauft? Wäre ich dann nicht noch verdammlicher, als wenn ich ohne Weiteres den Revers ausgeſtellt hätte?“

„Ich muß Euch recht geben, ehrwürdiger Herr,“ ſagte Meiſter Jung. „Daß wir von den Reformirten nicht immer Liebes und Gutes zu erwarten haben, wiſſen wir Alle. Namentlich gilt dies von unſerm Erbfeinde, dem Hofprediger Stoſch, der in aller Stille einen neuen Angriff auf unſere Kirche vorbereitet. Geſtern führte mich mein Weg mit dem Hofbuchdrucker Georg Schultze zuſammen, der mir mit ſchlecht verhehlter Freude die Mittheilung machte, daß auf churfürſtlichen Befehl ſämmtliche Briefe des ehemaligen Propſtes Fromm, welche er innerhalb zehn und mehr Jahren an

die beiden Hofprediger Stoſch und Bergius geſchrieben hat, gedruckt und im Publico verbreitet werden. Wenn auch der Propſt wegen ſeiner Doppelzüngigkeit wenig Achtung verdient, ſo iſt doch ſo viel anzunehmen, daß die genannten Briefe nicht allein zur Beſchimpfung des Briefſtellers, ſondern zum Aerger der ganzen lutheriſchen Kirche bekannt gemacht werden ſollen. Dies Alles aber iſt das Werk des Hofpredigers Stoſch, und ſo lange dieſer Mann amtiret, hat unſere lutheriſche Kirche wenig Frieden zu erwarten. Ja, ich geſtehe es Euch offen, lieber Herr Gevatter, ich werde aufs Neue irre an des Churfürſten Abſicht und ſollte ich zum zweiten Male ins Gefängniß wandern müſſen, ich werde darüber nicht ſchweigen. Eine Gnade, welche mit der linken Hand wieder nimmt, was ſie mit der rechten gegeben hat, iſt weder eine Gabe der Liebe, noch der Gerechtigkeit.“

„Solltet Ihr doch nicht zu hart urtheilen?“ fragte Meiſter Schumann. „Es betrübt mich in tiefſter Seele, daß der heutige Tag, von welchem wir Alle ſo viel Erfreuliches und Verſöhnliches gehofft hatten, ſolche Mißſtimmung erzeugt. Wenn es wahr iſt, daß wir die Wiedereinſetzung unſers lieben Gerhardt der Fürbitte unſerer Frau Churfürſtin verdanken, ſo laſſet uns auch ein weiteres Vertrauen auf dieſelbe ſetzen.“

„Wie gern wollte ich das thun,“ entgegnete Gerhardt — „wenn nicht gar zu vielerlei traurige Umſtände dieſe Hoffnung zu Schanden machten. Denket nur an meinen Collegen Gigas, der jetzt, wie ein ſchwe-

rer Verbrecher, auf Spandau eine schwere Strafe verbüßt. Wenn ich es auch bitter tadeln und beklagen muß, daß er ohne Ueberzeugung seines Gewissens den Edicten sich unterworfen hat, und daß er, in falscher Meinung, sein Gewissen zu beruhigen, in ziemlich harten Ausdrücken die reformirte Lehre bekämpft haben mag, und er somit schon wegen Verletzung christlicher Liebe und Duldung nicht ohne Strafe bleiben konnte, so ist doch diese Strafe zu hart. Wenn nun der arme Gigas, was wir ja doch nicht einmal genau wissen, diese schwere Strafe nur deshalb erleiden sollte, daß er zum Gehorsam der churfürstlichen Edicte sich nicht ferner mehr verbinden lassen kann, was hätte ich dann für mich und meine Amtsbrüder Anderes und Besseres zu erwarten? Ihr sehet also, Meister Schumann, unsere Hoffnungen stehen auf schwachem Grunde. Wohl war es ein liebes, freundliches Licht, welches so unerwartet in die Nacht meines Gemüthes fiel; aber nunmehr folgt auch desto größere Dunkelheit."

„Aber was haben wir dann für Hoffnung?" fragte Meister Liebrecht traurig. — „Sollen wir für die lange und schwere Theuerung des Wortes Gottes keine Abhilfe finden? Soll der Hunger und Durst nach der lautern Lehre des Evangelii, wie sie in den Bekenntnißschriften unserer lutherischen Kirche niedergelegt ist, wieder aufs Neue fortdauern? Könntet Ihr wirklich, ehrwürdiger Herr, uns aufs Neue Waisen sein lassen im Hause Gottes?"

„Zunächst," antwortete Gerhardt ernst — „muß

ich Euch vor einer Sünde warnen, die Ihr an mir und meinetwegen thut. Die gute Meinung, die Ihr da über mich ausſprecht, kann ſich etwa nur auf die Liebe und Freudigkeit gründen, mit welcher ich meiner lieben Gemeinde das Evangelium geprediget habe, und wohl auch auf die Treue, mit welcher ich bisher im lutheriſchen Bekenntniſſe verharret. Aber ungerechnet, daß ich nur ein feiger Miethling ſein würde, wenn ich Solches nicht thäte, bin ich doch nicht der Einzige, der mit gleicher Liebe und Freudigkeit, und mit derſelben Glaubenstreue ſeines Amtes wartet. Meine lieben Glaubensbrüder Lubath, Lorentz und Hellwig verdienen dasſelbe Euer Vertrauen, und daß diejenigen Männer, die meine und des Gigas und des Propſtes Stelle einzunehmen berufen ſind, Euren Hunger und Durſt nach Gottes lauterem Worte ſtillen werden, ſteht Euch, lieber Meiſter, von Dem zu erwarten, der ſeine Kirche ſchützt und ſegnet.“

„Nein, nein, ehrwürdiger Herr,“ entgegnete Meiſter Liebrecht ſchnell und mit dem Zeichen der Verlegenheit — „nicht das wollte ich eben ſagen, ſondern vielmehr: Ob es denn Euch ſo leicht werden könnte, uns zu verlaſſen?“

„Mein Gott!“ rief Gerhardt aus und ſeine Augen füllten ſich mit Thränen. — „Wäre ich nicht der Verdammlichſte unter allen Menſchen, wenn ich nicht anders als mit blutendem Herzen eine Gemeinde verließe, die mich tauſendmal mehr liebt, als ich verdiene? Ja gewiß, lieber Meiſter, ich will ja meiner getreuen, lie-

den Gemeinde auch fernerhin noch von ganzem Herzen dienen, und das übrige, ſicherlich nur kurze Reſtlein meines Lebens in Eurer Mitte hinbringen. Habe ich doch auch heute wiederum den Anfang damit gemacht, obgleich mit betrübter Seele. Nur das Eine muß ich dazu vom Herrn erbitten, daß ich ohne alle Kränkung meines Herzens und ohne Verletzung meines Gewiſſens des heiligen Kirchendienſtes fernerhin warten dürfe."

„Ich hätte nicht geglaubt" — ſagte hier Meiſter Schumann, — „und muß es zu meiner Schande geſtehen — ich hätte nicht geglaubt, daß die ſchwere Gewiſſenhaftigkeit eines Predigers ſo weit reichen könne. Aber nun fühle ich es mit Euch — ehrwürdiger Herr, — Ihr könnt nicht anders."

„Ja, mein alter Freund," ſetzte Gerhardt hinzu. — „Ich weiß es nunmehr durch Gottes Gnade und habe es genugſam erfahren, was für Angſt oftmals nur die große, ſchwere Arbeit demjenigen Prediger macht, der es mit ſeinem Amte treulich meinet. Wenn ich nun noch dazu einen nagenden Wurm meines Gewiſſens mit hineinbringen ſollte, würde ich dann nicht der elendeſte Menſch auf Erden ſein?"

Ehe noch die anweſenden Bürger hierauf ein Weiteres antworten konnten, trat der Bürgermeiſter Tiefſenbach ein. „Hochedler Herr," rief ihm Gerhardt entgegen, „Ihr kommt zur rechten Zeit der Noth und könntet mir wohl zum Beßten rathen und helfen."

„Alſo iſt's wahr," ſagte der Bürgermeiſter, — „daß Ihr traurig und niedergeſchlagen ſeid? Durch die ganze

Stadt geht dies Gerücht über Euch, und Jedermann fragt sich verwundert, was Euch Uebels widerfahren sein könnte. Ich kam deshalb zu Euch, um Euch nach bestem Vermögen zu rathen und zu helfen.“

Nachdem nun Gerhardt die Angst seines Herzens, wie uns dieselbe schon bekannt ist, dem Herrn Bürgermeister mitgetheilt hatte, fuhr er fort: „Darum würde ich mir zu Euch die Bitte erlauben, mir so treulich als Euer Gedächtniß vermag, die Worte mitzutheilen, welche churfürstliche Durchlaucht dem gesammten hochedlen Rathe der Stadt in Betreff meiner mitgetheilt hat.“

„Es ist Euch bekannt,“ antwortete nun Tiefenbach mit freundlichster Bereitwilligkeit, — „daß unser gnädigster Herr am neunten dieses Monats nachmittags um drei Uhr den gesammten ehrenvesten Rath vor sich in Dero hohen Person hat bescheiden lassen. Daselbst ließ Derselbe durch den Herrn Oberpräsidenten, Herrn Otto Freiherrn von Schwerin Excellenz, in Gegenwart vieler anderer Herren Geheimräthe außer andern Propositionen auch andeuten, daß — und das waren, so weit mein Gedächtniß mich nicht trüget, die eigenen Worte: Weil Seine churfürstliche Durchlaucht von Eurer Person keine Klagen außer denen vernommen, daß Ihr den Edicten zu subscribiren Euch entzogen, Seine churfürstliche Durchlaucht aber dafür halten müßte, daß Ihr die Meinung der Edicte nicht recht begriffen hättet, so wollten Sie daher Euch plene restituiret und Euer

Predigtamt nach wie vor zu treiben Euch verstattet haben.“

Auf diese Mittheilung schüttelte Gerhardt traurig das Haupt und sagte: „Solchergestalt muß ich mit Schmerzen bekennen, daß meine Bedenken dadurch nicht gehoben, sondern dieselben mir nur noch viel sorglicher und kümmerlicher gemacht werden.“

„Und warum das?“ fragte Tieffenbach besorgt.

„Mein edler Herr und Gönner,“ antwortete Gerhardt: „Lautet es denn in solchen Worten nicht ganz klar: ich hätte nur deshalb den churfürstlichen Edicten oder der Unterschrift des Reverses mich entzogen, weil ich die Edicte oder die Meinung nicht recht begriffen hätte! Aber Dem ist gar nicht also! Ich kann ja die Meinung der Edicte nicht anders begreifen, als der klare Buchstabe darin mir und aller Welt vorliegt! Stehen nicht darin die Gebote und Verbote so deutlich ausgedrückt, daß jedes lutherische Gemüth begreifen muß, um was es sich handelt? Nämlich um nichts Geringeres, als um theilweises Aufgeben unsers lutherischen Bekenntnisses? Denn handelte es sich blos um das Verbot des Scheltens und Schmähens der Reformirten, wie gern könnte ich dann unterschreiben, da ich mich solchen unchristlichen Vergehens niemals schuldig gemacht habe und niemals schuldig machen werde? Darum, mein edler Herr, meinet Ihr nicht auch, daß es bei aller noch so künstlichen Auslegung im Grunde nur dabei bleibt, daß ich, obgleich mir die Unterschrift er-

laſſen iſt, dennoch den Edicten nachleben und denſelben mich gemäß zu bezeigen verbunden ſein ſoll?“

„Ich kann es nicht recht finden,“ antwortete Tiefenbach — „abgleich ich wohl fühle, daß ein gewiſſenhaftes Gemüth an der Faſſung dieſer Worte Anſtoß nehmen mag.“

„Gewiß, hochedler Herr,“ verſicherte Gerhardt in veſtem, ernſtem Tone. „Mein Gewiſſen kann doch in dieſer Zeit über kein anderes geworden ſein! Um dieſes meines Gewiſſens halber bin ich meines Amtes entſetzt worden, und nun ſollte ich den Wiedereintritt in mein Amt mit derſelben Gewiſſenslaſt erkaufen, welche mich damals verhinderte, dem churfürſtlichen Willen gehorſam zu ſein? Ich kann mir mit der Uebernahme meines Amtes, ſo ſehr mich alle Gedanken und Sinne des Herzens in das Haus Gottes und in den Dienſt meiner lieben Gemeinde treiben, doch nun nicht ſelbſt die Wunde ſchlagen, welcher ich dadurch auswich, daß ich in der Kraft des heiligen Geiſtes, der mich in jener ſchweren Stunde der Prüfung meines ſchwachen Herzens ſtärkte, willig die äußere Schmach und den innern Schmerz der Amtentſetzung über mich nahm! Müßte ich dann nicht das faſt volle Jahr, in welchem ich in aller Stille und Geduld den Zorn des großen Fürſten getragen habe, als ein verlorenes betrachten, verloren für meine Gemeinde, die mich leiblich ernährte, während die Stimme meines Mundes in Feſſeln lag — verloren für meine Lebensrechnung, die mir der Herr abfordern wird — verloren für die gute Sache des lutheriſchen

Glaubens, zu deſſen Vertheidigung ich Gut und Blut und die letzte Kraft zu opfern geſchworen habe? Gewiß, mein edler Herr, dies Urtheil des Churfürſten, daß ich die Meinung der Edicte nicht recht begriffen habe, macht mir mehr Kummer und Herzeleid, als Alles, was ich bisher um dieſer leidigen Edicte willen erduldet habe. Könnte ich den Edicten gehorſam ſein, ſo hätte ich's gethan ſeit Anfang dieſes unglücklichen Streites; aber was mir mein Gewiſſen verbietet, das kann ich nun und nimmermehr thun, und müßte ich noch mit Weib und Kind ins Elend wandern.“

Der gewiſſenhafte Diener ſeiner Kirche war in dem letzten Theile dieſer ſeiner Rede in eine ungewöhnliche Aufregung gekommen, welche auf die Umſtehenden einen ſo tiefen Eindruck machte, daß ſie, als Gerhardt ſchwieg, noch einige Augenblicke in ſtiller Verwunderung auf ihn blickten. Endlich fragte der Bürgermeiſter: „Und was wollt Ihr nun thun?“

„Was kann ich armer, geringer Mann dabei thun!“ rief er aus. „Bin ich doch in der äußern Gewalt Derer, die über mich gebieten. Nur das weiß ich, daß ich nicht zum zweiten Male wieder mit derſelben Angſt und Qual meines Herzens die Kanzel beſteigen werde, wie dieſen Morgen. Mit einem traurigen, zerriſſenen Gemüthe iſt weder dem Herrn im Himmel, noch der Gemeinde auf Erden gedient. Ja ich werde und muß mich wiederum des öffentlichen Predigens enthalten, ſo lange, bis es dem Churfürſten gefallen wird, mir mit Uebertragung meines Amtes mein Gewiſſen völlig frei zu ge-

ben, oder so ihm das nicht gefällt, mit mir zu thun, wozu ihm sein Gewissen Macht und Recht giebt.“

„Wie plötzlich hat sich unsere Freude wieder in Traurigkeit verkehrt,“ sagte hier der Bürgermeister im Tone herzlicher Trauer. „Was hilft uns nun die unerwartete Gnade des Churfürsten, da sie statt Rosen nur Dornen gebracht hat? Es muß Etwas geschehen, diesem traurigen Zustande zwischen Furcht und Hoffnung ein Ende zu machen.“

„Ja, es könnte Etwas geschehen,“ setzte Gerhardt schnell hinzu. — „Wenn Ein hochedler und hochweiser Rath sich meine jetzige Angst wollte zu Herzen gehen lassen und bei churfürstlicher Durchlaucht mir vorbitten helfen, so könnte mit Gottes Hilfe Alles noch gut werden.“

„Ja, das soll geschehen,“ versicherte der Bürgermeister schnell. „Wenn auch unsere letzte Fürbitte für Euch so übel ausgeschlagen ist, daß sie Euch nichts nützte, uns aber manche Kränkung bewirkte, so sollt Ihr doch, ehrwürdiger Herr, den Rath der Stadt Berlin nicht saumselig finden, wenn es gilt, für die Freiheit des Glaubens und der Gewissen zu reden und zu handeln. Darum ersuche ich Euch, daß Ihr in einem besondern Schreiben bei uns einkommen und dies Euer Anliegen und das Weitere vortragen möget. Bis dahin lasset uns aber der frohen Zuversicht leben, daß sich Alles noch zum Besten lenken werde. Wir haben, Gottlob, einen frommen, christlichen und gottseligen Churfürsten, welcher wohl leiden mag, daß für Haus

und Hof, wie für geistiges Wohl der Bürgerschaft ein freies, offenes Wort vor ihm geredet werde.“

„Der Herr segne dies Euer Wort,“ sagte Gerhardt — „Churfürstliche Durchlaucht kann es wohl nicht in Ungnade vermerken, wenn der hochedle Rath der Stadt zu Gunsten der armen, betrübten Seele eines Predigers, der nun in die zehn Jahre seiner Gemeinde getreulich gedient hat, ein Wörtlein redet. Hoffen wir doch Alle einst unsere Seligkeit von der Fürbitte unsers einzigen Mittlers und Versöhners Jesu Christi! Warum sollten wir nicht unsern Frieden auf Erden von der Fürbitte eines Christen bei dem andern erwarten dürfen!“ —

Und mit dieser gemeinsamen Hoffnung verließen die Männer das Zimmer.

Cap. 5.

Die Verlobten.

Darum bete ich, daß eure Liebe je mehr und mehr reich werde in allerlei Erkenntniß und Erfahrung, daß ihr prüfen möget, was das Beßte sei, auf daß ihr lauter und unanstößig seid bis auf den Tag Christi.

Philipp. 1, v. 9. 10.

Nachdem wir bisher in unmittelbarer Folge die Ereigniſſe erzählt haben, welche die Perſon unſers Paul Gerhardt betroffen, wird es Zeit, uns wieder nach einigen andern Perſonen umzuſehen, welche an den Schickſalen dieſes Mannes beſondern Antheil hatten oder nahmen. Wir denken hier zunächſt an die edle Jungfrau Dorothea Jung, welche wir eines Morgens eifrig am Claviere beſchäftigt finden, wo ſie die Melodie eines gerhardtſchen Liedes um ſo fleißiger und ernſtlicher einzuüben ſuchte, als dieſe ja das Werk ihres Bräutigams war, dem ſie keine größere Freude bereiten konnte, als ein gerhardtſches Lied mit ihm zu ſpielen und zu ſingen.

Ohne daß ſie es gemerkt hatte, war der Componiſt ſtill eingetreten und hatte ſich hinter ihren Stuhl geſtellt und lauſchte mit ſüßer Freude auf die Uebungen ſeiner Braut. Eben hatte dieſe den Vers vor ſich hingeſungen:

Ein Weib, das Gott den Herren liebt,
Und ſich ſtets in der Tugend übt,
Iſt vielmehr Lob's und Liebens werth,
Als alle Perlen auf der Erd —

als Ebeling ſich nicht länger vor herzinniger Freude laſſen konnte und ausrief: „Wie herrlich, wie wahr! Und wie lieblich klingt das aus Eurem Munde.“ —

„Ihr böſer Mann,“ ſagte Dorothea, indem ſie erſchreckt vom Stuhle aufſprang. — „Wie mögt Ihr Euch ſo heimlich hereinſchleichen!“

„Seid mir nicht böſe,“ bat er. „Ich könnte Euch zur Entſchuldigung meines heimlichen Eintritts allerlei ſchmeichelhafte Worte ſagen, aber ich will es Euch ehrlich geſtehen: es war nicht recht, daß ich Euch erſchreckte. Aber Ihr wiſſet auch nicht, welcher unwiderſtehliche Zauber in der Muſik für mich liegt. Als ich an Eurer Thüre ankam und Euch das ſchöne Lied üben hörte, da hätte ich um keinen Preis in der Welt den Muth gehabt, Euch darin zu ſtören. Darum trat ich heimlich ein. Und damit Ihr mir deſto eher verzeihet, will ich Euch zwei Verſe dafür ſingen und ſpielen, die unſer lieber Herr Gerhardt aus meiner Seele für Euch gemacht hat: ſo höret an:

Ihr Mann darf mit dem Herzen frei
Verhissen sich auf ihre Treu;
Sein Haus ist voller Freud' und Licht,
An Nahrung wird's ihm mangeln nicht.

Sie thut ihm Liebes und kein Leid,
Durchsüßet seine Lebenszeit;
Sie nimmt sich seines Kummers an
Mit Trost und Rath, so gut sie kann.

„Ist das nicht ein glücklicher Mann, dem ein solches Weib beschieden ist?" fragte Ebeling, als er diese Verse beendigt hatte. „Und bin ich nicht selbst der glückliche Mann, liebe Dorothea?"

Die edle Jungfrau, welche mit allen guten Seelen Das gemein hatte, daß sie über jedes Lob in ungeheuchelter Schaam erröthen und wenn sie sich mit einem ernsten Worte nicht fortzukommen getrauen, die Abwehr in irgend einem scherzhaften Angriffe versuchen, antwortete: „Ei, ei, mein Herr Musikdirector, wer hat Euch denn solche Hoffnung gemacht? Wenn ich Euch nun beweise, daß alles Das, was Ihr in diesen Versen als mein zukünftiges Lob im Voraus mir gesungen habt, mir gar nicht gelten kann?"

„Das könnt Ihr nicht beweisen," entgegnete Ebeling vest.

„Nun," fuhr Dorothea mit Eifer fort — „da Ihr mich dazu herausfordert, so muß ich's thun. Ihr wollt Euch also zunächst auf meine Treue verlassen? Wenn Ihr wollt, kann ich es Euch allerdings nicht hindern, aber rathen mag ich Euch nicht dazu. Ich habe aller-

dings eine gar große Albernheit begangen, daß ich mich Euch aufgedrungen, wo ich noch gar nicht wußte, ob Ihr mich auch haben wolltet. Ich habe Euch gesagt, wenn ich mich nicht irre, daß ich Euch vom Herzen lieb hätte, aber daß Ihr Euch deshalb auf meine Treue verlassen könntet, folgt noch nicht daraus. Ja, ja, mein lieber Herr Bräutigam, ich habe außer Euch noch gar viele Menschen, die ich vom Grund des Herzens liebe, — und da möchte es mit meiner gerühmten Treue doch schlimm aussehen.“

Ebeling sah seine Braut mit großen Augen an, weil er in Wahrheit zweifelhaft wurde, ob Dorothea im Scherze oder im Ernste mit ihm rede. Er fragte ganz kleinlaut: „Und welches sind denn die vielen andern Menschen?“

Dorothea behauptete ihren Ernst und antwortete: „Da ist zunächst der kleine Paul Friedrich Gerhardt, den ich mindestens eine Stunde des Tages um mich haben muß. Dann ist seine arme, kranke Mutter, welcher ich mindestens zwei Stunden täglich angehöre, — dann ist mein Vater, der mindestens auf drei Stunden Anspruch auf mich machen kann. Da habt Ihr also schon sechs Stunden täglich, die Euch von meiner gehofften Treue abgehen werden.“

„Nun, diesen Treubruch mag ich mir wohl gefallen lassen,“ rief Ebeling lächelnd und mit erleichtertem Herzen aus. „Ich werde Euch ohnedies nur Gleiches mit Gleichem vergelten. Ja, ich muß Euch sogar sagen,

daß ich, — falls Ihr noch mein liebes Weib werden wollt — dann in einer Doppelehe leben werde. Meine erste Hausfrau, Frau Musica genannt, wird wohl ihre alten Rechte an mich behalten wollen. Und dann könnte sich's des Tages wohl oft fügen, daß ich, wenn ich mit dieser himmlischen Frau verkehre, ich meiner irdischen vergesse."

Diese Worte, obgleich im Scherz gesprochen, machten auf Dorothea einen tiefern Eindruck, als Ebeling erwartet hatte. Das weibliche Herz ist nun einmal am Leichtesten da zu verwunden, wo, und wenn auch im Scherze, selbst nur der leiseste Zweifel an dem überwiegenden Einflusse der weiblichen Persönlichkeit auf das Herz des Mannes erhoben wird. Die Jungfrau nahm einen Ausdruck wirklichen Ernstes an, als sie sagte: „Ich bin mit Aufzählung Derer, die ich von ganzem Herzen liebe und verehre, noch nicht fertig. Ich kenne einen Mann, der schon seit vielen Jahren mein ganzes Herz besitzt, um den ich schon manche stille Thräne geweint, schon manches stille Gebet für ihn zu Gott gerichtet habe, für dessen Wohl und Frieden ich willig und freudig jedes Opfer bringe, dessen Traurigkeit meine Traurigkeit und dessen Freude meine Freude ist. Und wollt Ihr wissen, warum? Weil ich diesem Manne die seligsten Stunden meines Lebens verdanke, ja weil er mich erst hat erkennen lassen, was wahres Leben heißt, weil sein Wort wie ein milder, lebendig machender Hauch meine Seele berührt und weil sein eigener Wandel mir ein Licht geworden ist auf meinen Wegen. Ich

muß Euch dies ſagen, Herr Ebeling; und wenn Ihr Euch mit dieſem getheilten Herzen begnüget —“.

Der arme Ebeling befand ſich in der ſchmerzlichſten Verlegenheit; der unleugbare Ernſt und der faſt leidenſchaftliche Eifer, mit welchem Dorothea dieſes einem Bräutigam eben nicht ſehr erfreuliche Geſtändniß ablegte, und doch auf der andern Seite die unwandelbare Ueberzeugung von der fleckenloſen Keuſchheit, der Reinheit des Herzens ſeiner Braut, brachten ſeine Gedanken in einen Zwieſpalt, den er nicht zu beſeitigen im Stande war. Als nun Dorothea ſich ſelber unterbrach, geſchah es, weil ſie auf des armen Mannes Angeſichte die Pein erkannte, welche ſeine Seele um ihrer Worte willen litt. Jetzt fühlte ſie, daß ſie zu weit gegangen war; ſie ſetzte deshalb, und faſt im Tone der Selbſtanklage, und mit geſenkten Augen hinzu: „Und wollt Ihr nicht wiſſen, wie dieſer Mann heißt?“

Nach einigem Zögern antwortete Ebeling: „Wüßte ich es nicht eben in dieſem Augenblicke, wo es mir klar wird, von wem Ihr redet, — wahrlich, liebe Jungfer — Ihr hättet ſonſt meine Seele in tiefe Nacht gehüllt. Ihr ſprecht von unſerm Herrn Paul Gerhardt, nicht wahr?“

„Von ihm,“ verſicherte das Mädchen mit dem Lächeln der Verſöhnung. „Ich wußte ja, daß ich ſo von dieſem Manne ſprechen durfte, da Ihr ja viel Schuld mit traget, daß ich ihn ſo herzlich liebe und verehre, und da Ihr ſelbſt in dieſer Liebe und Verehrung

mir nicht nachsteht. Doch habt Ihr nicht auch ein wenig diese kleine Strafe verdienet?“

„Wie das, Dorothea?“ fragte Ebeling.

„Nun,“ fuhr die Jungfrau lächelnd fort — „weil Ihr das liebe Wort unsers Gerhardt:

Ihr Mann darf mit dem Herzen frei
Verlassen sich auf ihre Treu

mit Unrecht auf Euch angewendet habt. Verstehet es wohl: mit dem Herzen frei! Ist aber Euer Herz, natürlich mit Ausnahme, daß ich dasselbe besitze, wirklich frei, wenn Ihr so tief und schwer in den Banden Eurer alten Hausfrau, der Frau Musica, liegt? Was soll mir armen Weibe übrig bleiben, wenn Ihr mit dieser himmlischen Frau verkehret, da ich geringes, irdisches Weib alle Mal dem himmlischen weichen muß? Also wollte ich Euch nur sagen, daß von der Freiheit Eures Herzens meine Treue abhängen wird. Wollt Ihr nun, daß ich Euch auch noch die übrigen Verse erklären soll, die Ihr zu frühzeitig zu meinem Lobe gesungen habt?“

„Ja wohl,“ antwortete Ebeling lächelnd — „denn mit den übrigen wird es Euch doch nicht so leicht werden, wenn Ihr Euch nicht selbst Unrecht thun wollt. — Da heißt es nämlich:

„Sein Haus ist voller Freud' und Licht,
An Nahrung wird's ihm mangeln nicht!

Was möchtet Ihr denn daran tadeln? Wollt Ihr mir denn etwa beweisen, daß ich traurig sein würde, wenn

Ihr als meine liebe Hausfrau früh und spät in aller Freundlichkeit und Sorgfalt Eures Amtes wartet? Oder soll Euer Anblick statt Licht und Wärme, nur Finsterniß und Kälte über meine Seele bringen? Oder meintet Ihr gar, Ihr würdet mich arm machen an irdischem Gute, also daß es uns an des Leibes Nahrung und Nothdurft fehlen würde? Hier sollt Ihr mir doch eine Meisterin sein, wenn Ihr mir das Gegentheil beweiset.“

„Mein theurer Freund,“ entgegnete Dorothea mit erneuertem Ernste. „Wie glücklich wäre ein armes, irdisches Weib, wenn sie durch sich selbst in jedes Haus Freude und Licht bringen und für immer darin erhalten könnte. Sind wir nicht auch allen Schickungen des Herrn unterthan? Meinet Ihr, daß eines Weibes Sorge und Arbeit alle Sorgen aus dem Hause fern halten, und daß eines Weibes Gebet vor Schmerz und Trübsal schützen könne? Ist unser Herz nicht vielmehr so schwach und furchtsam, daß wir schneller verzagen, als des Mannes ernster, vielfach geprüfter Sinn? Ich weiß wohl, daß unsers Gerhardts Schilderung einer Hausfrau nur von dem frommen Weibe gilt; aber welches Weib hätte es so weit gebracht, daß sie in keinem Stücke mehr fehlte? Ja nicht einmal damit kommen wir fort! Ihr wisset es, lieber Ebeling, daß der Besitz äußerer vergänglicher Güter in keinerlei Weise über den Zustand des Herzens Auskunft geben kann. Es giebt viele reiche und vornehme Leute, die nicht in der Furcht des Herrn wandeln, und es giebt wiederum viele getreue und fromme Seelen, welche aus der leiblichen Noth nicht

herauskommen. Ja, da unser christliche Glaube uns alle Trübsal als einen Weg zur Seligkeit bezeichnet und die Schrift ausdrücklich sagt, daß Gott Die züchtiget, die er lieb hat, so würde ja gerade ein frommes Weib, zu welchem Ehrentitel ich viel zu gering bin, viel Trübsal ins Haus bringen! Darum sage ich, es kann Eure Erwartung auf mich, daß unser Haus durch mich allezeit voller Freude und Licht sei, gar nicht Euer Ernst sein. Vielmehr wird uns Trübsal noth thun, damit wir in gemeinsamer Arbeit und Gebet unser Seelenheil daraus gewinnen; es muß und wird zuweilen Finsterniß um uns sein, damit dann der Strahl göttlicher Gnade und Barmherzigkeit als ein desto lieblicheres Licht auf unser Herz und Leben falle. Gebt Ihr mir nicht recht, lieber Ebeling?"

„Ich muß wohl," antwortete dieser — „wenn Ihr Eure Sache mit solchen Gründen führt. Das wird aber doch meine Hoffnung auf Euch nicht zu Schanden machen, nämlich daß Ihr meines Herzens und Hauses Freude und Wonne sein werdet, und daß Ihr durch die Demuth Eures Herzens vor Gott und durch die von Euch so oft bewährte Ergebung in des Herrn Willen mir ein leuchtend Licht seid auf meinen Wegen. Und auch noch in Einem müsset Ihr mir wohl recht geben, nämlich in Erfüllung der Worte: An Nahrung wird's ihm mangeln nicht. Ich kenne ja Euer zufriedenes, genügsames Herz, Eure Abneigung vor allem Glanze in der Welt, Euren Fleiß in aller Thätigkeit Eures Berufes. Und da Ihr mir in diesen

Stücken ein gleiches Zeugniß wohl auch geben dürftet, so wird der Herr seinen Segen, welchen er auf die Uebung der beiden Stücke: Bete und arbeite! gelegt hat, uns gewiß nicht vorenthalten. Gebt Ihr mir hierin nicht auch recht, liebe Dorothea?"

„Gott wolle uns diese Hoffnung erfüllen," sagte die Jungfrau und reichte ihrem Bräutigam freundlich die Hand.

„Eben jetzt," sagte nun Ebeling lächelnd — „eben jetzt thut ihr ja, was ich Weiteres von Euch gesungen habe, und was Ihr auch nicht wolltet gelten lassen:

Sie thut ihm Liebes und kein Leid
Durchsüßet seine Lebenszeit.

Wenn Ihr so freundlich mir die Hand reichet und der liebe Blick Eures Auges wie eine stille, geistige Harmonie meine Seele berührt, so daß auch nicht der leiseste Mißton aufkommen kann, ist es dann nicht wahr, wenn wir Beide, Herr Gerhardt und ich, von Euch singen und spielen:

Sie nimmt sich seines Kummers an,
Mit Trost und Rath, so gut sie kann!

„Ihr fordert mich auf's Neue heraus," erwiderte Dorothea — „und es ist mir fast lieb, daß Ihr es thut. Gerade diese Verse wollte ich Euch nach meiner Weise recht erbaulich erklären, besonders um mein selbst willen. Daß ich Euch vom Grund des Herzens liebe und achte, wisset Ihr eben so gut, als ich dies von Euch weiß.

Nun, mein theurer Freund, es mag Euch sonderbar erscheinen, daß ich Euch gegenüber so ernst und überverständig davon rede; aber theils, was ich in meiner Aeltern Hause erfahren; theils in andern ehrbaren Familien, und namentlich im Hause unsers Herrn Gerhardt gesehen habe, hat über die Liebe zwischen Mann und Weib mir eine Erkenntniß gebracht, die ich leider nicht aller Orten bestätigt finde. Darf ich Euch einen Tag aus dem Leben meiner lieben Aeltern erzählen?"

„O gern," antwortete Ebeling bittend. „Da ich Eure selige Mutter nicht gekannt habe, ist es mir doppelt lieb, wenn Ihr mir Etwas von ihr mittheilt."

Und Dorothea fuhr nun also fort: „Nur im Hause Herrn Gerhardts, und sonst nie, habe ich die innige Liebe und Freundschaft wieder gefunden, in welcher mein Vater und meine selige Mutter mit einander lebten. Des Morgens kamen die Aeltern, und meines Vaters Gesellen und Lehrlinge hier in diesem Zimmer zusammen, wo ein gemeinschaftliches Morgengebet gehalten wurde. Als ich erwachsen genug dazu war, nahm ich auch mit Theil und las den Morgensegen. Wenn dies vorüber war, so ging ein Jedes an seine Arbeit und Vater und Mutter sahen sich oft nicht eher wieder, als zur Mittagszeit, wo wir Alle zusammen an einem großen Tische unser tägliches Brot genossen. Der Nachmittag verging auf gleiche Weise bis zum gemeinschaftlichen Abendbrote, nach welchem der Vater, wie heute noch, einige Male in der Woche, mit andern Bürgern

auf etwa eine Stunde ins Wirthshaus ging. Dann aber, wenn der Vater zurückkehrte, begann das eigentliche Familienleben. Der Vater erzählte zuerst, was er des Tags über erfahren hatte, wie weit die Arbeit vorgeschritten, was über das Verhalten der Gesellen und Lehrlinge mitzutheilen war, welche Gedanken ihm bei diesem oder jenem Vorfalle gekommen, oder was er sonst gesprochen und gethan habe. Die Mutter that dann das Nämliche aus dem Bereiche ihres Berufes und nun sprachen sich Beide freundlich und offen darüber aus. Da traf es sich dann oft, daß die Ansichten und Meinungen der Aeltern nicht mit einander übereinstimmten; ja ich weiß, daß oft von beiden Seiten ein gar ernstes Wort gesprochen wurde; und ehe ich recht verstand, was die Aeltern durch solches gegenseitiges Gericht bezweckten, war es mir ängstlich zu Muthe. Aber nach und nach wurde mir Alles klar. Ich fand nämlich, daß die lieben Aeltern jederzeit in Frieden mit einander blieben, ja daß sie, wenn sie mit ihren Gedanken einig geworden waren, sich immer herzlicher zuredeten, und daß dann unser Abendgebet gewissermaßen der gemeinschaftliche Lob- und Dankgottesdienst wurde für alle Liebe und Treue, welche der Herr an uns gethan hatte. Und jetzt erst erkenne ich's, welcher herrliche Segen darinnen lag. Darf ich Euch das mittheilen, lieber Freund?"

„Ich ahne, was Ihr sagen wollt," antwortete Ebeling bedeutsam. „Redet nur, Dorothea, ich hoffe, Ihr sollt mich willig und bereit dazu finden."

„Wir wollen, fuhr nun Dorothea fort — „uns gegenseitig nur Liebes und kein Leids thun. Aber das Leid eben ist oft der eigentliche Beweis der Liebe. Wenn ein Tag über uns vergangen ist, so stehen in unserm Lebensbuche traurige und frohe Stunden verzeichnet, Gedanken, Worte und Werke, die uns anklagen oder entschuldigen, und Frieden vor Gott oder Unruhe in unser Gewissen bringen. Denn unser Wissen ist ein grosses Stückwerk, aber ein gröſseres noch unsere Nachfolge des Herrn. Soll nun aber nach Gottes Willen dies täglich besser mit uns werden, so bedürfen wir des Rathes, der Warnung, der Lehre, der Strafe, der Züchtigung. Dies Recht auf uns hat der Prediger im Hause Gottes und sonst in allen Stunden der Leibes- und Seelennoth, wo unser Herz uns an ihn weiset; aber wer hat dies Recht auf uns im Hause? Doch wohl kein Fremder, auch wohl nicht der Hausfreund, der immer nur auf kurze Zeit Zeuge wird von dem Leben in der Familie; sondern allein Mann und Weib, Eins zu dem Andern. Lieber Ebeling — fuhr nun Dorothea mit erhöhtem Eifer fort — ich habe seit vielen Jahren nur ein Gebet, nur ein Anliegen an den Herrn. Ich möchte eine treue und fromme Magd unsers Herrn werden! Ich habe zuweilen Stunden, wo das groſse Ziel meines irdischen Lebens mir klar und deutlich vor Augen liegt, wo ich in tiefster Seele erkenne, zu welcher göttlichen Weisheit ich hinankommen muſs, wie rein mein Herz werden muſs von allen irdischen, sinnlichen Gefühlen und Gedanken. Ich möchte gern hinankom-

men zu einerlei Glauben und Erkenntniß des Sohnes Gottes! Ich weiß, daß mir der Beistand dazu von Oben nicht wird versagt werden; aber ich bedarf auch eines menschlichen Führers, eines sichtbaren Freundes, der menschlich mit mir fühlt und redet und mit mir treulich arbeitet, daß das Reich Gottes zu mir kommen kann. Wollt Ihr nun dieser liebe Freund und Führer für mich werden?"

„O wie gern," antwortete Ebeling — „aber bedenkt Ihr auch, daß ich ja selbst und noch mehr, als Ihr, einer solchen Führung und Leitung bedarf? Gilt mir nicht auch das Gebot des Herrn: Ihr sollt vollkommen sein, wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist?"

„Nun denn," setzte Dorothea hinzu — „so wollen wir Eins des Andern Freund und Gehilfe sein zum Aufbau des Reiches Gottes in unsern Seelen. Ich gebe Euch hiermit das volle, unbedingte Recht, Gericht zu halten über all' mein Thun. Ihr sollt mich warnen, mich züchtigen, mich strafen mit allem Ernste des Wortes Gottes, eben weil Ihr mich liebt und meiner Seele Seligkeit wollt. Ihr sollt mich nach meinen geheimsten Gedanken fragen und nicht ruhen, bis ich Euch ins innerste Herz habe schauen lassen; Ihr sollt meine Worte und Werke prüfen und wägen und mir keine Strafe erlassen, wo ich solche verdienet habe. Ihr sollt der treue, gewissenhafte Gärtner sein, der an dem Baume der Gottesfurcht, welchen die liebe Hand meiner Aeltern und Gottes heiliger Geist in meine Seele gepflanzt hat,

kein wildes Schoß aufkommen lässet, die falschen und leeren Blüthen hinwegnimmt und ihn treulich pflegt, daß er Frucht bringe. Wollt Ihr das, lieber Ebeling?"

„Was fordert Ihr von mir?" rief Ebeling aus. „Ist das nicht mehr, denn Menschenwerk?"

„Nein, nein, gewiß nicht," sagte Dorothea mit Eifer. „Glaubt mir, mein theurer Freund, dem guten Menschen, der seinen Gott im Herzen liebt, fehlt es niemals an der rechten Erkenntniß des göttlichen Willens; er weiß recht wohl, was zu seinem Frieden dient. Wenn er aber zuweilen diese Erkenntniß nicht zu seinem Heile verwendet, so ist es, weil ihn seine Selbstgerechtigkeit, sein Stolz, seine Hoffart, oder die falsche Sicherheit seiner Seele daran verhindert. Je verblendeter aber nur allzuoft unser Auge auf uns selbst, auf den Zustand unsers innern Menschen sieht, desto schärfer und deutlicher sieht unser Auge auf unsern Nächsten. Wenn die Menschen unter sich, bei der christlichen Erkenntniß, in welcher sie erzogen sind, mit einander ehrlich und aufrichtig wollten zu Werke gehen, und sich gegenseitig ihre Schwachheiten, Fehler und Sünden wollten offenbaren, meinet Ihr nicht, daß sich dann ein Jeder in dem wahren Lichte seiner selbst beschauen könnte? Woher kommt es aber, daß ein Jeder auf dem Wege seiner Sünden ruhig, sicher, unbefangen, unerinnert dahin geht, woher kommt es, daß er in seiner Selbsttäuschung befangen bleibt? Gewiß nur daher, daß Niemand vor ihn hintritt und spricht: Hier hast Du gefehlt, hier hast Du gesündigt, hier mußt Du Dich bessern, wenn Du

zum Leben eingehen willst. Und warum thun sich nicht die Christen gegenseitig diese wahre Liebe an? Aus niedriger Menschenfurcht! Weil wir besorgen, die Menschen möchten uns an unserer Ehre, an unserm Gute, oder an unserer Gemächlichkeit und Bequemlichkeit, oder wohl auch an Leib und Seele Schaden thun, wenn wir sie frei und offen nach Gottes Wort richten wollten, so schweigen wir lieber, wo wir reden sollten, und lassen unsern Nächsten in seinen Sünden dahin wandeln."

„Da habt Ihr wohl recht, liebe Dorothea," entgegnete Ebeling. „Aber bedenkt Ihr auch, daß es so viele Menschen giebt, welche trotzdem, daß man sie tadelt, sich doch nicht wollen belehren lassen? Ja mir sind einzelne Fälle bekannt, wo ein gerechter Tadel nur des Herzens Trotz und Härtigkeit vermehrt hat."

„Leider habt Ihr recht," sagte Dorothea — „aber gewiß nur deshalb, weil es nicht auf die rechte Weise geschehen ist. Denn was hilft es dem Einen, der zu seinem Bruder spricht: Thue Buße! — wenn viele Andere ihm wieder schmeicheln, und aus Liebedienerei, oder aus Blödigkeit, oder um zeitlichen Vortheil's willen ihn in seiner Selbsttäuschung bestärken! Ach, lieber Ebeling, wie glücklich würden wir Menschen auf Erden sein, wenn wir Alle mit wahrer Liebe und Treue und mit aller Aufrichtigkeit unsers Herzens uns gegenseitig lehren und ermahnen wollten, und ein Jeder das Wort aufnehmen wollte mit Sanftmuth! Soll aber das geschehen, soll es immer besser werden auf der Welt, so muß der Anfang dazu im Hause gemacht werden, so

müſſen Mann und Weib zu allernächſt ſich dieſe wahre Liebe und Freundſchaft thun. Und das iſt es, was ich von Euch bitte. Ihr ſollt aufhören, mich zu lieben, wenn ich jemals Euren Tadel unfreundlich hinnehmen, oder mich in Selbſtzufriedenheit und Selbſtgerechtigkeit rechtfertigen wollte vor Euch. Ja ich werde Euch um ſo inniger lieben, je mehr Ihr an meiner wahren Beſſerung arbeitet.“

„Liebe Dorothea,“ ſprach Ebeling — „wie beſchämt Ihr mich mit ſolchen Worten! Nehmt Ihr nicht dadurch mir ſelbſt die Binde von den Augen und laßt mich mit tiefem Schmerze erkennen, wie unwerth ich Eurer bin? Stehe ich da nicht tief, tief unter Euch? Seid Ihr nicht ſchon ſo gut, ſo mild, ſo freundlich, ſo gottesfürchtig? Muß ich nicht zu Euch hinanſehen, wie zu meinem Vorbilde?“

„Gott vergebe Euch dieſe Worte,“ erwiderte die Jungfrau ernſt. — „Ich fühle und weiß am Beßten, wie tief ich noch ſtehe; ich kenne aber auch, Gott ſei Dank, die Feinde, die mich um meiner Seele Heil und Frieden bringen wollen. Wiſſet denn, weſſen ich mich ſelbſt anklagen muß vor Euch. Mein Herz neiget, wenn auch ſtill und heimlich, und deshalb deſto heftiger, zu Stolz und Hoffart ſich hin. Weil ich weiß, daß ich vor vielen andern Töchtern durch die Sorge meines theuren Vaters eine beſſere Erziehung genoſſen habe, weil ich weiß, daß mir Gott dazu vor vielen Andern Fähigkeit und Anlage gegeben hat, weil ich weiß, daß ich von Angeſicht nicht häßlich und verunſtaltet bin, weil ich ſo

oft erfahren habe, daß durch meine äußere Gestalt, durch die Rede meines Mundes manches Herz sich mir zugewendet hat, — weil ich dies Alles weiß, so kommen mir oft gar gefährliche Gedanken bei. Ich sage mir, daß ich wohl zu den Auserwählten gehöre, daß ich besser bin, als Andere, ich betrachte die Huldigungen, die mir so oft geworden sind, nicht als einen Ausdruck eitlen, sinnlichen Wohlgefallens, nicht als die Sprache eigennütziger Schmeichelei, ja nicht einmal als Aufforderungen, Das erst zu werden, was ich nach dem Ruhme Anderer schon sein soll, sondern vielmehr als schuldige Opfer meiner Vorzüge, als ein Recht, das mir gebührt. Ja, lieber Ebeling, so oft ich mir auch sage, daß ein stolzes Herz dem Herrn ein Greuel ist, daß Gott dem Hoffärtigen widerstehet, daß ein hoffärtiges Leben nicht vom Vater, sondern von der Welt ist, und was sonst die heilige Schrift darüber noch sagt, — so oft kehret doch die Anfechtung zurück. Ach wie oft habe ich darüber schon stille, schmerzliche Thränen geweint, wenn ich mich plötzlich wieder auf stolzem Wege entdeckte! Wie oft habe ich mir heilig gelobt, daß keinerlei hoffärtiger Sinn und Gedanke wieder in mir Raum gewinnen soll, — aber das Wollen habe ich wohl, doch das Vollbringen des Guten finde ich nicht. Darum bitte ich Euch herzlich, kämpfet mit mir treulich diesen schweren Kampf, und je mehr Ihr mich liebet, desto mehr lehrt mich Demuth und Erkenntniß meiner Sünde."

Als Ebeling auf diese Rede seiner Braut einige Augenblicke im ernsten Stillschweigen verharrte, wandte

ſich Dorothea freundlich lächelnd mit der Frage an ihn: Wiſſet Ihr nun, mein Freund, wie ich die Worte:

Sie thut ihm Liebes und kein Leid
Durchſüßet ſeine Lebenszeit

erklärt haben will?''

„Ja, ja,'' antwortete er. „In dieſem Sinne muß ich Euch allerdings bitten, daß Ihr mir Leids thun mögt, in ſo weit eine Erinnerung an Fehler und Sünden großes Herzleid bereitet. Ich merke ſchon, daß ich, wenn Ihr mich vorher zum Meiſter über Euch ernannt habt, dafür zehn Mal Euer Schüler ſein werde. Und wie gern will ich das ſein! Seid Ihr doch ohnedies der gute Engel meines Lebens geworden und habt mich aus der Einſamkeit meines Lebens und aus der Verkehrtheit meines Herzens, aus welcher ich nicht den Muth hatte, zu Euch aufzuſchauen, während doch meine ganze Seele in Eurer Liebe gefangen war, zum wahren Leben erweckt und emporgehoben. In wenig Tagen wird, ſo Gott will, der Bund unſerer Herzen die Weihe des Wortes Gottes empfangen; da laſſet uns gemeinſam den Herrn bitten, uns mit Kraft aus der Höhe auszurüſten, damit wir Dem nachſtreben, das zum Frieden und zur Beſſerung unter einander dient. Und,'' ſetzte er dann lächelnd hinzu, — „weil uns unſer Herr Gerhardt mit einem ſeiner Lieder gewiſſermaßen in Streit gebracht hat, ſo möge er uns mit einem andern wieder verſöhnen und zuſammenbringen.''

Und Ebeling ſetzte ſich an's Clavier und ſpielte und ſang und mit ihm Dorothea:

Wie ſchön iſt's doch, Herr Jeſu Chriſt
Im Stande, da dein Segen iſt,
Im Stande heil'ger Ehe.
Wie ſteigt und neigt ſich deine Gab
Und alles Gut ſo mild herab
Aus deiner heil'gen Höhe;
Wenn ſich
An dich
Fleißig halten
Jung und Alten,
Die im Orden
Eines Lebens einig worden.

Wenn Mann und Weib ſich wohl begehn
Und unverrückt beiſammen ſtehn
Im Bande reiner Treue;
Da geht das Glück im vollen Lauf,
Da ſieht man, wie der Engel Hauf
Im Himmel ſelbſt ſich freue.
Kein Sturm,
Kein Wurm
Kann zerſchlagen,
Kann zernagen
Was Gott gibt
Dem Paar, das in ihm ſich liebt.

„Nun Gott ſegne Euch dies Werk," ſagte Meiſter Jung, der während des Geſanges unvermerkt eingetreten war. „Herr Ebeling, wenn Ihr nicht ein ſo guter, lieber Mann wäret, und ich Euch nicht ſo herzlich liebte und achtete, fürwahr Ihr hättet meine Dorothea, mein

einzig Erbengut, nicht entführen sollen. Indessen werdet Ihr wohl dem alten Vater, wenn er seiner Einsamkeit zu sehr überdrüssig wird, ein Plätzchen in Eurem Hause gönnen. Und somit Gott befohlen, ihr Lieben. Ich kann Euch zugleich die freudige Mittheilung machen, daß sich unser lieber Gerhardt, freilich nach langem Bitten und Flehen, endlich hat bereitwillig finden lassen, Euch zum Ehebunde einzusegnen; vielleicht, wie er meint, die letzte Arbeit seines Amtes. Denn seine und unsere Hoffnungen auf friedliche Lösung des unseligen Streites sind sehr schwach geworden. Gott wende Alles gnädig noch zum Beßten!“

Cap. 6.

Die Trauung.

Der Segen des Herrn sei über euch;
wir segnen euch im Namen des Herrn.
Psalm 129, v. 8.

Es war in der zwölften Stunde Mittags, als das Brautglöcklein zu St. Nicolai in Berlin lautete. Eine ungewöhnlich große Menge Menschen hatte sich um den Altarplatz versammelt, und immer noch kamen Andere herbei, um sich den in tiefer Stille Harrenden anzuschließen. Die Menge des Volkes drängte sich bis an die Kirchthüre, wo selbst anständige Bürgersleute und Herren im kurzen Mantel und breiter, gestickter Halskrause sich als Zuschauer mit eingefunden hatten. Hier war auch ein ziemlich lebendiges Gespräch im Gange.

„Fürwahr," sagte der Eine — „unser Herr Musikdirector führt die schönste Braut heim, die in ganz Berlin und Cöln zu finden ist."

„Das ist das Geringere," setzte ein Anderer hinzu. — „Die Hauptsache ist, daß die Braut eine Lutherische ist, wie sie sein soll, und wie es ihrer immer weniger

gibt. Denn die Religionsmengerei nimmt mit Schrecken überhand.“

„Ob's denn wahr sein mag,“ fragte ein Dritter — „daß wir unsern Herrn Gerhardt doch noch verlieren werden. Es geht die Rede, daß diese Trauung sein letztes Amtsgeschäft sein würde. Das wäre ja gar traurig für uns.“

„Ja wohl,“ versicherte der Vorige. „Es wird bald so weit mit uns sein, daß wir uns selbst predigen müssen, weil ein Pfarrer nach dem Andern zum Lande hinaus getrieben oder gar auf die Vestung gesetzt wird.“

„Sprecht nicht so laut,“ flüsterte ein Nachbar diesem zu. „In unserer Zeit haben auch die Kirchmauern Ohren und das hochwürdige Consistorium hat viele heimliche Freunde und Mittelspersonen. Seht Ihr dort in der Ecke den hagern, blassen Mann, der so gleichgiltig vor sich hinsieht, als wäre er nur zufällig, oder vielmehr wider seinen Willen hier. Ich weiß aber ganz gewiß, daß eben dieser Mann mehr höret, als es den Anschein hat, und mehr wiedererzählt, als es Vielen lieb ist. Es gehört doch viel Muth dazu, sich mitten unter die Lutherischen hinzustellen.“

Der hagere, blasse Mann, von welchem die Rede war, hatte allerdings in seinem ganzen Wesen etwas Befremdendes; daß er ein gleichgiltiger Zuschauer war, wie eben von ihm ausgesagt wurde, konnte man aber nicht sagen. Vielmehr zeugte sein Angesicht von einer tiefen innern Bewegung; mit den kleinen, etwas tiefliegenden Augen blickte er unstät umher, als suche er

für den Aufruhr in seinem Herzen irgendwo Hülfe und Trost. Ja zuweilen brach ein gar unheimlicher, Böses verkündender Geist aus seinen Augen und an dem krampfhaften Zucken seiner Lippen offenbarte sich eine gefährliche Sprache seiner Seele. Der Mann war ohne Zweifel krank, leiblich und geistig krank, vielleicht gar in drückender Noth. Seine Kleider trugen unverkennbare Spuren eines langen Gebrauches, und der Mantel besonders zeigte Falten und Brüche, als hätte er des Nachts zur Decke dienen müssen. Es war daher nicht wohl abzusehen, wie dieser Mann Andern Furcht und Bedenken einflößen könnte, es müßte denn eben seiner Aermlichkeit und seines traurigen, kummervollen Angesichts wegen gewesen sein. Er schien absichtlich den Standpunct gewählt zu haben, den er inne hatte; denn so oft er auch von dem andrängenden Volke bald vor-, bald rückwärts genöthigt wurde, zog er sich immer wieder in seine Ecke zurück, von welcher aus ihm eine freie Durchsicht auf Alle blieb, welche ein- und ausgingen.

Jetzt wurde das Gedränge heftiger und von mehreren Seiten hieß es: die Brautleute kommen! Und so war es auch. Das versammelte Volk machte freiwillig Platz und bildete eine lebendige Straße in die Kirche hinein. Und Ebeling trat vor, an seiner Hand die Braut; und hinter Beiden Meister Jung, begleitet vom Bürgermeister Tieffenbach und allen den Bürgern, die wir als Freunde Jungs kennen gelernt haben.

„Wie die Braut so ernst und traurig aussieht!“

flüsterten sich die Leute zu. „Sonst so roth und frisch, und heute an ihrem Ehrentage so bleich und blaß. Und schwarz ist sie gekleidet! Das ist kein gutes Zeichen.“

„Das macht, sie trauert,“ antwortete Jemand. „Sie trauert um den Nothstand unserer Kirche. Darum fehlen ja auch die Pfeifer und die Geiger. Habt Ihr je einen Trauungszug gesehen, der so viel Aehnlichkeit mit einem Trauerzuge hatte, als dieser? Aber so ist's recht; wir sollten Alle in Trauerkleidern einhergehen, denn die Zeit unserer Freude ist dahin.“

Als Dorothea durch die Menge des Volks dahinschritt, und sie in fast wehmüthiger Freude bald links, bald rechts grüßte, woher ihr Segenswünsche zugerufen wurden, hemmte sie plötzlich ihren Schritt, und ein flüchtiges Roth überzog ihre blassen Wangen. Ihr Blick war auf den hagern Mann in der Ecke gefallen. Sie fuhr mit der Hand nach der Stirne, als suche sie in der Seele eine Erinnerung auf, die nur undeutlich ihr vorschwebte; dann, als sie einen zweiten Blick auf diesen Mann gerichtet hatte, fuhr ein leiser Schreck durch ihre Glieder; sie ergriff schnell und krampfhaft Ebelings Hand und schritt rasch in die Kirche hinein.

„Fehlt Euch Etwas, liebe Dorothea?“ fragte der Bräutigam theilnehmend und besorgt.

„Nein,“ antwortete sie unruhig. „Ach, laßt uns von ganzem Herzen Gott bitten, daß er unsern Weg gesegnet sein lasse.“ Und mit ungewöhnlicher Hast eilte sie voraus in die Kirche.

Das Brautpaar trat vor den Altar; Dorothea

kniete sogleich auf die Stufen nieder und betete still und tief bewegt; denn helle Thränen fielen aus ihren Augen nieder. „Sie weint," flüsterte das umstehende Volk sich zu. „Gewiß denkt sie an ihre selige Mutter! Das gute, fromme Kind!"

Jetzt öffnete sich die Thüre der Sacristei und eine plötzliche Todtenstille kam über das versammelte Volk. Paul Gerhardt trat heraus in aller Würde seines Wesens. Aber nicht wie früher strahlte hohe, selige Freude auf seinem Angesichte, wenn er im Dienste seines Herrn war; sondern eine tiefe Trauer lag auf seinen Mienen, und die Augen gesenkt schritt er langsam und fast zitternd die Altarstufen hinan. Man sah es ihm an, daß er aus der bewegtesten Seele Gott um Kraft und Muth, um Ruhe und Frieden seines Herzens anflehte; denn länger als gewöhnlich verharrte er mit gefalteten Händen auf dem Kirchenbuche, das auf dem Altar lag. Die feierliche Stille des so zahlreich versammelten Volkes, der betende Priester, die in tiefe Rührung versenkten Brautleute und der ernste Blick des Vaters Jung und seiner Freunde, — dies Alles vereinte sich, um den wichtigen Augenblick in aller seiner Bedeutung zu empfinden und mitzufühlen, wie eben das irdische Loos zweier Menschen vor dem allgegenwärtigen Gott in seinem Heiligthum geworfen wurde.

Nun wandte sich Gerhardt nach den Brautleuten um und begann ohne Weiteres nach Vorschrift damaliger Kirchenordnung und mit halblauter, bewegter Stimme also: „Demnach Ihr Euch in den heiligen Ehestand

mit einander begeben wollt, auch deswegen öffentlich aufgeboten worden, so frage ich Euch, Johann Georg Ebeling: Wollt Ihr gegenwärtige Jungfrau Anna Dorothea Jung zum ehelichen Weibe haben, so gebet deſſ' Euer Bekenntniß und ſprecht: Ja."

„Ja," ſagte Ebeling mit veſter, ruhiger Stimme.

„Desgleichen," fuhr nun Gerhardt fort — „frage ich Euch, Jungfrau Anna Dorothea Jung: Wollt Ihr gegenwärtigen Junggeſellen Johann Georg Ebeling zum ehelichen Manne haben, ſo gebt deſſ' auch Euer Bekenntniß und ſagt: Ja!"

„Ja," wiederholte auch Dorothea in hellem, freiem Tone, der die völlige Wiederſammlung ihres Gemüthes verrieth.

Der Prieſter ließ ſie dann die Trauringe einander geben, fügte ihre beiden rechten Hände zuſammen und ſprach: Was Gott zuſammenfügt, ſoll kein Menſch ſcheiden! — Weil denn dieſe gegenwärtigen Perſonen einander zur Ehe begehren und Solches hier öffentlich vor Gott und der Welt bekennen, darauf ſie auch die Hände und Trauringe einander gegeben haben, ſo ſpreche ich, als ein — —"

Hier unterbrach ſich Gerhardt plötzlich und ſchlug die Augen nieder. Eine feierliche Stille, wenn auch nur auf kurze Augenblicke, herrſchte in der ganzen Verſammlung. Auf Gerhardts Angeſichte zeigte ſich ein heftiger Kampf; bald aber trat wieder Ruhe in das bewegte Gewiſſen und er fuhr nun fort: — „ſo ſpreche ich, als ein verordneter Diener der Kirchen allhier ſie ehelich

zusammen im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen.“

Mit zusammengefügten Händen blieb das Paar vor dem Altare stehen, als Gerhardt nun weiter sprach: „Dieweil Ihr Euch in den heiligen Ehestand im Namen Gottes begeben, so sollt Ihr, damit Ihr denselben nicht mit Unverstand göttlichen Wortes, wie die Ungläubigen, anfanget, zum Ersten aus der heiligen Schrift vernehmen, wie der eheliche Stand von Gott ist eingesetzt worden. Denn also stehet geschrieben: Und Gott der Herr sprach: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, ich will ihm eine Gehilfin machen, die sich zu ihm halte. Da ließ Gott der Herr einen tiefen Schlaf fallen auf den Menschen und er entschlief; und nahm seiner Ribben eine und schloß die Stätte zu mit Fleisch, und Gott der Herr bauete ein Weib aus der Ribbe, die er von dem Menschen nahm und brachte sie zu ihm. Da sprach der Mensch: Das ist doch Bein von meinem Beine und Fleisch von meinem Fleische; man wird sie Männin heißen, darum daß sie vom Manne genommen ist. Darum wird ein Mann seinen Vater und Mutter verlassen, und an seinem Weibe hangen und sie werden sein ein Fleisch.“

Hier legte Gerhardt das Buch bei Seite und fuhr dann also fort: „Dies Schriftwort handelt von der Heiligkeit des Ehestandes als einer von Gott selbst eingesetzten Ordnung. Die Schöpfung des Weibes aus dem Manne deutet an, daß die Gehilfin, die ihm Gott gegeben hat, keine Fremde sei, sondern auf das Innigste

mit ihm verbunden, dieſelben leiblichen und geiſtlichen Gaben mit ihm theile, mit dem Manne denſelben Weg des leiblichen Todes gehe. Wenn es aber heißt, daß der Mann, und mit ihm das Weib, Vater und Mutter verlaſſen ſoll, um ſich gegenſeitig anzuhangen, ſo will das nicht ſagen, daß ſich das Kind von dem Herzen der Aeltern losreiße, wie Viele gethan haben, welche das Vaterhaus zu einer Fremde machen und des alten Vaters in ſeiner Schwachheit und der alten Mutter in ihrer Noth vergeſſen haben. Vielmehr ſoll das Kind, wenn anders Noth vorhanden iſt, Vater und Mutter mit ſich nehmen in den neuen Haushalt, mitgehen aber ſoll allezeit des Vaters Fleiß und Arbeit, der Mutter Liebe und Sorge, mitgehen ſoll der Aeltern Chriſtenthum und frommer Wandel, mitgehen ſoll der Aeltern Heil, Wohl und Frieden, und dieſelbe Gnade, welche bisher das älterliche Haus beſchützt und bewacht hat. Wer fröhlich und leicht aus ſeiner Aeltern Hauſe treten könnte, der wüßte nicht, wie ſauer er ſeiner Mutter geworden iſt und welche Sorgen ſeinen Vater um ihn gequält haben. Darum gilt auch den Eheleuten noch das vierte Gebot: Du ſollſt deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß dir's wohlgehe und du lange lebeſt auf Erden. Und wenn Ihr, der Bräutigam, längſt ſchon Vater und Mutter, und Ihr, die Braut, die Mutter verloren habt, ſo laſſet Euch dies eine Ermunterung werden, daß Ihr alles Liebe und Gute, was Ihr den ſeligen Aeltern ſchuldig geblieben ſeid, auf den Mann vereinigt, der Euer Vater iſt auf Erden. Geſegnet ſei jedes Wort,

mit welchem Ihr ihn tröſten, geſegnet die Hand, mit welcher Ihr ſeiner pflegen werdet in den Jahren ſeines Alters. Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuſer.“

Hierauf nahm Gerhardt das Buch wieder zur Hand und ſprach: „Zum Andern höret an das Gebot Gottes über dieſem Stande, wie Ihr Euch in demſelben gegen einander verhalten ſollt. So ſpricht Sanct Paulus: Ihr Männer, liebet eure Weiber, gleich wie Chriſtus geliebet hat die Gemeine und hat ſich ſelbſt für ſie gegeben, auf daß er ſie heiliget, und hat ſie gereiniget durch das Waſſerbad im Wort, auf daß er ſie ihm ſelbſt zurichtet, eine Gemeine, die herrlich ſei, die nicht habe einen Fleck, oder Runzel oder deſſen Etwas, ſondern daß ſie heilig ſei und unſträflich.

Alſo ſollen auch die Männer ihre Weiber lieben, als ihre eigenen Leiber. Wer ſein Weib liebt, der liebt ſich ſelbſt; denn Niemand hat jemals ſein eigen Fleiſch gehaſſet, ſondern er nähret es und pfleget ſein, gleich wie auch der Herr die Gemeine.

Die Weiber ſeien unterthan ihren Männern, als dem Herrn; denn der Mann iſt des Weibes Haupt, gleich wie auch Chriſtus das Haupt der Gemeine, und er iſt ſeines Leibes Heiland. Aber wie nun die Gemeine Chriſto iſt unterthan, alſo auch die Weiber ihren Männern in allen Dingen.“

„Und hieraus“ — fuhr nun Gerhardt weiter in eigner Rede fort — „ſollt Ihr drei Stücke lernen, zum Erſten, daß die Eheleute einer Gemeine des Herrn gleichen ſollen. Sowie eine chriſtliche Gemeine alles ihr

Anliegen in Christo vereinigt, zum Licht auf ihren Wegen nur ihn nimmt, in ihrer Angst und Schwachheit nur bei ihm Hilfe suchet und keinen andern Frieden kennt, als den Er gelassen hat, — so soll auch das Leben der Eheleute in Christo allein Anfang, Mittel und Ende gewinnen. Nicht Eins soll getrennt von dem andern für sein leibliches und geistiges Wohl sorgen, nicht Eins seinen Kummer, seinen Schmerz allein tragen, nicht Eins seine Kämpfe gegen der Welt Lust allein bestehen, — sondern Ihr sollt eine Gemeine sein, eine Gemeinschaft in allen Leibes- und Seelennöthen. Wo zwei oder drei, spricht der Herr, in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen. Das ist allen christlichen Eheleuten gesagt, welche in allen ihren gemeinsamen Schicksalen, in ihren Lasten und Arbeiten, in ihrer Sorge für das ewige Leben Christo danken wollen, daß er auch für sie gekommen ist in die Welt und für sie gestorben und auferstanden ist, das ist Euch gesagt, die Ihr von Kindheit auf die heilige Schrift wisset und vor vielen Andern es frühzeitig gelernt habt, daß wir uns des Evangeliums Jesu Christi nicht schämen dürfen, sintemal es ist eine Kraft Gottes, welche selig macht Alle, die daran glauben. Darum bleibet in Dem, was Ihr gelernet habt und Euch anvertrauet ist, weil Ihr wisset, von wem Ihr gelernet habt.

Zum Zweiten sollt Ihr, der Bräutigam, daraus lernen, daß Ihr Euer Weib lieben sollt, wie Euch selbst. Denn Ihr habt keine treuere Freundin, als sie, keine nähere Gefährtin Eures Weges, als sie. Wenn Ihr es

nun mit Euch selbst wohl meinet, und Euch nur Liebes und Gutes thun wollt, so liebt Euer Weib; denn Ihr selbst könnt Euch nicht anders selber lieben, als wenn Ihr Eure sichtbare Seele liebt, welche ist eben Euer Weib. Und zum Dritten sollt Ihr, die Braut, daraus lernen, daß das Weib dem Manne Gehorsam schuldig ist in allen Dingen. Denn die Liebe soll nicht herrschen, sondern dienen; das Weib aber soll dem Manne unterthan sein, als dem nächsten Schützer und Versorger ihres leiblichen Lebens, als der Stütze des Hauses und dem Haupte der Familie, der um solchen Vorzuges willen einst wird schwere Rechenschaft ablegen müssen, ob er seines Weibes Herr oder Herrscher, seines Weibes Schützer oder Unterdrücker, und seines Weibes Freund oder Feind gewesen ist. Das Weib aber soll dem Manne unterthan sein, weil sie ihm vertraut, weil sie sich alles Guten zu ihm versieht, und weil sie weiß, daß ein Mann, der sein Weib liebt, derselben kein Leid zufügen kann."

Nach diesen Worten nahm Gerhardt wiederum das Buch zur Hand und las weiter: Zum Dritten höret auch das Kreuz, so Gott nach dem Falle um der Sünden willen auf diesen Stand wohlmeinend gelegt hat. So sprach Gott zum Weibe: Ich will dir viel Schmerzen schaffen, wenn du schwanger wirst, du sollst mit Schmerzen Kinder gebären und dein Wille soll deinem Manne unterworfen sein, und er soll dein Herr sein! Und zum Manne sprach Gott: Dieweil du hast gehorchet der Stimme deines Weibes und gegessen von dem Baume, davon ich dir gebot und sprach: Du sollst nicht

davon eſſen! — verflucht ſei der Acker um deinetwillen, mit Kummer ſollſt du dich darauf nähren dein Leben lang, Dorn und Diſteln ſoll er dir tragen und ſollſt das Kraut auf dem Felde eſſen. Im Schweiße deines Angeſichtes ſollſt du dein Brot eſſen, bis daß du wieder zur Erde werdeſt, davon du genommen biſt; denn du biſt Erde und ſollſt zur Erden werden.“

„Das iſt,“ ſetzte Gerhardt hinzu — „das Kreuz, welches Ihr tragen müſſet. Denn es ſollen und müſſen Zeiten über Euch kommen, wo Ihr mit Thränen Euer Brot eſſen werdet, wo Krankheit Euch darniederwirft und der Tod in Euer Haus tritt. Es müſſen die Tage kommen, wo Ihr ſitzet und klaget um der Ungerechtigkeit der Menſchen willen, unter der Ihr leidet, mehr aber noch um der Gerechtigkeit Gottes willen, die Ihr durch Eure Sünden auf Euch herabgezogen habt. Es müſſen Tage kommen, wo Ihr mit Eurer eignen Weisheit im Finſtern wandelt, wo Eure letzte Kraft gebrochen iſt und Eure Seele ohne Frieden iſt; Alles, damit Ihr erkennet, wie arm und elend Ihr ſeid vor Gott und daß Ihr dann deſto eifriger und ſehnlicher nach der Heiligung verlanget. Könntet Ihr ſelbſt oder Jemand Derer, die um Euch ſtehen, in ſeinem Herzen zu Gott beten und über Euch ſprechen: Herr, laß ihnen kein Leid widerfahren! ſo würde ich beten und ſprechen: Herr, höre ſie nicht, denn ſie wiſſen nicht, um was ſie bitten. Denn erſt das Unglück wird Euer Herz läutern und die Liebe heiligen, die Euch zuſammengeführt hat. Erſt die Angſt um's leibliche Leben wird Euch verſtehen lehren, was

das ewige Leben sei; denn durch viele Trübsale müssen wir eingehen in das Reich Gottes. So wie Ihr erst dann von Herzen verstehen werdet, wie stark die Liebe ist, wenn Eins von Euch auf dem Todtenbette liegt, so werdet Ihr auch erst dann erkennen, wie groß die Gnade Gottes sei, wenn das erste Mal über Euer zerschlagenes Herz das Licht der Versöhnung, das vom Kreuze des Herrn ausgeht, aufgegangen ist. Der Herr thue Euch nach seiner Weisheit und Güte."

Und zum letzten Male nahm Gerhardt das Buch zur Hand und sprach: Zum Vierten so ist das Euer Trost, daß Ihr wisset und glaubet, wie Euer Stand vor Gott angenehm und gesegnet ist. Denn also stehet geschrieben: Gott schuf den Menschen ihm selbst zum Bilde, ja zum Bilde Gottes schuf er ihn, er schuf sie ein Männlein und ein Fräulein. Und Gott segnete sie und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch unterthan und herrschet über Fische im Meer und über Vögel unter dem Himmel und über alles Thier, das auf Erden kreucht. Und Gott sah an Alles, was er gemacht hatte und siehe da, es war sehr gut.

„Das sei Euer Trost und Eure Freude," setzte Gerhardt hinzu. „Ihr sollt bei aller Noth, bei aller schweren Schuld doch Gottes Kinder sein durch den Glauben an Christum Jesum. Daran denket, wenn die Trübsal Euch heimsuchet, daran denket bei jedem Herzeleid, welches Euch bereitet ist, — daran, daß Gott Euch gesegnet hat. Wohl Dem, der den Herrn fürchtet und

auf seinen Wegen gehet. Du wirst Dich nähren Deiner Hände Arbeit; wohl Dir, Du hast es gut. Dein Weib wird sein wie ein fruchtbarer Weinstock um Dein Haus herum, Deine Kinder wie Oelzweige um Deinen Tisch her. Siehe also wird gesegnet der Mann, der den Herrn fürchtet. Der Herr wird Dich segnen aus Zion, daß Du seheſt das Glück Jerusalem dein Leben lang. Und seheſt Deiner Kinder Kinder! Friede über Euch! Amen!"

Als Gerhardt hier schwieg, ertönte auf einmal aus der Mitte der versammelten Menge ein leiser, unverständlicher Gesang, der aber von Augenblick zu Augenblick stärker wurde, immer deutlicher hervortrat und endlich zu einem vollen Chore anschwoll. Jetzt erst hörte man, was sie sangen:

Sei gutes Muths! — Wir sind es nicht,
Die diesen Orden aufgerich't,
Es ist ein höhrer Vater.
Der hat uns je und je geliebt,
Und bleibt, wenn unsre Sorg' uns trübt,
Der beßte Freund und Rather.
Anfang,
Ausgang
Aller Sachen
Die zu machen
Wir gedenken,
Wird er wohl und weislich lenken.

Dieser unvorbereitete, unerwartete Gesang machte einen tiefen Eindruck auf alle Anwesenden, besonders auf die Hauptpersonen bei dieser Handlung. Niemand wußte, wer den Gesang zuerst angestimmt hatte; Jeder

wußte nur, daß er in seiner Nähe den lieben, reizenden Ton dieses lieben gerhardtschen Ehestandsliedes gehört und unwillkürlich sich diesem verführerischen Klange angeschlossen habe. So erschien dieser Gesang als eine überquellende Woge eines vollen Herzens, als der halblaute Zuruf einer Seele, die segnen muß, weil sie des Segens voll ist, und als der zauberische Klang einer himmlischen Saite, welche augenblicklich in jedem Gemüthe mit anschlug.

Dorothea ward von diesem Gesange so mächtig berührt, daß sie augenblicklich in Thränen ausbrach und dieselben ungehindert fließen ließ. Ebeling dagegen feierte seinen seligsten Augenblick; mit stillem Entzücken sog er jeden einzelnen Ton in seine Seele ein, und auf seinem Angesichte lag ein wahrhaft verklärtes Lächeln. Selbst auf Paul Gerhardt hatte diese unerwartete Unterbrechung ihre bedeutsame Wirkung geäußert. Der fast wehmüthige Ernst, welcher während der ganzen Handlung in seinen Mienen und Blicken sich kund gegeben, und der nur von Solchen verstanden wurde, welche die unablässige Qual seines Gewissens ermessen konnten, — der Qual nämlich, ob er auch mit gutem Gewissen als Diener der Kirche hier stehen dürfe, während er unter solchen Umständen die Wiedereinsetzung in sein Amt nicht als eine giltige betrachten könnte, — dieser wehmüthige Ernst wich auf einmal einem heitern Lichte. Der plötzliche Zuruf aus der Gemeinde; Sei gutes Muths! der zunächst wohl den Brautleuten galt, erschien ihm wie eine Stimme von Oben, und mit einem Male ver-

ſchwand alles Leid aus ſeiner Seele. Mit demſelben freundlichen Angeſichte und mit denſelben vom Frieden Gottes verklärten Augen, wie er ſonſt ſeines heiligen Amtes im Hauſe Gottes gewartet hatte, ſtand er jetzt ſeiner lieben Gemeinde gegenüber und ſah mit herzlicher Freude in jedes Auge, das ihn ſuchte.

Als nach Beendigung des Verſes wieder dieſelbe feierliche Stille eintrat, welche bisher geherrſcht hatte, ſanken Ebeling und Dorothea auf ihre Kniee nieder und Gerhardt, ſich in die Seele der Beiden verſetzend, betete mit lauter, fröhlicher Stimme und ſprach:

„Barmherziger, gnädiger Gott, lieber Vater! Du haſt uns nach Deinem gnädigen Willen in den heiligen Eheſtand geſetzet, daß wir nach Deiner Ordnung darin leben ſollen. Darum tröſten wir uns auch Deines Segens, da Dein Wort ſaget: Wer eine Ehefrau findet, der findet was Gutes und ſchöpfet Segen vom Herrn. Ach lieber Gott, laß' uns ja in Deiner göttlichen Furcht bei einander leben. Denn wohl Dem, der den Herrn fürchtet und große Luſt hat an ſeinen Geboten; deſſ' Samen wird gewaltig ſein auf Erden, das Geſchlecht der Frommen wird geſegnet ſein. Laß uns vor allen Dingen Dein Wort lieb haben, wie Du uns dasſelbe durch Deine treuen Zeugen haſt verkündigen laſſen, und worauf wir geſchworen haben, daß wir es halten wollen in aller Anfechtung des Leibes und der Seele! Laß uns dasſelbe Dein Wort gerne hören und fleißig lernen, daß wir ſein mögen wie ein Baum am Waſſer gepflanzet, der ſeine Frucht bringet zu ſeiner Zeit, und ſeine Blätter verwel-

ken nicht, und Alles, was er macht, geräth wohl. Drei schöne Dinge sind es, die Dir und den Menschen wohl gefallen: wenn Brüder Eins sind, wenn die Nachbarn sich lieb haben, wenn Mann und Weib sich mit einander wohl begehen. So laß uns in Frieden und Einigkeit leben, daß wir der drei schönen Dinge eines bei uns haben und behalten mögen; denn daselbst hast Du, Herr, verheißen Segen und Leben immer und ewiglich. Laß uns in unserm Ehestand Zucht und Ehrbarkeit lieb haben, und dawider nicht handeln, auf daß in unserm Hause Ehre wohne und wir einen ehrlichen Namen haben mögen. Gieb Gnade, daß wir unsere Kinder in der Furcht und Verwahrung zu Deiner göttlichen Ehre auferziehen, daß Du aus ihrem Munde Dir ein Lob bereiten mögest. Gieb uns auch das tägliche Brot und segne unsere Nahrung und unserer Hände Arbeit. Umzäune unser Haus und Herz mit Deinen heiligen Engeln, daß der böse Feind und seine Werkzeuge keinen Eingriff thun können. Behüte unser Haus und Alles, was Du uns gegeben hast, nach Deinem Wohlgefallen; und willst Du, daß wir in Armuth und Dürftigkeit einhergehen, so laß uns Deines Wortes getrösten, daß den Armen Dein Evangelium gepredigt werden soll. Denn Du allein, Herr, hast Macht und Gewalt; wo Du das Haus nicht baueſt, so arbeiten umsonst, die daran bauen; wo Du, Herr, die Stadt nicht behüteſt, so wachet der Wächter umsonst; Deinen Freunden gibst Du es schlafend. Gib uns auch, lieber Gott, frommes, getreues und gehorsames Gesinde; denn Du ordneſt und regiereſt

Alles und bist ein Herr über Alles, belohnest auch alle Treue und Liebe und strafest alle Untreue. Und wenn Du uns, lieber Gott, Kreuz und Trübsal zusenden willst, so gib uns Geduld, daß wir uns gehorsamlich Deiner väterlichen Züchtigung unterwerfen, und mache es gnädig mit uns. Laß von dem Herrn unsern Gang gefordert werden und habe Du Lust an unsern Wegen. Fallen wir dann, so wirf uns nicht weg, sondern halte uns bei der Hand und richte uns wieder auf. Lindere uns unser Kreuz, und tröste uns wieder, und verlaß uns nicht in unserer Noth. Gib auch, daß wir das Zeitliche nicht lieber haben, denn das Ewige; denn wir haben ja nichts in die Welt gebracht, werden auch nichts mit hinausbringen; darum laß uns nicht dem sündigen Geiz, der Wurzel alles Uebels, nachhängen, sondern nachjagen dem Glauben und der Liebe und ergreifen das ewige Leben, dazu wir berufen sind, und bewahre unsern Eingang und unsern Ausgang von nun an bis in Ewigkeit. Amen."

Dann betete Gerhardt noch das heilige Vater unser, und als er dann seine beiden Hände auf das Haupt der Knieenden legte und den Segen über sie aussprach, nahm die ganze Versammlung daran Theil, dadurch, daß sie Alle auf ihre Kniee niedersanken. Es war, als fühlte es ein Jeder, daß ihr theurer Seelsorger wohl zum letzten Male im Hause Gottes seine Gemeinde segnete. Und als sie sich wieder erhoben, zeugte jedes Angesicht vom göttlichen Frieden.

Nach diesem feierlichen Augenblicke war es, als ob

eine unsichtbare Hand zu gleicher Zeit Herz und Mund der ganzen Versammlung berührte; denn mit vollem Chore ertönte der Gesang:

Wohl her, mein König, nah' herzu!
Gib Rath in Kreuz, in Nöthen Ruh,
In Aengsten Trost und Freude.
Dess' sollst du haben Ruhm und Preis,
Wir wollen singen bessrer Weis'
Und danken alle Beide.
Bis wir
Bei dir
Deinen Willen
Zu erfüllen
Deinen Namen
Ewig loben werden. Amen.

Die Handlung war vorüber. Gerhardt ging in die Sacristei zurück; die Brautleute verließen in derselben Ordnung, wie sie gekommen waren, das Gotteshaus, und das Volk zog ihnen nach.

Als der Zug vor der Kirchenthüre ankam, stand in derselben Ecke noch still und unbeweglich derselbe hagere Mann mit dem bleichen, krankhaften Angesichte. Seine Blicke suchten Dordtheen, und als das herandrängende Volk ihm dies hinderte und Dorothea selbst auch mit gesenkten Augen einherging und Niemandes achtete und am Arme Ebelings vorüberschritt, verblieb er ruhig, bis das Volk sich verlaufen hatte; dann entfernte er sich langsam und traurig und schlug den Weg nach der spandauer Straße ein.

Cap. 7.

Die Abfertigung.

> Herr, wie lange soll ich schreien, und du willst nicht hören? Wie lange soll ich zu dir rufen über Frevel, und du willst nicht helfen?
>
> Habak. 1, v. 2.

Am vierten Februar gegen die Mittagsstunde schritt der Bürgermeister Tieffenbach in feierlichster Amtskleidung durch das große Thor des churfürstlichen Schlosses zu Cöln. Als er in die Vorhalle eintrat und seinen Wunsch um eine wenn auch nur kurze Audienz bei churfürstlicher Durchlaucht einem der wachhabenden Trabanten mitgetheilt hatte, ward er von diesem eingeladen, ihm in ein dazu bestimmtes Zimmer zu folgen, wo er der weitern Antwort und der weitern Vorladung warten sollte.

Der Bürgermeister fand in diesem Zimmer an einem Tische am Fenster einen Mann mit einem großen, bis auf die Brust herabhängenden schneeweißen Barte,

während das glatte Haupt, an welchem zu beiden Seiten nur noch wenige Locken hingen, wie ein glänzender Spiegel leuchtete. Es war dieser Mann der Oberaufseher der Trabanten, Nicolaus, ein Greis von fast achtzig Jahren, der mit einer gewissen trotzigen Beharrlichkeit seinen Posten inne behielt, so oft auch der Churfürst, in Rücksicht seiner langjährigen treuen Dienste, ihn mit vollem Solde hatte in den Ruhestand setzen wollen. Nicolaus war aller Welt eine bekannte Person, eben so wie des Churfürsten Kammermohr, welcher seinen durchlauchtigsten Herrn auf allen seinen Reisen, so wie auf der Jagd begleiten mußte, und der von gar vielen Leuten, welchen der Negerstamm eine völlig unbekannte Menschengattung war, für den leibhaftigen Teufel gehalten und mit: „Gnädiger Herr Teufel" angeredet wurde.

Der alte Nicolaus dagegen galt für eine Art Schutzgeist des churfürstlichen Hauses; Niemand hätte gewagt, ihm auch nur ein unfreundliches Wort zu sagen, wozu es übrigens auch schon der wahrhaft ehrwürdige Ausdruck des getreuen Obertrabanten nicht kommen ließ. Tieffenbach nahte sich ihm und grüßte ihn freundlichst. „Wollt Ihr vor den gnädigsten Herrn?" fragte Nicolaus, und setzte, ohne die Antwort abzuwarten, hinzu: „Da werdet Ihr wohl eine Zeit lang warten müssen. Der General Derfflinger hat eben den Vortrag im Cabinet, und wo vom Kriege verhandelt wird, dauert es in der Regel lange. Bringt Ihr Krieg oder Frieden, Herr Bürgermeister?"

„Ich weiß nicht, alter Freund, wie Ihr das meint,“ antwortete dieser.

„Ich meinte,“ erklärte Nicolaus — „ob Euer Anliegen dem Churfürsten Freude oder Aerger machen wird.“

„Das ist allerdings eine schwere Frage,“ sagte Tieffenbach lächelnd. „Ich hoffe das Beßte, denn ich bitte um Frieden.“

„Kommt nur nicht etwa in Sachen Eurer lutherischen Geistlichen,“ fuhr der Obertrabant fort. „Da möchtet Ihr heute keine gute Stunde gewählt haben, und wohl auch niemals eine gute wählen können. Denn nehmt mir's nicht übel, hochedler Herr Bürgermeister, aber Eure lutherischen Geistlichen sind ein wenig starrköpfig.“

„Das ist eine harte Beschuldigung, alter Freund,“ antwortete Tieffenbach ernst. „Starrköpfig kann meines Erachtens nur Der heißen, der aus Trotz und bösem Willen auf seiner Meinung besteht, auch wenn er das Bessere erkannt hat. Wollt Ihr nun unsere Geistlichen eines solchen bösen Willens für fähig halten?“

„Bösen Willen?“ wiederholte der Trabant und setzte dann nach einer Pause hinzu: „Herr Bürgermeister, in dem Lutherthume steckt viel unruhiges Blut. Ich kann Euch Geschichten erzählen, die, wenn sie auch über funfzig Jahr alt sind, doch noch so deutlich mir im Gedächtnisse liegen, als wären sie gestern geschehen. Ich sage, die Lutherischen sind unruhige Leute, die nicht lange warten, ehe sie mit Worten und Händen darein schlagen. Soll ich Euch dies beweisen?“

„Wenn Ihr es könnt, ja,“ antwortete der Bürgermeister, eben nicht besonders erfreut über das Vorhaben seines Gegners, der das Interesse der Reformirten, wie es schien, kräftig genug zu vertheidigen verstand.

„Nun seht,“ fuhr Nicolaus eifrig fort, während in seine Augen ein wahrhaft jugendliches Feuer trat — „was ich Euch erzählen will, ist allerdings etwas lange her und fällt in eine Zeit, wo vielleicht Euer gestrenger Herr Vater noch gar nicht geboren war, viel weniger also Ihr. Ich war damals ein Bursche von zwanzig Jahren, und meinem gnädigsten Herrn auf Tod und Leben ergeben, wie heute noch, obwohl es bereits der dritte gnädigste Herr ist, dem ich diene; denn ich spreche von der großen Zeit des durchlauchtigsten, gottseligsten Churfürsten Johann Sigismund, also von dem Großvater unsers großen Churfürsten, wenn Ihr anders dies nicht wissen solltet.“

Tieffenbach hätte dem alten Trabanten die angekündigte Beweisführung gern erlassen, aber er konnte ihr nicht ausweichen und mußte geduldig ausharren, bis ihn der Vorbeschied zum Churfürsten davon befreite. „Denkt Euch also,“ fuhr der Alte fort — „es war Anno funfzehn in der Charwoche; der durchlauchtigste Churfürst war eben außer Landes und sein gnädigster Herr Bruder, der Markgraf Johann Georg, war Statthalter. Es war also in der Charwoche und abends zehn Uhr; ich hatte den Dienst bei dem Markgrafen und hatte ihm eben sein Bette bereitet und ihm gute Nacht gesagt; da wird's auf einmal laut auf den Straßen, —

wildes Geschrei tobte durch einander, und kam dem Schlosse immer näher. Es war, als zöge ein wildes Kriegsheer ein und wollte sengen und brennen, plündern und morden. Und wisset Ihr warum?"

„Ich weiß es!" antwortete der Bürgermeister ziemlich gleichgültig — „mein Großvater hat mir oft davon erzählt."

„Nein, Ihr wisset es nicht," rief ihm Nicolaus eifrig zu. „Wie könnt Ihr es wissen, da Ihr nicht dabei waret! Und wenn Ihr es von Eurem Großvater wisset, so hat der es Euch auf Lutherisch erzählt; ich aber, ich war dabei und habe es mit meinem reformirten Herzen mit angesehen, da wird's etwas anders und wahrer klingen. Also es war ein Kaplan zu Sanct Peter, Namens Peter Stuler; ich kannte den Mann recht gut, denn seine Hausfrau hatte einen bernauer Bierschank und wir jungen Burschen sagten deshalb oft, das wäre das Beßte im ganzen Hause, und gingen fast sämmtlich hin zu Gaste; denn die Lutherischen halten auf einen guten Trunk, das muß man ihnen lassen."

„Ich würde Euch doch bitten," fiel der Bürgermeister ernst ein — „Euch dergleichen Anmerkungen zu enthalten. Denn wenn Ihr auch aus einer Zeit stammt, wo leider Gottes die Feindschaft zwischen Lutherischen und Reformirten sich in solchen gegenseitigen Schmähungen und rohen Gewaltthätigkeiten gefiel, so ist dies doch jetzt anders!"

„Herr," rief der Obertrabant aus — „es ist nicht viel besser; denn warum sitzt einer eurer lutherischen Geistlichen auf Spandau? Hat er nicht von seiner Kanzel herab das ganze große churfürstliche Haus und alle Reformirten in der Welt geschmäht und gelästert, daß es ein Greuel war? — Doch ich vergesse meine Geschichte. Dieser lutherische Caplan Peter Stuler also hatte es eben so gemacht, wie der Caplan Gigas, der auf Spandau sitzet und hatte den durchlauchtigsten Churfürsten und seinen gnädigsten Herrn Bruder von der Kanzel herab über alle Maßen geschmähet und gelästert; und warum? Weil der Markgraf die Domkirche von aller Firlefanzerei hatte räumen lassen, welche noch aus der Zeit der Papisten da war und den Lutherischen wohl gefallen hatte. Aber bald schlug dem Caplan das böse Gewissen, weil er merkte, daß der gerechte Zorn des Statthalters ihn zur verdienten Strafe ziehen würde. Und was thut der Caplan? Er nimmt Reißaus nach Schönberg, während seine Hausfrau allen Biergästen erzählt, der Markgraf stelle ihrem Ehemanne um der Religion willen nach dem Leben und wolle ihn gefangen nach Hofe führen. Das war nun eine Freude für die Lutherischen, denn nun hatten sie einen guten Vorwand, gegen die Reformirten loszuziehen. Denn was geschieht? Desselben Abends in dunkler Nacht rotteten sich an tausend lutherische Bürger in der Brüderstraße zusammen, mit Musqueten und Hellebarden bewaffnet; andere rißen das Straßenpflaster auf und bewaffneten sich mit Steinen. Und so ziehen sie vor das Haus des

Caplans und verſchanzen es mit Körben und Blöcken. Vergebens wird ihnen geſagt, der Caplan ſei gar nicht mehr darin und ſei entflohen und ſei gerettet — ſie hören nicht darauf und toben und ſchreien immer wilder durcheinander. Das machte, die Frau Caplanin hatte ihren Bierkeller aufgethan und hatte den Aufrührern weidlich eingeſchenkt, und das iſt wahr, das Bernauer war ein guter Trunk, der trieb das Blut in die Adern und in den Kopf. Und dann, als ſie ſich ſatt getrunken, ziehen ſie zum Danke, wie Musquetire zuſammengereiht, zweimal die Brüderſtraße auf und ab, bleiben vor der Hofapotheke ſtehen, wo der ehrwürdige Hofprediger Füſſel wohnte, werfen die Fenſter ein, ſchrieen: „Komm heraus, Du calviniſcher Pfaffe,“ und wollen den Ehrenmann mit ſeiner ganzen Familie ermorden, alſo daß der arme Mann ſich und die Seinen nur dadurch rettet, daß er mit Weib und Kind über das Dach des Hinterhauſes mit Lebensgefahr entflieht. Darauf ziehen die Aufrührer nach der langen Brücke, vor die Wohnung des Hofpredigers Salomo Finck, und verüben dort dieſelben Greuel; ja ſelbſt dem Hofmedicus, dem Doctor Saffe, der dem Rathhauſe in Cöln gegenüber wohnt, geht es nicht beſſer, und Alles nur, weil er auch ein Reformirter war. Nun bitte ich Euch, Herr Bürgermeiſter, ſind die Lutheriſchen nicht gefährliche, aufrühriſche Leute?“

„Das war das arme, irregeleitete Volk,“ entgegnete Tieffenbach. „Der gebildete Mann hat daran keinen Theil genommen. Auch dürfet Ihr nicht vergeſſen, daß

die Reformirten es auch nicht hatten fehlen laſſen an aufreizenden Reden und Schmähungen.“

„Aber Ihr denkt wohl, nun war es zu Ende?“ fuhr der Obertrabant eifrig fort, ohne auf die Entgegnung des Bürgermeiſters Rückſicht zu nehmen. „Nein, nun gingen erſt die Greuel recht an, denn das bernauer Bier wirkte. Wie alſo der gnädigſte Markgraf eben, als er nach verrichtetem Abendgebete in ſein Bette ſteigen will, dies tobende Geſchrei hört und ihm die Urſache ſogleich gemeldet wird, — kleidet er ſich ſchnell wieder an, befiehlt mir, ſein Pferd zu ſatteln, läßt mich und etwa acht andere Trabanten noch aufſitzen und etwa zehn andere zu Fuß; und nun gings im Galopp zum Schloßthor hinaus hin nach dem Petrikirchhof, Alles aus der guten, gnädigen Abſicht, das tobende Volk zur Ruhe zu bringen. Aber nun wurde ja der Aufruhr erſt groß und noch heute höre ich das wilde Geſchrei vor meinen Ohren. Der Markgraf rief den Aufrührern freundlich und gnädig zu, ſie möchten ſich ruhig nach Hauſe begeben! Er ſchwur bei ſeiner Ehre, es ſei dem Caplan Stuler kein Leids geſchehen und ſolle ihm auch nichts geſchehen; ja ich habe es mit meinen eigenen Ohren gehört, wie der edle Markgraf ſagte: Lieben Leute, um euch zu beweiſen, daß es mir nicht in den Sinn gekommen iſt, euren Caplan gefangen zu nehmen, ſo nehmt mich ſelber als Geiſſel an, ich will euch folgen, wohin ihr wollt!!! Aber das half Alles nichts; das Geſchrei wurde immer ärger und wüthender und mordſüchtiger;

Nun, Herr Bürgermeister, was sagt Ihr zu Euren lutherischen Bürgern?"

„Ich beklage solche Greuel aus tiefster Seele," antwortete Tieffenbach; „aber ich muß Euch abermals daran erinnern, daß das arme Volk verblendet und irregeleitet war. Ja, ich weiß von meinem Großvater, daß gerade die Ankunft des Statthalters mit seinen Trabanten und Laquaien das Uebel schlimmer machte, weil augenblicklich die Rede ging, der Statthalter sei eben im Begriff, den Caplan gefangen zu nehmen."

„Schmach über solche Verleumdung!" rief der alte Mann eifrig aus. „Ich stehe mit meinem Kopfe für jedes Wort, das ich Euch erzähle; denn ich war dabei, ich war der Nächste an dem Markgrafen, ich habe jedes seiner Worte gehört. Aber ich will es Euch sagen: die Lutherischen wollten des Bessern nicht belehrt sein; sie wollten nichts Geringeres, als alle Reformirten ermorden und den Anfang mit dem Statthalter machen. Denn es ist später herausgekommen, daß sich eine Anzahl solcher Aufrührer hinter der Kirchhofsmauer, da wo es nach der Grünstraße hingeht, mit scharfgeladenen Büchsen in den Hinterhalt gelegt hat. Denn als wir in diese Nähe kamen, fiel auf einmal ein Schuß, der zwischen mir und dem Markgrafen durchpfiff. Und das war das Zeichen zum allgemeinen Aufstande; denn nun läuteten sie Sturm auf dem Petrithurme und brachten dadurch auch Berlin in Aufruhr. Herr, es war eine entsetzliche Nacht; ich habe seit der Zeit manche Schlacht mitgefochten und bin mehr denn hundertmal

in Todesgefahr geweſen — aber ſo grauſig, wie damals in der Nacht in der Charwoche, Anno funfzehn, iſt mir's nie wieder zu Muthe geworden. Es war, als hätte ſich die Hölle aufgethan und alle Teufel wären ausgezogen, uns zu verderben. Herr, dieſe Schmach bleibt auf euch Lutheriſchen ruhen, ſo lang die Welt ſteht.“

„Ich kann und mag die Greuel von damals nicht vertheidigen,“ ſagte der Bürgermeiſter ruhig — „aber Ihr ſeid ungerecht gegen uns, wenn Ihr uns jetzt noch wollet zurechnen, was vor funfzig Jahren von einem verführten Volke Uebels geſchehen iſt.“

„Ach, ich bin noch nicht fertig,“ fiel der Obertrabant ein, der auf gar keine Entgegnung hörte. „Als nun der Statthalter, um ſein eigenes Leben zu retten, den Platz verließ und vor das Haus des Bürgermeiſters Georg Jahn in der Brüderſtraße ritt, und dieſen aufforderte, ihn zu begleiten, damit er durch ſein Anſehn den Aufruhr ſtillen ſollte, und dieſer auch mitging und dem Volke zuredete, wurde es nur deſto ſchlimmer.„ Seht unſern Bürgermeiſter, ſchrieen ſie, er trachtet nach der Hofgunſt, und verkauft dabei unſern lutheriſchen Glauben! Auf, nach dem Schloſſe, ſchrie ein Anderer mit einer Stimme, die wie aus der Hölle herauf brüllte — Auf — laßt uns das Schloß plündern und niederreißen.“ Und als wir darauf zum Schutze des Schloſſes vorwärts reiten, erſchallt ein hölliſches Geſchrei, ein wahrhaft teufliſches Gelächter hinter uns drein. Da kehren wir wieder um und ich er-

dreiste mich, zum Markgrafen zu sagen: „Gnädigster Herr, sollen wir nicht Feuer geben auf diese Hunde und einhauen?“ Aber der edle Markgraf, der nicht einmal mit einer Pistole bewaffnet war und nur ein nichtsnutziges Rappier bei sich hatte, verbot es und versuchte noch einmal, durch freundliche, gnädige Worte das tobende Volk zu besänftigen; er schwur nochmals heilig und theuer, daß Niemandem ein Leids geschehen sei und auch Niemand um der Religion willen auch nur im Geringsten angefochten werden sollte; aber das war nur Oel in die Flamme des Aufruhrs. Spott und Hohngelächter war die Antwort, und ich habe es mit meinen eignen Ohren gehört, wie Einer neben uns schrie: „Ein Calvinist kann schwören, wie er will, es wird ihm doch keine Seele glauben. Nieder mit den Calvinisten! Lieber Papistisch, als Calvinisch!“ — Herr Bürgermeister, das haben Eure lutherischen Bürger gethan — ja das haben sie gethan.“

„Es gefällt Euch einmal,“ sagte Tieffenbach — „über uns Lutherische Gericht zu halten, und was die Großväter Uebels gethan haben, auf die Enkel zu werfen. Wir lernen aber nur daraus, wie gefährlich es ist, in Sachen der Religion Gewalt zu brauchen.“

„Aber,“ fuhr der alte Mann mit jugendlicher Leidenschaftlichkeit fort — „wer hat denn zuerst Gewalt gebraucht? Hat nicht der gnädigste Herr Markgraf Alles versucht, um durch freundliche und gnädige Zusprache Frieden zu schließen? Aber die Lutherischen wollten keinen Frieden, nur Raub und Mord und

Blutvergießen. Denn wisset Ihr, was noch geschehen ist? Länger als eine Stunde lang hielt der Markgraf den Aufrührern gegenüber Stand und setzte sein theures Leben den Meuchelmördern entgegen. Ja, den Meuchelmördern, sage ich. Denn eben, als der Markgraf am Bewegtesten zu dem wüthenden Volke spricht, fallen mehrere Schüsse; unsere Pferde bäumen sich, und mein nächster Camerad stürzt blutend zur Erde. Da konnten wir uns nicht länger halten, wir greifen nach unsern Pistolen und schießen auf das wahnsinnige Volk. Aber was wollten wir gegen eine Legion Teufel ausrichten! Ein wahrer Kugelregen stürzt auf uns ein; links und rechts sehe ich meine Cameraden stürzen, ich selbst erhalte einen Schuß durch die Hand, — hier — Herr Bürgermeister, hier seht Ihr noch dies lutherische Denkmal! Aber das war noch nicht genug; selbst der Markgraf entgeht nur durch Gottes gnädigen Schutz dem Tode; im selben Augenblicke, wo ihm eine Kugel an dem Ohre vorbeisaust, fühlt er einen gewaltigen Schlag am Schenkel, — ein Aufrührer hatte einen gewaltigen Stein nach ihm geschleudert, daß das Blut nachspritzte und der arme Herr sich nicht mehr in dem Steigbügel halten konnte. Nun glaubten wir, es sei genug, — aber nein, die Empörer hatten unterdeß die Domkirche erbrochen und läuteten dort die Sturmglocke; Andere hatten vom Rathhause die Trommeln heruntergeholt, und schlagen Aufruhr durch alle Straßen. Da flehen wir den Markgrafen inständigst an, sich zu retten; der edle Mann will nicht, aber die Noth

zwingt uns zur Gewalt gegen ihn. Wir, die wir noch übrig waren, fassen des Markgrafen Pferd, hauen rechts und links uns eine Gasse durch die Mörder und mit Gottes Hilfe gelingt es uns, ein churfürstliches Haus in der Brüderstraße zu erreichen und in demselben das Leben des Markgrafen zu retten. Nun, Herr Bürgermeister, was haltet Ihr von Euren lutherischen Bürgern?"

„Mein lieber Freund," antwortete Tieffenbach ruhig — „Gute und Böse wohnen aller Orten zusammen. Es ziemt aber weder mir, noch Euch, nach dem allererſten Anfang zu solchen Greueln zu forschen, und somit zu entdecken, wo die eigentliche Verschuldung dazu liegt. Das Gericht wollen wir Gott überlassen."

„Ja," setzte Nicolaus mit vester Stimme hinzu — „Gott wird die Uebelthäter strafen, das ist auch mein Trost. Ich halte auch viel auf meinen Glauben; ich will es selbst für den Fall äußerster Noth entschuldigen, wenn um des Glaubens willen Mord und Todschlag verübt wird; denn wenn das köstlichste Kleinod der Seele in Gefahr ist, muß der Leib allemal es beschützen, und kostete es Blut gegen Blut. Aber wenn der Glaube zum Diebstahl und zum Raube treibt, dann tritt Schmach und Schande ein."

„Wie meint Ihr das?" fragte Tieffenbach ernst und nachdrücklich.

„Ich meine es von damals noch," setzte der Obertrabant erklärend hinzu. „Denn als der Markgraf halb zu Tode geworfen und kampfunfähig geworden und den

Aufrührern aus den Augen entronnen war, sah man es recht wohl, daß diese nur allein an dem Markgrafen hatten wollen Rache nehmen. Denn nunmehr löste sich der Volkshaufe auf, nicht aber um nach Hause zu gehen, sondern nur um die Früchte ihrer Arbeit zu genießen. Ja, Herr Bürgermeister, es waren lutherische Leute, welche in die Wohnungen der beiden Hofprediger Füssel und Sachse einbrachen, Alles zertrümmerten, was nur zertrümmert werden konnte, dagegen aber alles Geräthe an Silber und was sonst sich Kostbares fortschleppen ließ, diebisch, räuberisch zu sich steckten. Es ist später herausgekommen und der ehrwürdige Herr Füssel hat es mir selber erzählt, daß sechs Meuchelmörder mit in sein Haus gedrungen sind, die nichts anrührten, nichts wollten, als nur morden, und die deshalb das Haus vom Keller bis zum Giebel in allen Winkeln durchsuchten nach einem Menschenleben. Aber Gott hatte die arme Familie bereits gerettet, wenn sie auch Alles verloren hatte. Denn als der ehrwürdige Mann am Charfreitage darauf zu predigen hatte, hatte er nichts als das Hemd und ein grünes Kamisol, in welchem er sich geflüchtet hatte, und in solcher Kleidung, um welche eine mitleidige Seele nur noch einen Mantel schlug, stieg der arme Mann auf die Kanzel. Erst um vier Uhr des Morgens kam der wilde lutherische Tiger zur Ruhe. Diese Nacht werde ich niemals vergessen, und wenn ich noch hundert Jahre leben sollte. Aber nun frage ich Euch, kann ein Reformirter auf die Lutherischen gut zu sprechen sein?“

„Warum nicht?“ fragte der Bürgermeister, der sich Zwang anthat, dem alten Manne nicht unfreundlich zu begegnen. „Ich hoffe, daß churfürstliche Durchlaucht milder urtheilt, als Ihr, Herr Nicolaus. Ist ja auch damals, wenn ich anders recht berichtet bin, der Churfürst Johann Sigismund auf die Lutherischen immer noch gut zu sprechen gewesen, indem derselbe den grauenvollen Aufruhr nicht den Lutheranern überhaupt beimaß, sondern nur einzelnen Schwarmgeistern, welche das arme Volk bethörten und verführten. Denn obgleich mehrere Bürger von Cöln und Berlin sollen verhaftet und zur Untersuchung gezogen worden sein, so ist doch nichts von irgend einer wirklichen Bestrafung bekannt worden; hat ja selbst der Caplan Stuler, der in gewisser Hinsicht an dem Aufstand Schuld war, vom Churfürsten keine andere Strafe empfangen, als daß ihm verboten wurde, künftighin noch Bier zu schenken und Gäste zu setzen. Ihr seht also, mein alter Freund, es ist nicht allein zwischen ruhigen und unruhigen lutherischen Bürgern, sondern auch zwischen heute und vor funfzig Jahren ein Unterschied zu machen. Auch möchte ich glauben, daß Ihr im Grunde Eures Herzens uns Lutherischen nicht so gram und feindlich seid, als Ihr vorgebt.“

„Es ist noch nicht viel besser, als damals,“ sagte der alte Mann hartnäckig und ausweichend. „Hat nicht die lutherische Bürgerschaft im vergangenen Jahre gegen unsern gnädigsten Herrn wieder mancherlei Umtriebe versucht? Seit nunmehr sieben und zwanzig Jah-

ren will unser große Churfürst Frieden in der Kirche haben, aber hat er es erringen können? Hat derselbe nicht in dieser ganzen Zeit über nur mit Euren lutherischen Pfarrern sich herumstreiten müssen, und muß es jetzt noch thun?"

„Mein Freund," entgegnete der Bürgermeister — „darüber entscheiden wir Beide nicht. Es kann Niemand herzlicher den Frieden wünschen, als Rath und Bürgerschaft von Berlin und Cöln."

„Was hilft das Wünschen," warf der Obertrabant schnell ein, und es schien, als ob er zu einem neuen Angriffe auf die Lutherischen übergehen wolle, als der Bürgermeister zu seiner Freude sich davon gerettet sah. Durch die Thüre, welche zum geheimen Cabinete hinführte, trat ein hoher, stattlicher Kriegsmann ins Zimmer, dessen gewaltige Sporen klirrend durch den Saal tönten. Trotz der dicklockigen Perücke, welche als Soldatenzierde am Wenigsten zu taugen scheint, erschien das Angesicht des Mannes, auf welchem die erlittenen Kriegsdrangsale tiefe Furchen zurückgelassen hatten, völlig martialisch und aus den großen, dunklen Augen blitzten Keckheit und Bewußtsein der Waffengewalt. Das war der Freiherr Georg von Derfflinger, der von armen, niedern Aeltern geboren, eine Zeit lang das Schneiderhandwerk getrieben, und dann als Gemeiner sich bei dem Heere des böhmischen Grafen Matthias von Thurn hatte anwerben lassen, den ganzen dreißigjährigen Krieg mit durchgekämpft hatte und seit zwölf Jahren als General-Major der Reiterei in brandenbur-

gische Dienste getreten war. Als Tieffenbach sich vor ihm verbeugte, nickte er kurz mit dem Kopfe und sagte: „Herr Bürgermeister, ich wünsche Euch gute Verrichtung.“

„Ich danke Ew. Excellenz,“ erwiderte Tieffenbach. „Dero guter Wunsch soll mir ein gutes Anzeichen sein.“

„Hat Euch etwa dieser alte Haudegen ins Gebet genommen?“ fragte der General mit dem Blick auf den Obertrabanten, und fuhr dann lächelnd fort: „Was meint Ihr, Herr Bürgermeister, unser alter Nicolaus muß einmal Sanct Petrum an der Himmelsthür ablösen, denn er übt sich allhier auf Erden ganz trefflich auf solches Amt ein. Wem er gnädig ist, dem ist er gnädig, wessen er sich erbarmet, dessen erbarmet er sich, wie der alte israelitische Gott. Nun, alter Musquetier, willst Du einmal Sanct Petrum ablösen?“

„Dagegen möchten die Lutherischen sich auflehnen, Ew. Excellenz,“ antwortete Nicolaus trocken.

„Ei, warum das?“ fragte der General.

„Weil ich dann keinen Lutherischen in den Himmel ließe,“ antwortete der Obertrabant trotzig.

„Da hast Du allerdings recht, alter Haudegen,“ sagte Derfflinger laut lachend und schritt dann mit großem Geräusch aus dem Saale hinaus; der Bürgermeister aber wurde von einem eintretenden Kammerdiener in das churfürstliche Cabinet gerufen.

Mit fast ängstlicher Beklommenheit folgte Tieffenbach dem einführenden Diener. Denn wenn auch die

den Lutherischen so feindliche Sprache des alten Nicolaus, so wie das zweideutige Benehmen des Generals durchaus keinen Schluß auf die Gesinnung des Churfürsten zuließen, so war doch der Eindruck dieser Scene für einen Lutherischen sehr niederschlagend. Darum konnte Tieffenbach, so sehr er sich bemühte, das Beßte zu hoffen, sich doch einer schlimmen Ahnung nicht erwehren, besonders wenn er sich an den so ungnädigen Empfang in Cleve erinnerte. Indeß stützte er sich auf den guten, friedlichen Zweck seines Vorhabens und trat in Gottes Namen in das fürstliche Gemach.

Hier sollte aber gleich der erste Anblick für ihn kein erfreulicher sein; der Oberpräsident war zugegen, — und die Anwesenheit dieses Mannes schlug seine Hoffnungen ziemlich darnieder. Der Churfürst Friedrich Wilhelm saß auf seinem vergoldeten Armsessel mit übereinander geschlagenen Beinen und erwiderte den unterthänigen Gruß der Bürgermeisters mit einem leichten Kopfnicken.

„Kommt Ihr in eigener Angelegenheit," fragte der Churfürst ziemlich unfreundlich, „oder als Abgesandter des Rathes?"

„In dieser letzten Eigenschaft," antwortete Tieffenbach und setzte hinzu: „Ich hoffe bei churfürstlicher Durchlaucht gnädigstes Vertrauen zu finden, wenn ich des Raths zu Berlin unterthänigsten Gehorsam in aller Liebe und Treue vermelde."

„Was wollt Ihr?" fragte der Churfürst.

„Gnade und Frieden," sagte Tieffenbach ernst.

„Ich ſtehe als Supplicant vor meinem gnädigſten Herrn und lebe der frohen Zuverſicht, daß mein unterthänigſtes Bittgeſuch ein chriſtlich freundliches Gehör finden werde. Daß Ew. churfürſtliche Durchlaucht am neunten vergangenen Monats in Dero hohen Gegenwart dem geſammten Rath zu Berlin hat ankündigen laſſen, daß unſer treuer Seelſorger, Herr Paul Gerhardt, wieder in ſein Amt eingeſetzt worden ſei, Deſſen erinnern Eure churfürſtliche Durchlaucht ſich gnädigſt.“

Der Churfürſt erinnerte ſich allerdings daran, aber ſeiner Miene nach nicht ſehr freundlich; denn er fuhr plötzlich auf: „Wir wollen doch nicht fürchten, daß Ihr um dieſes Gerhardts willen Uns abermals beläſtigt. Oder ſollte es wahr ſein, was Uns zu Ohren gekommen iſt, daß genannter Gerhardt ſich weigere, Unſere Gnade anzunehmen?“

Der Bürgermeiſter fand es für klug, darauf eine ausweichende Antwort zu geben. „Es würde dem Rathe,“ ſagte er, „und die geſammte Bürgerſchaft tief ſchmerzen, wenn Ew. churfürſtliche Durchlaucht die Sorge ungnädig vermerkte, welche wir um das Heil unſerer Seele und um das Wohl Derer haben, die für unſer Seelenheil zu wirken berufen und verordnet ſind. Dero hohe Perſon iſt unſer oberſter Biſchof in allen kirchlichen Dingen evangeliſcher Ordnung; an wen anders könnten wir uns wenden, wenn wir in Bedrängniß ſind, als an unſern gnädigſten Herrn, der auch jederzeit die ihm von Gottes Gnaden gegebene Gewalt

mit gleicher landesväterlicher Liebe und Treue für beide Confessionen seiner Lande verwendet hat.“

„Fürwahr,“ rief Friedrich Wilhelm mit leichtem satirischen Lächeln aus — „Ihr seid am Ende gekommen, Uns eine Predigt zu halten und Uns an Unsere Schuldigkeit zu erinnern.“

„Gnädigster Herr,“ entgegnete Tieffenbach ernst — „ich komme als Bittender; und Bittenden liegt es daran, Gunst und Gnade zu erlangen, nicht aber sich Ungnade zu bereiten. Habe ich durch mein aufrichtiges Wort mich einer Unziemlichkeit schuldig gemacht, so bitte ich Eure churfürstliche Durchlaucht unterthänigst um Verzeihung.“

„Nun, was wollt Ihr?“ rief der Churfürst ungeduldig aus, obgleich weniger unfreundlich als zuvor. „Ihr solltet wissen, daß Euer Prediger Gerhardt Uns schon mannigfaches Aergerniß bereitet hat, und daß Unsere Geduld mit Recht sich zu Ende neigt. Was wollt Ihr also von diesem Gerhardt?“

„Eure churfürstliche Durchlaucht,“ antwortete der Bürgermeister, „erinnert sich Dessen gnädigst, daß Herr Gerhardt ohne alle Bedingung in sein Amt wieder eingesetzt sein soll.“

„Ist ihm und Euch das nicht genug?“ fragte der Churfürst schnell und barsch. „Haben Wir nicht zu Gunsten dieses Predigers mehr gethan, als Wir eigentlich sollten? Haben Wir Uns nicht sogar der Mißdeutung ausgesetzt, als seien Wir nicht gegen Alle gleich gerecht? Ihr wollt also noch mehr?“

„O nein, nein, gnädigster Herr!“ rief Tieffenbach freudig aus. „Wenn wir Das nur wirklich haben, was churfürstliche Gnade uns in diesen Worten zugesagt, dann haben wir mehr, als wir geglaubt und Gott möge Eure churfürstliche Durchlaucht dafür reichlich segnen hier und dort.“

„Wir verstehen Euch nicht,“ entgegnete der Churfürst finster. „Wenn Ihr habt, was Ihr wollt, was wollt Ihr dann noch mehr?“

Der Bürgermeister war durch diese etwas ungnädige Beweisführung für den Augenblick in Verlegenheit gebracht. Er wußte nicht, sollte er ein Mißverständniß bei dem Churfürsten voraussetzen, und in diesem Falle es aufklären, oder nicht. Auf einen Moment schoß ihm sogar der Gedanke durch die Seele, das churfürstliche Wort, durch welches doch eigentlich Alles zugestanden war, was Paul Gerhardt nur wünschen konnte, als eine erbetene Versicherung völliger und unbedingter Gnade zu betrachten und mit unterthänigstem Danke sich zu empfehlen. Aber bald sagte ihm sein Gewissen, daß er auf dem Wege sei, eine Unredlichkeit zu begehen und somit nicht einmal im Stande, das so ängstliche Gewissen Gerhardts nach allen Seiten hin zu beruhigen. Er faßte daher Muth und entgegnete: „Da mag es vielleicht auf einem Irrthume beruhen, daß der Herr Geheime Kammersecretär, welcher die Gnadenbotschaft Ew. churfürstlichen Durchlaucht dem Herrn Gerhardt überbrachte, mit Ankündigung der Wiedereinsetzung

noch hinzugefügt hat: Der Herr Diaconus werde auch ohne Unterschrift sich den Edicten gemäß bezeigen.“

„Das nennt Ihr einen Irrthum?“ rief Friedrich Wilhelm heftig aus. „Wollt Ihr Unsere gnädigste Erwartung über Euere Prediger, daß sie wie alle andern Unterthanen Unsers Landes Unsern Gesetzen gehorsam sein werden, ein Irrthum nennen? Oder wollt Ihr vielleicht dem geistlichen Stande lutherischen Bekenntnisses das papistische Recht zugestehen, sich über die Landesgesetze zu erheben? Das ist aber die Uns wohlbekannte Herrschaft Eurer lutherischen Geistlichen, das ist das wittenberger Regiment, das sich gern in Unsern Landen ausbreiten möchte! Aber wir geben Euch Unser churfürstliches Wort: das soll nicht geschehen.“

Die heftige Sprache des Churfürsten wirkte auf den Abgesandten des Rathes nichts weniger als entmuthigend. Tieffenbach fühlte, daß er, ohne die schuldige Unterthänigkeit nur im Geringsten zu verletzen, hier frei und offen reden müsse, besonders da es galt, ein ihm angethanes Unrecht von sich zu weisen. „Durchlauchtigster Churfürst,“ erwiderte er ruhig — „ich habe das große Unglück, Dero Ungnade mir abermals zuzuziehen; aber ich bezeuge vor Gott, daß eine solche Deutung meiner Worte, wie sie mein gnädigster Herr eben aussprach, nicht in meiner Seele liegt. Ich weiß wohl, daß in vergangenen Zeiten unsere Geistlichen aus falschem und unverständigem Eifer um unsern Glauben mannigfach den unterthänigsten Respect gegen unsern gnädigsten Landesherrn verletzt haben; aber diese Zeit

ist Gott sei Dank hinter uns und Ew. churfürstliche Durchlaucht hat dieselbe mit gnädigem Vergeben und Vergessen bedeckt. Gerade der Mann, um dessen Gewissens- und Seelenruhe willen ich hier zu reden mich erdreiste, hat es zeit seiner ganzen Amtsführung für seine heiligste Pflicht gehalten, seinem Herrn im Himmel eben so treulich und willigst zu dienen, als seinem Herrn auf Erden. Es ist durch alle Zeugnisse erwiesen, daß die gnädigste Ursache, aus welcher die betreffenden Edicte gegeben worden sind, auf Herrn Gerhardt keinerlei Anwendung erleidet, da derselbe sich auch mit keinem Worte gegen Ew. churfürstliche Durchlaucht oder Dero Religion vergangen hat. Da ihm nun sein Gewissen, mit welchem er doch allein seinem und unserm Herrn im Himmel stehet und fället, verbietet, die Edicte zu unterschreiben, so hat er dafür willig und gern die zeitliche Strafe erlitten, welche auf solche Weigerung gesetzet ist. Wenn nun aber Ew. churfürstliche Durchlaucht aus eigner hoher Gnade beschlossen hat, den armen, bedrängten Mann wieder in sein Amt einzusetzen, so verhoffte er, es könne auch Solches nur geschehen mit gnädigstem Erlasse des Reverses.“

„Und ist Solches nicht auch geschehen?“ fragte der Churfürst schnell.

„Ja, durchlauchtigster Herr,“ antwortete der Bürgermeister mit frischem Muthe. „Der gesammte Rath der Residenz Berlin hat es in jener uns unvergeßlichen Stunde aus dem Munde des Herrn Oberpräsidenten vernommen, daß Ew. churfürstliche Durchlaucht, weil

Hochdieselben von Herrn Paul Gerhardt's Person keine Klage außer Dem vernommen, daß er der Unterschrift der Edicte sich geweigert, Hochdieselben aber dafür halten müßten, daß er die Meinung der Edicte nicht recht begriffen hätte, Herrn Gerhardt vollkommen in sein Amt wieder eingesetzt und ihm sein Predigtamt nach wie vor zu treiben verstattet haben. Wenn nun churfürstliche Durchlaucht vorhin mir zu versichern die Gnade hatten, daß Herr Gerhardt ohne alle Bedingung in sein Amt eingesetzt sei, so will sich des Herrn Geheimsecretärs Zusatz, daß Herr Gerhardt auch ohne alle Unterschrift die Edicte befolgen werde, mit Dero hohen Willensmeinung nicht recht gut vereinbaren lassen."

„Und warum nicht?" fragte der Churfürst weiter.

„Weil der fromme, gewissenhafte Mann" — antwortete Tieffenbach — „sich in seinem Gewissen dann eben so gebunden erachten müßte, als hätte er die Edicte wirklich unterschrieben. Denn die Handschrift thut es doch nicht, sondern das Herz."

„Sehr richtig," sagte der Churfürst. „Und darum wollen Wir aus besonderer Gnade, daß Euer Gerhardt blos mit dem Herzen verspreche, was alle Anderen mit ihrer Handschrift versprechen müssen."

„Aber," entgegnete der Bürgermeister, „Herr Gerhardt ist eben durch sein Herz und Gewissen abgehalten, den Edicten gemäß sich zu bezeigen, nicht um der darin verbotenen Schmähung und Lästerung willen, — — denn solch ein unchristliches Gebahren ist dieses from-

men Mannes Seele fremd — sondern weil er der Meinung ist, daß in den Edicten der Freiheit unsers lutherischen Glaubensbekenntnisses irgend eine Hinderung geschehe.“

„Also das ist's!“ rief der Churfürst heftig aus. „Und Wir wollen Euch sagen, was diese Hinderung ist. Eure lutherischen Geistlichen sollen fortan uns Reformirte nicht mehr verketzern und verdammen, nicht mehr uns den Namen der augsburgischen Confessions-Verwandten streitig machen, nicht mehr von dem westphälischen Friedensvertrage uns ausschließen! Gehet nun, Herr Bürgermeister, und erwartet das Weitere. Wir wollen doch sehen, ob Wir diesen lutherischen Aufruhr- und Verdammungsgeist nicht bändigen können.“

Tieffenbach aber blieb; die volle Ueberzeugung, daß ihm und den Lutherischen Unrecht geschehen, gab ihm den Muth, sich der weitern Ungnade des Landesherrn auszusetzen. „Durchlauchtigster Herr,“ sagte er ruhig, obgleich im Tone schmerzlicher Berührung — „ich habe zum Zeugnisse Dessen, daß wir Lutherischen solchem bösen Geiste fern sind, nichts weiter, als meine Berufung auf den allwissenden Gott, der in die Tiefe unsers Herzens schaut. Wenn der Rath der Residenz Berlin, trotzdem, daß auf ihm schon die churfürstliche Ungnade lastet, doch abermals um desselben Mannes willen und in Gottes Namen es gewagt, sich der Gewissensangst seines treuesten Geistlichen anzunehmen und auf's Neue dafür solche schwere Ungnade auf sich gezogen hat, so kann Ew. churfürstlichen Durchlaucht

ich nur die heiligste Versicherung geben, daß einestheils dies unerschütterte Vertrauen auf Dero landesväterliche Liebe und Sorge, anderntheils das christliche Mitleid mit der Seelenqual eines frommen Predigers mich hierher geführt hat. Hätten Ew. churfürstliche Durchlaucht die Gewissensangst mit angesehen, von welcher Herr Gerhardt um seines Glaubens willen gequält wird, wie derselbe mir mit vielen Thränen bezeugt hat, daß es für alle Ewigkeit um den Frieden seines Herzens geschehen wäre, wenn er auch nur mit dem leisesten Gedanken ein Versprechen gäbe, welches sein Gewissen ihn nicht geben und halten lässet, und wollten Ew. churfürstliche Gnaden nur lesen, wie sich derselbe in diesem seinem Supplicate an uns, den Rath, darüber ausgesprochen hat, so würden churfürstliche Durchlaucht wenigstens den Vorwurf des Ungehorsams und der Widersetzlichkeit von ihm wegnehmen. Die Gemeinde zu St. Nicolai fühlet es dabei am Schmerzlichsten; denn Herr Gerhardt ist mit dieser seiner Herzensangst unfähig, sein Predigtamt zu bestellen und die heiligen Sacramente zu verrichten. Der Zustand unserer Gemeinde ist ein wahrhaft trauriger; die Stelle des Propstes ist noch unbesetzt; der neubestellte Diaconus Gigas ist seines Amtes entlassen, die Diaconen Lubath und Hellwig haben in andern Aemtern zu arbeiten, Herr Gerhardt ist durch sein Gewissen abgehalten, seines Amtes zu warten; somit ist nur noch Herr Lorentz übrig, der unmöglich zu St. Nicolai und im Kloster die Sonntags- und Wochenpredigten verrichten kann. Sollte ein

solch' trauriger Zustand einer armen verlassenen Gemeinde nicht Ew. churfürstliche Durchlaucht zur vollen Gnade bewegen?"

„Wir wissen in Wahrheit nicht, was Ihr wollt," entgegnete der Churfürst ärgerlich, wenn auch etwas weniger heftig. „Scheint es nicht fast, als ob Ihr Uns anklagen wolltet, daß es so traurig bei Euch aussieht? Sind nicht Eure Geistlichen selber schuld, daß es so weit hat kommen müssen? Oder wollen wir Euch etwa Euren lutherischen Gottesdienst verbieten? Was wollt Ihr also noch?"

„Nur wenige gnädige Worte könnten Herrn Gerhardt aus seiner Angst und uns und die gesammte Gemeinde zum Frieden verhelfen," antwortete der Bürgermeister."

„Und welche sind das?" fragte Friedrich Wilhelm.

Tieffenbach fuhr fort: „Wir, der Rath, bitten unterthänigst, Ew. churfürstliche Durchlaucht wollen gnädigst geruhen, gedachtem Herrn Gerhardt eine gnädigste Erklärung darüber zu geben, in welchem Sinne und in welcher Erwartung er von Ew. churfürstlichen Gnade wieder in sein Amt eingesetzt worden sei."

Diese Bitte machte auf den Churfürsten einen tiefen, leider ungünstigen Eindruck; über sein Angesicht breitete sich mühsam verhaltener Zorn und seine Blicke warfen Verachtung und Ungnade auf den armen Bürgermeister, der zum zweiten Male als ein unglücklicher Vermittler zwischen Staat und Kirche von hinnen gehen sollte. An den leisen Zuckungen der Lippen erkannte

Tieffenbach des Churfürſten Abſicht, ſeinem Zorn gegen ihn Raum zu geben; aber es verblieb lange bei dieſen unheimlichen Drohungen. Endlich wandte ſich der Churfürſt nach dem Oberpräſidenten und ſprach höhnenden Tones: „Schwerin, nehmet doch dem Herrn Deputirten des Rathes Unſerer Reſidenzſtadt Berlin die Supplicate ab und ſchreibt auf den Rand derſelben die von Uns erbetene gnädigſte Erklärung nieder.“

Nachdem der Oberpräſident dem erhaltenen Befehle zufolge ſich an das Schreibepult begeben hatte, rief ihm der Churfürſt mit lauter, dictirender Stimme zu: „Schreibt!“

„Wenn der Prediger Paul Gerhardt das ihm von Seiner churfürſtlichen Durchlaucht gnädigſt wieder erlaubte Amt nicht wieder betreten will, welches er dann vor dem höchſten Gott zu verantworten haben wird, ſo wird der Magiſtrat in Berlin eheſtens einige andere friedliebende, geſchickte Leute zur Ablegung der Probepredigt einladen, aber ſolche nicht eher vociren, bis ſie zuvörderſt Seiner churfürſtlichen Durchlaucht von dero Qualitäten unterthänigſten Bericht abgeſtattet haben.

Signatum Cöln an der Spree, den 4. Februarii 1667.

Als der Oberpräſident damit fertig war, erhob ſich der Churfürſt von ſeinem Stuhl, trat an das Pult, zeichnete ruhig und veſt ſeinen Namen: Friedrich Wilhelm, darunter, gab dann die Supplicate dem

Bürgermeister zurück und sagte: „Hier habt Ihr Unsere Erklärung! Ihr seid in Gnaden entlassen, Herr Bürgermeister!“

Tieffenbach warf auf den Churfürsten einen bittenden Blick; als er aber in dessen Augen nichts weniger als den Ausdruck der Gnade las, mit welcher ihm seine Entlassung angekündigt worden war, nahm er die Papiere zur Hand und schritt still und stumm, aber mit blutendem Herzen, zur Thür des Cabinetes hinaus.

Im Vorsale traf er auf den Obertrabanten; dieser nahte sich ihm mit der Frage: „Nun, hat der gute Wunsch des Herrn Generals Excellenz Euch geholfen?“

„Nicolaus,“ antwortete Tieffenbach ernst — „Gott gebe Euch einst einen fröhlichern Aus- und Eingang dort Oben.“ —

Und somit verließ der Bürgermeister das churfürstliche Schloß.

Cap. 8.

Der Tod des Verlassenen.

> Meine Kräfte sind vertrocknet, wie ein Scherben, und meine Zunge klebt an meinem Gaumen, und du legest mich in des Todes Staub.
>
> Psalm 22, v. 16.

Ehe wir den weitern Verlauf der Schicksale Paul Gerhardts berichten, wird es nöthig sein, noch über eine andere Person, welche auf verschiedene Weise darin verflochten erschienen ist, Mittheilung zu machen.

Die junge Frau Ebeling war eines Morgens in ihrer neuen, wohleingerichteten Behausung eben beschäftigt, sich zu einem Besuche bei ihrem Vater vorzubereiten, als ein leises Klopfen an der Thüre sie aus den mancherlei Gedanken störte, die ihre Seele bewegten. Ein etwa zwölfjähriger Knabe trat herein mit einem Briefe in der Hand, welchen er schüchtern Dorotheen überreichte.

„An mich?" fragte die junge Frau überrascht — „und von wem?"

„Ich weiß es nicht," antwortete der Knabe. — „Eine Frau in der spandauer Straße, nicht weit von dem Eckhause an der Georgenstraße, hat mir den Brief übergeben und mir das Haus bezeichnet, wo Ihr wohnet und mich gar sehr gebeten, Euch den Brief richtig zuzustellen."

Nachdem sich Frau Ebeling nochmals überzeugt hatte, daß der Brief wirklich an sie gerichtet war, entließ sie den Knaben mit einem Geschenke und schickte sich an, beklommenen Herzens den Inhalt zu lesen. Die Handschrift erschien ihr durchaus unbekannt; doch war deutlich aus den unregelmäßigen Zügen zu ersehen, daß der Brief von einer schwachen, zitternden Hand geschrieben war. Der Inhalt aber war folgender: „Wenn Ihr christliches Mitleid habt, so kommt bald zu einer armen kranken, sterbenden Person, die herzlich nach Euch verlangt, und nicht ersterben kann, bevor sie Euch gesehen und ein Wort des Trostes und der Gnade von Euch vernommen hat."

Darunter war die Wohnung in der spandauer Straße genau bezeichnet; übrigens keinerlei Unterschrift. „Sonderbar," rief Dorothea aus, während sie sich eines unheimlichen, von Furcht und Mitleid bewegten Gefühles nicht erwehren konnte. Zum Glücke für sie trat Ebeling ins Zimmer, dem sie sogleich den empfangenen Brief mittheilte. „Und was willst Du thun, Dorothea?" fragte er.

„Noch weiß ich's nicht," antwortete sie. „Wer könnte es wohl sein, der nach mir verlangt?"

„Iſt's eine kranke Perſon," ſagte Ebeling — „oder gar eine ſterbende, die nach Troſt und Gnade verlanget, warum ſendet ſie denn nicht zu einem Geiſtlichen?"

„Ach," entgegnete Dorothea — „das würde mich nicht irre machen; denn ich kann mir wohl Fälle denken, wo an einem Sterbebette auch aus einem andern Munde und Herzen, als aus dem des Prieſters, ein Wort des Troſtes und der Gnade Frieden geben mag. Aber warum ich?"

„Wirſt Du gehen?" fragte Ebeling auf's Neue. „Wenn Dir irgend eine Gefahr drohte?"

„Mir?" rief die junge Frau ſchmerzlich lächelnd aus. „Wem könnte es daran liegen, mir armem geringen Weibe irgend ein Leides zu thun! Nein, mein lieber Freund, das iſt das Wenigſte, was ich fürchten könnte. Und doch leugne ich's nicht, es beſchleicht mich ein unheimliches Gefühl" —

„So gehe nicht, meine theure Dorothea," bat Ebeling. „Wir leben in einer aufgeregten Zeit — wenn Dir ein Leid geſchehe, würde das mich nicht doppelt treffen?"

Nach einigen Augenblicken ernſterer Prüfung ſagte die junge Frau: „Ich muß gehen! Es iſt eine Sterbende und es wäre Sünde, die Bitte einer Sterbenden zu überhören. Aber Ihr begleitet mich, Ebeling, wollt Ihr?"

„O gern," verſicherte dieſer; und bald darauf ſchritten Beide nach dem bezeichneten Hauſe in der ſpandauer Straße zu. Als ſie auf dem kleinen Vorſaale

angekommen waren, von wo aus es in das Krankenzimmer führen sollte, hielt es Ebeling für billig, zu verweilen und Dorotheen zuerst eintreten zu lassen.

Schüchtern und ängstlich klopfte sie an die bezeichnete Thür; eine matte, kaum hörbare Stimme rief: Herein! „Nun, in Gottes Namen," sprach Dorothea und schritt hinein. Welch ein Anblick! Ein ärmliches Zimmer, durch dessen einziges Fenster ein spärliches Licht auf die wenigen Geräthe fiel, welche von tiefster Armuth zeugten. Im Winkel war ein Bett aufgeschlagen; vor demselben ein zerbrochener Stuhl, auf welchem ein Wasserkrug stand. Eine Todtenstille herrschte in diesem Orte des Elendes. Dorothea zögerte lange, ob sie ihre Anwesenheit verrathen oder wieder fortgehen und Ebeling herbeiholen sollte. Die Schaam hielt sie ab, näher an das Bett zu treten, und doch war sie durchaus nicht im Stande, irgend ein menschliches Angesicht darin zu entdecken.

Endlich sprach eine schwache Stimme: „Wer ist da?"

„Seid Ihr die Person, die nach mir verlangt hat?" fragte Dorothea unter leisem Schauer.

Da richtete sich eine Gestalt im Bette langsam und mühsam auf. Als Dorothea das bleiche, bis zum Erbarmen abgezehrte Angesicht gewahrte, und die matten, noch im Ersterben stechenden Blicke aus den tiefliegenden Augen auf sie fielen und diese Todtengestalt ihr mit hohler Stimme zurief: Dorothea! — stieß das arme Weib einen Schrei des Entsetzens aus; es war Stolpe,

an dessen Bette sie stand. Von Angst und Schreck überwältigt, stürzte Dorothea nach der Thüre, um zu entfliehen. Da rief der Kranke ihr im wehmüthigsten Tone nach: „Fliehet, wenn Ihr wollt! Wenn Euch das Mitleid nicht zurückhält, ich kann es nicht!“ Und sogleich darauf fiel des Kranken Haupt kraftlos in die Kissen zurück.

Diese im Tone tiefsten Schmerzes gesprochenen Worte ergriffen Dorotheens Seele. Erschüttert und von widerstreitenden Gefühlen gequält blieb sie an der Thüre stehen und mit abgewandtem Angesichte fragte sie dann: „Was wollt Ihr von mir?“

„Einen Tropfen Wassers,“ bat der Kranke. „Ich verschmachte vor Pein.“

Noch einmal kam über Dorotheens Seele der Gedanke, zu fliehen oder wenigstens ihren Gatten herbeizuholen; aber plötzlich besann sie sich eines Andern. Langsam, doch entschlossen, ging sie nach dem Bette hin, nahm, da sie nirgends ein Glas oder irgend ein anderes kleineres Gefäß gewahrte, den Krug zur Hand und hielt ihn an des Kranken Mund. Stolpe blickte sie ernst und vest an; in seine Augen trat eine Thräne, — dann trank er und sagte mit gebrochener Stimme: „Gott vergelte es Euch! Das ist die erste Wohlthat, die mir auf Erden von Menschenhand geschehen ist.“ Dann fiel er wiederum in sein Bett zurück, und weinte still.

„Seid Ihr so arm und so verlassen?“ fragte Dorothea. „Habt Ihr Niemanden, der Euch pflegt?“

„Niemanden," antwortete er faſt tonlos. „Eine alte Wittwe in dieſem Hauſe kommt des Tages einmal, und bringt mir Brot und Waſſer; aber ſie wird nicht wieder kommen; — ich habe ihr dieſen Morgen den letzten Gulden gegeben, daß ſie Euch den Brief überbringen ſoll. Sie wird nicht wieder kommen, weil ſie weiß, daß ich ſie nicht mehr bezahlen kann."

„Aber daß Ihr gar ſo arm und verlaſſen ſeid!" ſagte Dorothea, innigſt gerührt von ſolchem Elende. „Sagt, was kann ich für Euch thun? Habt Ihr irgend einen Wunſch, den ich erfüllen kann, ſo ſagt es mir."

Stolpe lächelte wehmüthig und ſprach: „Könnt Ihr mir vielleicht mein verlorenes Leben zurückgeben, um welches mich die Menſchen betrogen haben? So thut es, aber bald, — denn es möchte in wenig Stunden zu ſpät ſein."

„Wenn Ihr wirklich dem Tode nahe ſeid," entgegnete Dorothea — „ſo ſolltet Ihr andere Gedanken haben. Es iſt kein Geringes, mit einer Anklage aus der Welt zu gehen. Denkt Ihr daran, daß auch Ihr Eure Ankläger haben werdet vor Gott?"

„Und werdet Ihr ſelber dazu gehören?" fragte Stolpe bedeutſam.

„Gott weiß es, nein!" verſicherte das gedrängte Weib. — „Beten wir nicht täglich: Vergib uns unſere Schuld, wie wir vergeben unſern Schuldigern?"

„Höret mir zu!" rief Stolpe aus. „Ihr ſeid auf Gottes Erdboden die erſte und einzige Seele, die ich nicht haſſen konnte, ſo oft ich es auch wollte. Ich

möchte nicht aus der Welt gehen, ohne Euch das Geheimniß meines armseligen, von ewigem Fluch beladenen Lebens geöffnet zu haben. Ich will dem Richter dort Oben doch wenigstens um einer Seele willen danken, die er mir zuführte, da er sonst mich arm und nackt in die Wüste hinausgestoßen hat.“

„Herr, Ihr sündigt mit solcher Rede,“ fiel Dorothea schnell und erschreckt ein; denn die plötzliche leidenschaftliche Aufgeregtheit im Blicke und Tone des Kranken brachte Furcht und Angst über sie.

„So wollt Ihr meine Beichte nicht hören?“ fragte der Mann.

„Erlaubt wenigstens,“ entgegnete Dorothea — „daß ich meinen Eheherrn, der im Vorsaal meiner harret, herbeirufe.“

„Ihr fürchtet Euch vor mir!“ warf Stolpe fast spöttisch hin. „Ihr wisset freilich nicht, daß ich nicht Kraft habe, mich zu erheben, daß meine Gebeine vertrocknet sind, und daß ich still halten müßte, wenn mir die Raben die Augen aushacken wollten. Aber ist das die Bedingung, unter welcher Ihr mich hören wollt, so gehet und holet Euren Schützer herbei.“

Der ganze Ton dieser Sprache war allerdings nicht geeignet, Vertrauen einzuflößen, um so mehr, als Dorothea keinerlei äußere Veranlassung und Verbindlichkeit hatte, hier zu verweilen. Allein theils das christliche Mitleid, theils ein gewisses ihr unerklärliches Gefühl von Schaam über eigene Verschuldung nöthigte sie, dem Willen des Kranken zu gehorchen. Nachdem Ebeling

auf ihren Wunsch ins Zimmer getreten war, wandte sich Stolpe an ihn und sagte: „Herr Musikdirector, wenn Ihr mich nicht wieder erkennen solltet, so wisset, daß Hunger und Krankheit ein wenig lange bei mir zu Gaste gewesen sind. Ihr begreifet, daß da wenig übrig bleiben kann.“

„Herr Secretär,“ sagte Frau Ebeling mit mehr Muth, als bisher — „wenn Ihr in solcher Sprache mit uns reden wollt, so —“

„Herr Secretär?“ wiederholte der Kranke, sie unterbrechend und fast lachend. — „Ei, wisset Ihr denn nicht, daß Ihr selbst die Güte gehabt habt, mich aus meinem Posten zu vertreiben? Ja, ja, junge Frau, Ihr könnt immerhin es Euch hier wohlgefallen lassen; denn was Ihr seht, ist doch nur Euer Werk.“

Als Dorothea auf diesen Vorwurf schwieg und ernstliche Besorgnisse hegte, es möchte wohl gar eine Geisteszerrüttung die Ursache solcher Reden sein, ward Stolpe auf einmal wieder ruhig und sagte herzlich bittend: „Vergebt mir, wenn ich Euch weh gethan habe; ich habe selbst so wenig Gutes erfahren, daß ich kaum weiß, wie ich Jemandem wohlthun kann. Und nun höret meine Geschichte:

„Wenn Ihr einen armen Hund zu Eurem Hause hinausjagt, so gehet er in ein anderes, wo er Nahrung und Obdach findet. So glücklich bin ich nicht. Ich bin im vollsten Sinne des Wortes ein Fremdling auf dieser Erde, ein Verlassener und Verstoßener. Ich habe kein Land, keine Stadt, kein Haus, wo ich eintreten könnte

und ſprechen, — das iſt meine Heimath; ich habe auf Erden keine menſchliche Seele, von der ich wüßte, daß ſie ſich meiner angenommen hätte. Und wenn es ein Geſetz gäbe, daß Niemand ſterben dürfte, der nicht wüßte, wer ihn auf Erden geliebt hat, ſo müßte ich ewiglich leben.“

„Das iſt ein entſetzliches Geſtändniß,“ rief Dorothea ſchmerzlich aus, und Ebeling ſetzte hinzu: „Ihr müſſet aber doch Aeltern und wohl auch Geſchwiſter gehabt haben.

„Aeltern?“ wiederholte Stolpe lächelnd. „Ja, allerdings! Ich hatte eine Mutter, die mir ſagte, daß mein Vater vor meiner Geburt im Kriege erſchoſſen worden ſei, weil er ein kaiſerlicher Spion geweſen, und daß es ihr lieber wäre, wenn ich auch läge, wo mein Vater liegt. Das iſt das einzige Wort, deſſen ich mich von ihr erinnere; denn bald darauf ſagte mir ein fremder Mann, meine Mutter ſei entflohen und habe mich zurückgelaſſen und ich fiele nun der Stadt zur Laſt. Das iſt die zweite Erinnerung meines Lebens. Von da an liegt der Fluch der Verwaiſung auf mir.“

„Haltet ein,“ unterbrach ihn Dorothea. „Ich kann ſolche Worte nicht hören, die mir die Seele durchſchneiden. Wollt Ihr durch Eure entſetzliche Anklage die ganze Hoffnung der armen, leidenden Menſchheit hinwegnehmen? Wollt Ihr das Dankgebet von Tauſenden, an welchen das Wort der Schrift: Gott iſt der Waiſen Vater! ſich erfüllt hat, zu einem Spott machen?“

Stolpe lächelte mitleidig und entgegnete: „Ich weiß

nicht, wie alt ich bin, — ich glaube auch, mein Name ſteht in keinem andern Buche verzeichnet, als im Strafregiſter einiger Städte; aber ich mag doch etwa vierzig Jahre alt ſein. Wenn Ihr mir in dieſem meinem Leben nur eine Menſchenſeele aufweiſet, die ſich des unbekannten, verſtoßenen, vom Fluche der Armuth und des Elendes umhergetriebenen Knaben angenommen hat, — nur Einen mir nennt, der, wenn er es auch nicht ausgeſprochen, doch in ſeinem Herzen über mich gedacht hätte: der arme Waiſenknabe — ich will ſein Vater ſein! — könnt Ihr das, junge Frau, ſo trete ich mit einer Anklage weniger vor Gott!"

„Das kann und mag ich nicht glauben," erwiderte Dorothea unbeſiegt. „Könntet Ihr mir aus Eurem Leben wirklich nicht nachweiſen, daß auch Ihr aus mancher Angſt und Gefahr gerettet worden, daß Ihr, obgleich heimathlos, doch niemals ohne Nahrung und Obdach geweſen ſeid, daß manche beſſere Hoffnung vor Euch aufgegangen iſt, daß Ihr Mitleid und Vertrauen gefunden habt, — könntet Ihr das nicht, dann würde ich mit Euch klagen und trauern, daß es Menſchen geben könnte, die keinen Vater im Himmel haben, — aber das könnt Ihr nicht, nein, das könnt Ihr nicht."

Stolpe warf auf Dorotheen einen ernſten, trauernden Blick; dann fuhr er, als ſehe er von jeder weitern Entgegnung ab, im eiſigkalten Tone alſo fort: „Als man mir geſagt hatte, daß ich keine Mutter mehr hätte und nun der Stadt zur Laſt fallen würde, merkte ich, daß die Stadt ſich vielfach Mühe gab, dieſe Laſt los zu

werden. Ich ſollte langſam im Elende ſterben — das war der gnädige Wille der Obrigkeit. Ich mußte von Haus zu Haus wandern, aß bald mit den Hunden am Ofen, bald mit den Bettlern vor der Thüre. Sobald ich klagte oder weinte, wurde ich als ein böſer, gefährlicher Knabe aus dem Hauſe getrieben. Ging ich auf eine Geſellſchaft Kinder zu, die mit einander ſpielten, ſo flohen ſie vor mir, als ſei ich ein böſer Geiſt. Miſchte ich mich unter die Bettelkinder, nur um mich des Hungers zu erwehren, ſo ſtießen mich ſelbſt dieſe von ſich aus und verklagten mich als einen gefährlichen Landläufer. Da ſchlief ich des Nachts auf dem Felde und im Walde, oder zur Winterszeit in Höhlen und aß und trank mit den Thieren des Feldes, bis ich nirgends Speiſe mehr fand und mich des Nachts in die Straßen der Stadt ſchlich und meinen Hunger ſtillte mit dem Abwurf des Reichthums. Da nahmen ſich die Menſchen das erſte Mal meiner an; ſie ſtellten mich vor Gericht, weil ich in ein Haus eingebrochen war und Brot geſtohlen hatte; ſie züchtigten mich drei Tage hinter einander und ſchloſſen mich dann mit einem Manne, der lange Jahre Straßenraub getrieben hatte, in ein finſteres Gefängniß ein. Hier kam ich in die Schule der Weltkenntniß; hier konnte ich eigentlich verſtehen, warum ich gehaßt, vertrieben und geſchlagen wurde. Dieſer Mann wurde mein Lehrer in Dem, was die Gerichtsherren Verbrechen nennen, und ich war ein aufmerkſamer Schüler. Jedes ſeiner Worte trieb einen glühenden Haß gegen die Menſchen in meine Seele; ich ſchlief wenig und unruhig,

weil ich die Zeit nicht verschlafen wollte, in der ich mich auf meine künftige Rache freuen konnte. Aber dieser Mann that noch mehr; er lehrte mich die Buchstaben kennen, und erst später fand ich, wie sehr ich ihm dafür dankbar sein mußte. Als meine Strafzeit vorüber war, wurde ich entlassen; und es war rührend mit anzuhören, wie mich die lieben Herren vermahnten und mir auseinandersetzten, wie viel ich Stockschläge erhalten und wie lange Zeit ich bei Wasser und Brot eingesperrt sein würde, wenn ich zum zweiten Male vor Gericht erschiene. Ja, es war rührend; denn als mich der Büttel bis ans Thor gebracht hatte, gab er mir einen Stockschlag zum Abschied und schrie mir nach, ich sollte mich besser aufführen. Nun sagt mir doch, junge Frau, und Ihr, Herr Ebeling, war das nicht viel Menschenliebe? Es ist freilich wahr, ich war in zerlumpten Kleidern, ich sah, um des erlittenen Hungers willen, elend und jämmerlich aus, ich hatte weder Vater noch Mutter, weder Bruder noch Schwester, ich hatte keinen Stein, auf welchen ich ein Recht hatte, mein müdes Haupt niederzulegen, ich wurde mit Hunden von der Thüre gejagt, ich war frei, wie der Vogel in der Luft, ich stand auf der Stufe des tiefsten Elendes, — aber — ich konnte doch Gutes thun und mich bessern, wozu die hochedlen Herren des Rathes mit Stockprügeln mich so freundlich ermuntert hatten. Nun, lieben Leute, wo bleibt denn der Vater im Himmel?“

„Herr, spottet nicht!“ bat Dorothea auf das Schmerzlichste bewegt, und mit Thränen in den Augen.

„Ihr lebtet ja noch, und war nicht dies Euer leiblich Leben, so wunderbar erhalten in solcher Noth und Gefahr, ein Beweis der Liebe und Gnade des himmlischen Vaters? War Euch nicht Zeit gegeben, daß Ihr wirklich noch lernen solltet, Gutes zu thun?"

„Meinet Ihr," fragte Stolpe bitter lächelnd —, „das Gute lerne sich vom Bösen? Oder wolltet Ihr etwa behaupten, Hunger und Elend sei ein gar angenehmes Wohnhaus, von welchem aus man auf die schöne Natur, auf den goldnen Sternenhimmel und auf das Wohlleben der Reichen mit aller Behaglichkeit blicken kann? Gäbe es wirklich Gutes auf der Welt, so könnte es nur Der thun, der nie Böses gesehen hat, der nie Hunger und Elend getragen hat. Soll ich Euch sagen, was die Menschen gelten?"

Und ehe Stolpe noch Zeit zur Antwort ließ, fuhr er fort: „Ich weiß, Ihr theilet die Menschen ein in Gute und Böse. Und wer sind die Guten? Leute, die in Glanz und Wohlleben aufgewachsen, von Zeit zu Zeit von ihrem Tische den Hungrigen die Brocken hinwerfen und über sich ausrufen lassen: Welches Mitleid, welche Menschenliebe! Das sind Leute, welche von ihrer Kanzel herabpredigen, von ihrem Richterstuhl herab züchtigen und strafen, und von ihrem Throne herab Gesetze geben, wie Alles fein und löblich in der Welt zugehen soll. Und was nützt Euer Predigen, Strafen und Regieren? Wenn ein von Gott und Menschen verlassener, armer Mann aus der Tiefe seines Elendes, das Niemand kennt, und Jedermann sich

ſcheut, kennen zu lernen, ſich ſelber hilft, um ſich vom Tode zu retten, ſo ſchlagt Ihr das Geſetzbuch auf und ſprecht: Hier ſteht es geſchrieben, er ſoll an Gut und Blut, an Leib und Leben geſtraft werden. Sagt mir doch, welches Geſetz ſtrafet denn Die, welche der Kinder Seelen ins Elend verkaufen, welche den Hungrigen von ihrer Thüre treiben, welche auf ihrem Mammon ſitzen und vom Schweiße und Blute des armen Mannes leben? Welches Geſetz ſtrafet Die, die von Gott und Menſchen berufen ſind, Recht und Gerechtigkeit zu üben, und die vor lauter Luſt und Freude nicht dazu kommen können, ſich des Elenden anzunehmen? Niemand. — Das Geſetz nennet ſie gute Leute, denn ſie brechen nicht in die Häuſer, ſie lauern nicht auf der Straße auf Raub und beflecken ihre Hände nicht mit Menſchenblut. Aber für das Blut, das an ihrer Seele klebt um Derer willen, die ſie hilflos ſterben laſſen, um des Jammers und Elends willen, das ſie lindern könnten, wenn ſie wollten, verklagt ſie Niemand vor Gericht, und vom Himmel herab kommt Keiner, der da ſtrafet. Leget aber die Kinder der Reichen in die Wiege der Armuth, gebt die Söhne der Fürſten dem Hunger und dem Elende zur Erziehung, treibet alle eure guten Leute hinaus auf die Straße, wo ſie Niemand kennt, wo Niemand ſich ihrer annimmt, treibet ſie in die Wüſtenei des Laſters, dann ſehet, wo die Guten bleiben. Von allen Denen, die mit Schmach und Schande belaſtet, an Ehre und gutem Namen, an Leib und Seele gebrandmarket aus dieſer Welt gehen, wird Keiner ſein, der nicht tauſend-

mal dort vor Gottes Thron hervortritt und sprechen wird: Daß ich auf Erden ein böser Mensch war, das haben die guten Menschen verschuldet. Und das ist meine Freude und mein Trost!"

Als Stolpe hier von großer Anstrengung erschöpft schwieg, sagte Dorothea: „Wie beklage ich Euch, daß Ihr auf Eurem Sterbenslager keine andere Freude, keinen andern Trost habt. Gottes Gnade möge vor Eurem Abschiede Euch noch die Augen öffnen, daß Ihr, indem Ihr über Menschen zu Gericht sitzet, nicht über Gottes allweises Regiment spottet."

„Spotten?" wiederholte der Kranke lachend. „Nennt Ihr den Schmerzensschrei der Noth, nennt Ihr den Angstruf der Verzweiflung Spott? — Doch ich merke, daß meine Stunden gezählt sind und ich habe Euch noch viel zu sagen. Nach mancherlei Irrfahrten des Elendes fand ich bei einem Manne Aufnahme, der vom Betruge und Diebstahle lebte. Er vermiethete mir ein Plätzchen in seiner großen Kammer und an seinem Tische. Da hatte ich endlich Nahrung und Obdach, aber für welchen Preis? Hier, in der wahren Schule des Lasters war ein guter Gedanke nicht möglich; aber ich hatte doch einen, der wie wahres Himmelslicht in mein Jammerthal fiel. Ich wollte mich an der Menschheit auf eine Weise rächen, die mir schon in der Hoffnung eine herzliche Erquickung war. Die Rache des Betrügers, des Räubers schien mir gemein; nicht an Leib und Gut, nur an der Seele meiner Mitmenschen wollte ich Rache nehmen. Dazu aber mußte ich ein vornehmer

Mann sein, mit Macht und Ansehn bekleidet. Damals fing ich an, mein eigener Lehrmeister zu werden; so oft ich für Tage oder Stunden aus dem Dienste meines Vermiethers entlassen war, lernte ich lesen und schreiben. Mit wahrem Heißhunger nahm ich die Bücher zur Hand, und wenn es helle Mondnächte gab, gönnte ich mir kaum eine Stunde Schlaf. Wenn ich dann in stiller Mitternacht am geöffneten Dachfenster saß, und im Mondlichte meine Studien trieb und auf die schlafende Menschheit hinabsah, um deretwillen ich wachte, dann hob sich meine Brust in Freude und Wonne. Freilich litten dabei meine Augen und von daher mag es kommen, daß meine Blicke einen eigenthümlichen, stechenden Glanz annahmen, der mich anfangs selber erschreckte, wenn ich zur Zeit der Dämmerung in den Spiegel sah, — aber das war ein geringer Verlust gegen Das, was ich gewann. Und wisset Ihr, was meine Aufgabe war? Es sollte keine Glücklichen mehr auf Erden geben! Ich schuf mich zum bösen Weltgeist um, der in das Geheimniß des Herzens sich einschleichen und eine Säule nach der andern wegnehmen wollte, worauf das Lebensglück erbaut war. Es sollte mir eine Freude sein, Unruhe und Angst über alle Seelen zu bringen, die in Frieden dahin lebten —"

„Entsetzlicher Mensch!" rief Dorothea unter Schauer aus.

„Ihr fluchet mir?" fragte Stolpe. „Sagt mir doch, wie kam ich eben dazu, daß ich als ein zertretener Wurm im Staube des Elendes kriechen sollte! Was

hatte ich verſchuldet, daß über meiner Wiege der Fluch der Sünde ausgeſprochen wurde! Bin ich nicht auch ein Menſch und habe eine fühlende Seele, und leide Hunger und Durſt, wenn ich nichts zu meiner Sättigung habe! Wer hatte den Menſchen ein Recht über mich gegeben, daß ſie mir meine Kindheit und Jugend ſtahlen, daß ſie mich wie einen Auswurf der Menſchheit von Ort zu Ort trieben und mir es als ein Verbrechen anrechneten, daß ich überhaupt lebte und daß die Noth und das Elend mich nicht umbrachten! Ich weiß wohl, die erſte Schuld fällt auf meine Mutter — und wer in der großen Kette der Sünde und des Laſters wieder an meiner Mutter geſündigt hat, das weiß ich allerdings nicht; ich halte mich an ſie, und wenn einſt der große Gott die Kindesmörder zum Gerichte aufruft, ſo werde ich mit eigner Hand meine Mutter herbeiziehen, und mit meinem letzten Hauche rufen: Wehe, Wehe, Wehe!"

Durch dieſe gewaltſame Aufregung war die ſchwache Kraft des Kranken ſo ſehr erſchöpft worden, daß er faſt leblos in das Bett zurückſank. Dorothea konnte ſich eines Angſtſchreies nicht enthalten; dann bat ſie ihren Gatten, ſich des Unglücklichen anzunehmen, während ſie in aller Eile auf die Straße hinablief, um einige ſtärkende Mittel herbeizuholen. Als ſie zurückkam, und den Kranken noch im Zuſtande der Betäubung fand, träufelte ſie einige Tropfen auf des Mannes Stirn und trocknete den kalten Schweiß von den abgezehrten Wangen. Endlich ſchlug er die Augen wieder auf; als er gewahrte, daß Dorotheens Hand ſeine Stirn be-

rührte, weinte er laut und sprach: „Nunmehr glaube ich, daß es Engel Gottes gibt, die sich des armen, verlornen Menschen erbarmen! Ach, könnte ich ein Kind sein, und auf meiner Mutter Schooße spielen! — Ach, Herr da droben, warum so spät! Hattest Du keine Liebe mehr für mich? Warum hast Du auch nicht ein Herz auf Erden mir zugewendet, als es noch Zeit war?“ —

„Ich bitte Euch, lieber Herr,“ sagte Dorothea mit bewegter Stimme — „gebt Eurer Seele Frieden! Haltet Euch an die herrliche Verheißung Gottes, daß Niemand verloren gehen soll! Lieber Herr, ich bitte Euch, scheidet nicht unversöhnt mit Euch und Eurem Schicksale von hinnen!“ —

„Gebt mir noch einmal zu trinken,“ bat Stolpe. Und als er seine Lippen aus dem Kruge, den Dorothea mit zitternder Hand an seinen Mund hielt, benetzet hatte, sagte er: „Nun will ich gern sterben. Jetzt fühle ich's an der unaussprechlichen Wonne meines Herzens, daß es dort eine Barmherzigkeit und eine Seligkeit gibt.“

Hier trat eine lange Pause ein, die Niemand zu stören wagte. Stolpe lag mit geschlossenen Augen da, einem Todten ähnlicher, als einem Lebenden; nur der leise, friedliche Athemzug verrieth, daß er noch der Erde angehörte. Dorothea stand mit gefalteten Händen daneben und ihre Lippen bewegten sich in stillem Gebete, während ihre Thränen ungehindert flossen. Es waren die Thränen des Mitleids mit dem Unglücklichen, — die Thränen der Versöhnung mit allem Leiden, welches

der Sterbende ihr und ihrem Vater gethan hatte. Selbst Ebeling war tief erschüttert und mit der Hand auf der Stirn schien er mit der Lösung des großen Räthsels der Weltregierung Gottes beschäftigt.

Endlich öffnete Stolpe seine Augen wieder und in ganz anderm Tone, als vorher, mild und sanft, wie weder Ebeling noch Dorothea ihn gehört hatten, fuhr er fort: „Ich bin Euch noch den Schluß meines Lebens schuldig, und ich merke, daß ich damit eilen muß. Es gelang mir nach und nach, mich von den Banden des gemeinen, niedrigen Lebens loszureißen und der große Triumph für meine bisherigen Mühen und Arbeiten war die Anstellung im Privatdienste des Oberpräsidenten. Er hatte gefunden, daß ich wohl zu brauchen sei; ich wendete Alles an, mir sein Vertrauen zu erwerben und zu erhalten; und es gelang mir, ich stand auf dem Gipfel meines so mühsam erkämpften Zieles. Aber der alte Geist der Rache lebte in mir. Ich fand Kampf und Streit, das war mir eben recht; meine geheime Arbeit richtete sich gegen Alle, die ich geehrt oder glücklich vor der Welt sah. Ich kannte keine größere Freude, als aus der Verborgenheit meines Wirkens heraus Pfeile abzuschießen auf jedes Herz, das ich haßte, weil es ein friedliches schien; und je unvorbereiteter der Schlag kam, desto glücklicher machte es mich. Warum, — so sagte ich zu mir — sollte ich es auch nicht thun? Ich hatte ja keine Seele auf Erden, der ich zu Danke verpflichtet war; vielmehr war die ganze Menschheit mein großer und schwerer Schuldner und ich machte mich bezahlt

mit den Thränen und der Angſt, die ich über ſie brachte. Ich könnte ſagen, daß das Zutrauen des Oberpräſidenten für mich ein Beweis ſeines Wohlwollens hätte ſein müſſen; anfangs war ich auch geneigt, es dafür anzunehmen, aber bald merkte ich, daß ich nichts war, als ſein willenloſes Werkzeug, das er nach Gutdünken gebrauchte; er lobte mich, wenn ich es ihm recht gemacht hatte und überſchüttete mich mit Tadel und oft bitterm Vorwurfe, wenn ich von ſeinen Befehlen auch nur im Geringſten abwich. Ich war ſein Knecht, der ſich ihm für den Wochenlohn verkauft hatte, und dem er ein freundlich Angeſicht zeigte, wenn es ihm räthlich ſchien. Aber ich trug Alles mit Geduld und äußerer Freundlichkeit, während meine Seele blutete, und meine einzige Entſchädigung war die ſtille Arbeit an dem Verderben der Glücklichen. Ja es freute mich, wenn ich ſelbſt eine andere Macht, als die meine, zur Erreichung dieſes meines Planes benutzen konnte.“

„Das ſollte aber plötzlich anders werden. Bis dahin war auch nicht ein einziges Mal eine wohlwollende Neigung für Jemanden in meine Seele gekommen; ich liebte Niemanden, weil Niemand mich liebte. Da ſah ich Euch, Dorothea, wenn Ihr anders mir ſolchen Namen erlaubt. Seitdem hatte ich Tag und Nacht keine Ruhe; es war in meine Gefühle und Gedanken ein Zwieſpalt getreten, den ich bis dahin noch gar nicht gekannt hatte. Ich redete mir ein, Ihr wäret um meinetwillen auf der Erde, und in einzelnen beſſern Augenblicken meines Lebens kam mir der Gedanke, Gott ſelber

habe Euch mir gesandt, um mir den Glauben an die Menschheit zurückzugeben.“

„Ich nahte mich Euch — Ihr stießet mich zurück! Jetzt weiß ich's, warum, — der Sünder hat keine Gemeinschaft mit dem Engel. Aber damals fand ich nur darin eine Aufforderung zur Fortsetzung an meiner heimlichen Arbeit. Je mehr ich mich haßtet, desto mehr zog es mich nach Euch hin; und da ich Euch nicht Gutes thun durfte, suchte ich Euch wehzuthun, so viel ich nur konnte. Ich Thor wähnte, nur durch Zwang und Gewalt ein Herz zu gewinnen, Haß auszustreuen und Liebe zu ärnten. Ich griff Eure Ruhe in dem Glücke Derer an, die Ihr liebtet; ich verfolgte Euren Vater, ich höhnte Euren Bräutigam, ich weidete mich an dem Unglücke des Herrn Gerhardt, weil ich wußte, daß Ihr diesen Mann liebtet; — ich wollte nach und nach das letzte Blatt von Eurem Lebensbaume reißen, — aber der Engel siegte über den Sünder. Euer Muth, Dorothea, Euer reines Herz, Eure Kindesliebe, Eure Gottesfurcht waren zu starke Waffen gegen meine hölliſche Gewalt. Ihr entdecktet dem Oberpräsidenten mein geheimes Treiben; es war zu offenbar durch Euch geworden, als daß ich auf Rettung hoffen konnte. Ich wurde meines Dienstes entlassen und betrat von Neuem den Pfad des Elendes; und der giftigste Haß entflammte mich zur süßesten Rache. Wisset Ihr, Dorothea, was ich Euch thun wollte? — Ich wollte Euch morden.“

Dorothea schauderte zusammen, als sie dies Wort hörte und stieß einen Schrei des Entsetzens aus.

„Ihr verdammet mich,“ ſagte Stolpe ſchmerzlich bewegt. „Ach, könnt Ihr auch die Tiefe der Verzweiflung ermeſſen, die mich ergriffen hatte? Könnt Ihr es fühlen, arm, verſtoßen, gehaßt und verfolgt zu ſein von Kindheit auf, Niemanden lieben zu können und endlich von der einen Seele, die noch retten könnte, an welche ſich die erſte und letzte Lebenshoffnung knüpft, auf ewig verſtoßen zu werden? Ja, Dorothea, ich wollte Euch morden; da ich Euch nicht mit hinab in mein Elend ziehen konnte, wollte ich Euch wenigſtens des irdiſchen Glückes berauben und mich an den Thränen Eures Vaters, Eures Bräutigams, und aller Derer weiden, die Euch betrauern würden. Was hatte ich auch zu verlieren? Nichts, als ein Leben voll Sünde und Laſter, voll Hunger und Noth. Denn mit dieſer letzten Niederlage war meine ganze Kraft gebrochen und der Wurm des Todes nagte bereits an meinem Gebein.“

„Ich hatte die Stunde erfahren, in welcher Ihr zur Trauung in die Kirche ginget. Hier unter meinem Haupte liegt das Piſtol noch geladen, das ich auf Euch abdrücken wollte. In einem Winkel verborgen, lauerte ich auf Euch, wie ein Tiger auf das unſchuldige Lamm. Ihr kamt, — zitternd griff meine Hand nach der Waffe, — da fiel Euer Blick auf mich, der Blick eines trauernden Engels, — und die Hand ſank willenlos nieder! Dorothea, — der Blick Eures frommen Auges hat mich vom Verbrechen des Mordes gerettet. Ich blieb auf meinem Platze gebannt, bis Ihr zurückkamt. Ihr truget auf Eurem Angeſichte den Segen und den

Frieden des Herrn, — ich aber ging gelähmt, vernichtet, eine Beute des Todes hinab in das Haus meines Elendes.“

„Nun wisset Ihr meine Geschichte! Ich fühle, daß ich in Euren Augen keinen Werth haben kann, aber Ihr desto mehr in den meinen. Bei aller Qual, die Ihr unbewußt mir bereitet habt, weiß ich doch: es war die Gnade Gottes, die mich Euch finden ließ. Ich glaube — setzte er mit leiser, gebrochener Stimme hinzu — Gott selber hat zuletzt Mitleid mit mir gehabt, daß ich ihm doch wenigstens von einer Wohlthat erzählen soll, die mir auf Erden geschehen ist.“

Als Stolpe hier schwieg, fragte Dorothea: „Mit welchem Herzen scheidet Ihr aus der Welt? Habt Ihr noch Groll gegen die Menschen, noch Zweifel an der Vaterliebe Gottes gegen alle seine Kinder?“

Der Kranke schwieg lange, ehe er in abgebrochenen Sätzen antwortete: „Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet. Vergebt, so wird euch vergeben. Das ist's, was ich vom Christenthume weiß, — und ich will nicht dagegen sündigen. Gott allein mag entscheiden, welcher Theil meines verlornen Lebens auf die Schuld Anderer fällt; was ich selber zu tragen habe, es mag nicht zu viel sein. Wem nichts gegeben ist, von dem kann man nichts fordern.“

„Herr,“ bat die junge Frau — „redet nicht so! Das ist nicht die Sprache eines Herzens, das zur Rechenschaft vor Gottes Thron tritt. Hat Euch Gott nicht Erkenntniß des Guten und Bösen gegeben? Seid

Ihr aus aller Angſt und Gefahr Eures Lebens nicht ſo lange erhalten und gerettet worden, bis Ihr erkannt habt, daß die Leiden dieſer Zeit nicht werth ſind der Herrlichkeit, die an uns ſoll offenbart werden? Wenn ich auch Euch nicht leugnen kann, daß ſich die Menſchen ſchwer an Euch verſchuldet und verſündigt haben, ſo dürft Ihr doch dies nicht als eine Anklage des göttlichen Regiments hinſtellen. Gott zwingt Niemanden, fromm zu ſein, aber er hat alle Herzen ſo bereitet, daß ſie glauben, lieben und hoffen können, und er hat Allen, die Ihn ſuchen, in Chriſto den Weg gegeben, daß ſie Ihn finden können. Ihr betrachtet Euer Erdenleben als verloren, — das thut nicht, es iſt nicht verloren; weder für Euch, denn Ihr geht nicht ohne beſſere Hoffnung von hinnen; noch für Andere, denn auch Ihr gehört zu der großen heiligen Kette von Mitteln und Wegen und Veranlaſſungen, durch welche die Menſchen gegenſeitig ihre Aufgabe für den Himmel erkennen ſollen. Wenn auch Ihr nicht wiſſet, was Ihr gerade durch Eure Trübſal Andern an Segen gebracht habt, ſo weiß es doch das Auge Gottes. Einem Chriſtenherzen thut es ſchon wohl, wenn es ſich ſagen kann, daß alle ſeine Leiden zu einem reichen Quell der Erkenntniß und des Troſtes für Andere werden."

„Für Andere?" fragte Stolpe mit dem Lächeln des Zweifels. „Meinet Ihr, daß von allen Menſchen, die mir Uebels gethan haben, auch nur Einer ſich anklagt, daß er den armen Waiſenknaben mitleidlos in das Elend hinausgeſtoßen hat? Um meinetwillen hat kein Auge ge-

weinet, kein Mund gebetet; über den zertretenen Wurm sind Alle fühllos dahingeschritten.“

„O nein, nein,“ entgegnete Dorothea ruhig. „Ihr wisset nicht, wer durch Liebloſigkeit an Euch zur Erkenntniß ſeiner Sünde überhaupt gekommen iſt, — Ihr wisset nicht, lieber Herr, wie in Gottes allweiſer Vaterhand Euer Unglück zu einer Saat werden kann, oder ſchon geworden iſt, aus welcher Früchte für die Ewigkeit gewonnen werden. Und wäre es Niemand, als ich ſelbſt, die ich dadurch erkannt habe, wie leicht es iſt, ſich an Andern zu verſündigen, wäre das nicht ſchon ein Segen?“

„Ach,“ rief Stolpe aus — „Eure Worte fallen wie milder Thau auf meine vertrocknete Seele. Könnt Ihr mir vergeben, was ich Euch Uebles gethan habe?“

„In jenem Augenblicke,“ antwortete Dorothea feierlich — „wo Ihr, mir unbewußt, mich zu tödten gedachtet, da hatte ich Euch alles Leid vergeben, das Ihr mir und den Meinen bereitet habt.“

„Herr Gott,“ ſagte Stolpe und faltete ſeine Hände — „jetzt erkenne ich's, wie wunderbar Deine Wege ſind, wie gnädig und barmherzig Du der Menſchen Herzen lenkeſt, wie Du retteſt, wo wir wähnen verloren zu gehen, wie Du aufrichteſt, wo wir niedergeſchlagen ſind. Ja, Herr, auf dieſe Deine Gnade und Barmherzigkeit will ich ſterben.“

Der Kranke hatte dies mit geſchloſſenen Augen und mit immer ſchwächerer Stimme geredet. Jetzt wurde er ſtill, und leicht und friedlich hob ſich ſeine Bruſt. Gott

hatte einen erquickenden Schlaf über ihn gesendet. Jetzt erst gewahrte Dorothea, daß noch eine vierte Person im Zimmer war; die alte Frau, unstreitig dieselbe, von welcher Stolpe gesprochen hatte, war geräuschlos eingetreten und an der Thüre stehen geblieben. Dorothea ging auf sie zu, gab ihr ein Stück Geld und sagte: „Nehmet das, gute Frau und pfleget den kranken Mann treulich; erfüllet ihm jeden Wunsch. Morgen sollt Ihr ein Mehreres von mir erhalten.“ Die Frau besah das Geld, nickte dann beifällig und versprach, den Kranken nicht zu verlassen.

Dann trat Dorothea noch einmal an das Bett des schlummernden, unglücklichen Mannes, drückte leise seine Hand und schritt mit weinenden Augen am Arme Ebelings zum Zimmer hinaus.

Drei Tage darauf stand noch vor Tages Anbruch in der Flur eines Hauses auf der spandauer Straße auf einer Bahre ein einfacher schwarzer Sarg, von einem ärmlichen Tuche überdeckt. Vier Männer waren eben im Begriff, kalt und theilnahmlos, wie bezahlte Arbeiter, die Bahre aufzuheben und fortzutragen, da trat eine junge Frau in einem Mantel verhüllt, und in Begleitung eines Mannes in das Haus, legte einen Kranz von Moos auf den Sarg und ging dann langsam wieder von dannen.

„Wer war die Frau?“ fragte einer der Träger.

„Ich kenne sie nicht,“ antwortete ein Anderer, in-

dem er den Kranz beſah und dann hinzuſetzte: „Nun, für ein paar Groſchen nimmt ihn die Bärenwirthin ſchon an. Das iſt doch Etwas für unſere Mühe.“

Und die vier Männer trugen eilend den Sarg nach dem Gottesacker: Niemand ging voran, Niemand folgte, — keine Trauerglocke tönte, kein Grabgeſang erſchallte, kein Mund ſprach: Der Herr ſegne Dich! Der Sarg fiel in ſeine Gruft hinab, die Männer warfen Erde darüber und gingen dann fort, den Todtenkranz zu vertrinken.

Ein Waiſenkind wurde begraben.

Cap. 9.

Der Eifer mit Unverstand.

Eifern ist gut, wenn es immerdar geschiehet um das Gute.
Galat. 4. v. 18.

Im Hause des Diaconus Gerhardt war unterdeß zu der Bedrängniß von Außen und der peinlichen Unruhe seines Herzens noch eine Sorge gekommen, welche mit fast noch größerer Gewalt seinen innern Menschen gefangen hielt. Der kleine Fritz lag an einem heftigen und gefährlichen Fieber darnieder, und der Arzt Dr. Weise hatte Rettung wohl noch für möglich erklärt, doch nur, — wenn sie von dem himmlischen Arzte käme.

Es war ein trauriges, fast trostloses Bild menschlicher Hinfälligkeit und irdischer Vergänglichkeit. Der früher so muntere Knabe lag jetzt abgezehrt und bleich in seinem Bettlein, mit halbgeschlossenen Augen; der Athem hob die kleine Brust so schnell und ängstlich, daß es den Umstehenden durch die Seele schnitt. Und

die Mutter, welche Tag und Nacht nicht von des Kindes Bette wich, war selber sterbensmatt. Wenn ihre kraftlose Hand zitternd die Arzenei in den Mund des Kindes flößte, — und ihr eigenes halberstorbenes Auge den erstorbenen Blick des Kindes suchte, wenn sie ihre bleichen, abgezehrten Wangen an das vertrocknete Haupt des Kindes legte, so war es, als drücke ein Tod dem andern den Abschiedskuß auf, und die Thräne der Mutter war nur noch der einzige Zeuge des Lebens. Der Vater saß dabei still und ernst; seine Blicke ruhten bald auf der Mutter, bald auf dem Kinde mit gleichem Schmerze, mit gleicher Besorgniß.

„Fritz," rief die Mutter und schloß des Sohnes, bis auf Haut und Gebein abgemagertes Händchen in die eigene verdorrende Hand, — „Fritz, hörst Du nicht? kennst Du mich nicht?" Und als das Kind völlig regungslos blieb und auch nicht das leiseste Zucken des Auges verrieth, daß der Ton der Mutterstimme die Seele des Kindes berührt habe, rief sie schmerzlich aus: „Gerhardt, unser Kind stirbt! Der Herr fordert auch das letzte Opfer von uns."

„Will es der Herr nehmen," antwortete Gerhardt ruhig, — „was können wir anders thun, als sprechen: des Herrn Wille geschehe!"

„Ich dachte freilich," fuhr die Mutter unter lautem Weinen fort, — „der Herr würde uns, — würde Euch nicht Alles nehmen! Von fünf Kindern nur eins, — Gerhardt, das ist doch nicht zu viel von Gott erbeten."

„Und doch," entgegnete der Vater veſt, obgleich ſeine weinenden Augen ihn Lügen ſtraften, — „doch iſt auch dies zu viel, wenn der Herr uns weniger geben will. Gräme Dich nicht, Maria; was Gottes Gnade an unſer Aelternherz gelegt hat, das nimmt er nimmermehr wieder von uns. Der Tod kann unſere Kinder wohl unſern leiblichen Augen entreißen, aber er hat keine Macht über das Band der Liebe, welches der himmliſche Vater um die Seelen der Aeltern und Kinder geſchlungen hat. Ja, Maria, unſere Kinder ſind uns unverloren. Könnten wir nur ſehen, wie es ihnen droben im Himmel geht, wie ſie dort in Chriſti Garten ſo hoch über alles Erdenleid erhoben ſind, wir würden nicht ſie, ſondern uns beklagen, daß wir weinen können, da wo ſie herzlich ſich freuen. Unſer Troſt ſei, daß auch uns die Zeit kommen wird, wo wir erlöſet von allem Uebel, dort in den ewigen Hütten ein neues, herrlicheres Familienleben anfangen, welches dann kein Tod mehr zu Schanden machen kann. Wenn nun, Maria, wenn unſer Fritz ſich gar ſo ſehr geſehnet hätte, nach ſeinen Schweſterchen und Brüderchen und wollte ſeine Eliſabeth und Katharina, und ſeinen Andreas und ſeinen Chriſtian wieder ſehn, wollten wir denn murren und klagen, wenn der himmliſche Vater eines Kindes Wunſch erfüllt?"

„Aber," ſagte die arme Frau, — „ſoll einer Mutter Gebet und Flehen gar nichts gelten vor Gott?"

„Maria," antwortete der Gatte ernſt, — „unſere Kinder ſind zwar unſer ewiges Eigenthum, aber vergiß

nicht, daß Gott das meiste Recht, das Vorrecht an ihnen hat.“

„So soll ich auch nicht wünschen, daß Gott uns dieses letzte Kind lasse?“ fragte die Mutter.

„Ach,“ sagte Gerhardt, — „regierten unsre Wünsche die Welt, wie würde es ganz anders stehen! Meinest Du, mein gutes Weib, ich hätte keinen Wunsch vor Gott? Wenn ich dies letzte Sternlein unserer Seele auf Erden hier in seinem Verlöschen erblicke, sagt dann nicht mein ganzes Herz: Mein liebes Kind, bleibe doch bei mir! Du sollst meines Lebens Schmuck, meines Alters Freude und Wonne sein! Ich will an dir immer mehr lernen, wie ich dich lieben soll! Das ist die Sprache meines Herzens, und ich meine es gut und väterlich; aber Gott meint es doch noch besser. Wir betrachten es natürlich und irdisch, Gott aber himmlisch und ewig. Spreche ich: „mein Sohn, bleibe bei mir!“ so spricht der himmlische Vater: „Dein Kind soll bei mir im Himmel leben!“ Weine ich und klage: „es verschwindet meiner Augen Licht, wenn dieses Kind mir stirbt,“ — so spricht Gott: „Sei mir willkommen, liebes Kind; denn dich will ich jetzt bei mir haben.“ Sollen wir da nun uns weigern und sprechen: „Nein, Herr?“

„Ich fühle wohl, daß Ihr recht habt, lieber Gerhardt,“ entgegnete die Hausfrau, — „aber es trocknet doch meine Thränen nicht. Ich weiß, daß es gut und herrlich ist, bei Christo zu sein, daß dort kein Un-

glück, keine Angst, kein Mangel uns treffen kann, ich weiß, daß die Seele, die von Gott versorgt wird, nimmermehr ein Leid berühren kann, — und doch — doch muß ich weinen.“ —

„Das sollst Du auch, Maria,“ sagte der Gatte. „Thränen sind Zeugnisse der Liebe; aber Du sollst an das Wort der Schrift gedenken: Gott wird abwischen alle Thränen von unsern Augen und Leid und Geschrei und Schmerzen, und der Tod wird nicht mehr sein. Christliche Aeltern werden es allezeit gut mit ihren Kindern meinen. Was thun wir armen Menschen nicht Alles, um unsere Kinder leiblich und geistig zu bewahren! Sinnen wir nicht Tag und Nacht, wie wir ihnen nur Liebes und Gutes erweisen können? Möchten wir nicht um ihretwillen fast die Erde ganz anders machen, daß alle Trübsal davon verschwinde? Möchten wir ihnen nicht einen Weg durchs Leben bahnen, wo ihr Fuß niemals an einen Stein stößet? Sind wir nicht, wie fleißige, treue Gärtner, welche das zarte Pflänzchen hüten und bewahren, daß es recht wohl gedeihe, und sich nicht etwa ein nagender Wurm an das Herzblatt setze? Wollen wir nicht unserer Kinder Herzen zu einem Tempel des heiligen Geistes erbauen, daß kein Böses darin wohnen soll? Und nun sieh, Maria, wie schmerzlich oft der Aeltern Hoffnungen getäuscht werden! Ich rede nicht davon, daß die Kinder oft durch eine bittere Schule von Leid und Trübsal hindurchgehen müssen, welche Aelternvorsicht und Mühe nicht von ihnen abwenden kann; denn Alles, was von der Hand Gottes

kommt, ist nur gut und gnädig, und wenn unser Herzblut dabei fließen sollte. Aber ich rede von dem Elende, in welches die Kinder, wenn sie erwachsen sind, sich durch eigene Schuld stürzen. Wenn ein Vater seinen Sohn auf dem Wege des Lasters und Verbrechens einhergehen, wenn eine Mutter ihr Kind der schandbaren Lust der Welt verfallen sieht, wenn der Kinder lasterhaftes Leben Spott und Hohn, Schmach und Schande auf der Aeltern Haus wirft, und Vater und Mutter mit tödtlichem Gram und Herzeleid erfüllt, also daß sie mit Jammer in die Grube fahren, meinst Du nicht, Maria, daß es dann für solche arme Aeltern ein gar großer Trost wäre, wenn diese ihre Kinder durch einen frühzeitigen Tod solchem Elende entgangen wären? Ich will lieber mein letztes Kind zu Grabe tragen, als den Herrn stürmisch bitten, daß er mir es lasse; denn ich weiß nicht, wie ich später dem Herrn danken würde, hätte er meine Bitte nicht erhört. Wo ein Vater sich seines Kindes schämen muß, da wäre der Todesengel an des Kindes Wiege eine Gnadenbotschaft Gottes gewesen. Ein Solches dürften wir dann nicht von unserm Söhnlein fürchten.“

Maria hörte dies schweigend, aber mit der Miene schmerzlichster Betrübniß an. Das sind solche Stunden in unserm Leben, wo uns die Liebe zu den Unsrigen die Ergebung in Gottes Willen schwer macht. Auch Gerhardt selbst erschien nicht völlig so ruhig, als er es von seinem Weibe verlangte. Mit banger Sorge lag sein Blick auf den Augen des kranken Kindes, als

fürchte er jeden Augenblick, daß sich dieselben für immer schließen würden.

In dieser bangen Stunde, wo die gebeugten Aeltern weder Auge noch Ohr für die Außenwelt hatten, wo alles Sinnen und Sorgen und alles Leben der Seele sich um das sterbende Kind sammelte, entstand auf einmal vor dem Hause ein ungewöhnlicher Lärm und ein verworrenes Getöne von Männerstimmen, die eben keinen guten Geist verriethen. Als Gerhardt dies vernahm, durchfuhr wohl ein Schreck seine Seele, ein entsetzlicher Mißlaut mit dem tiefen Herzeleide, das er um seines Kindes willen litt; indeß hoffte er, der Lärm werde wohl vorüberziehen. Aber er täuschte sich; das Getöse schwoll immer mehr an; sein Name wurde ganz deutlich von mehreren Seiten her gehört, und polternde Schritte ließen sich in der Hausflur und bald darauf auf der Treppe hören.

„Um Gottes willen!“ rief die Hausfrau aus. — „Was soll geschehen? Soll unser armes Kind nicht einmal in Ruhe sterben.“

Noch ehe Gerhardt antworten konnte, trat seine Schwägerin, die Wittwe Fromm herein und meldete eine Anzahl Bürger, welche dringend mit ihm zu sprechen wünschten.

„Laßt sie nicht vor Euch,“ rief Maria ihren Gatten in höchster Angst zu. „Das sind keine guten Freunde; — das sind Eure Feinde und Widersacher, die Euch verderben wollen! Ach soll denn unser armes Kind nicht in Frieden seine Augen schließen dürfen?“

„Beruhige Dich, Maria,“ bat der Gatte. „Fürchte nicht sogleich das Schlimmste. Sind es Bürger, die mich suchen, so darf ich mich nicht verleugnen. Noch bin ich ihr Seelsorger, noch ist der Schwur nicht gelöset, der mich mit Hab und Gut, mit Seele und Leib an meine Gemeinde bindet. Geht Frau Schwägerin und führt die Leute in das große Zimmer, denn hierher an das Sterbebett unsers Kindes möchten sie doch nicht treten.“

„So wollt Ihr doch in diesen schweren Stunden mich verlassen?“ fragte die Gattin unter Thränen. „Wollt Ihr Euer letztes Kind nicht sterben sehen? Wollt Ihr mich mit meiner Angst, mit meinem zerrissenen Herzen allein lassen? Wollt Ihr zu meiner Seelenqual um den Sohn noch die um Euch legen?“

„Maria,“ entgegnete Gerhardt ernst. „Warum nur Furcht und Angst, und keine Hoffnung? Steht nicht unser Leben und Tod in Gottes Hand? Kann der allmächtige und allbarmherzige Vater im Himmel nicht zu diesem Kinde sprechen: Stehe auf! Und was soll mir mitten unter meiner Gemeinde für ein Leid geschehen? Darum fasse Muth, mein theures Leben; ich höre, wie ungeduldig sie meiner warten. Sende mir, wenn ich nicht sogleich zurück komme, Botschaft, wie es mit unserm Kinde steht. Bete und wache, Maria, daß Du nicht in Versuchung fallest.“

Darauf beugte er sich über des Kindes Haupt, küßte die kalte Stirn und die halbgebrochenen Augen und verließ mit verhaltenen Thränen das Zimmer.

Als er in den Vorsaal trat, erschrak er fast; eine dichtgedrängte Menge von Männern stand da versammelt, welche bei seinem Anblicke ihre Häupter entblößten. „Was wollt ihr lieben Leute?“ fragte Gerhardt.

Da trat Meister Schumann vor und sagte im Tone mühsam verhaltener Aufregung: „Gott sei Dank, daß wir Euch noch sehen, ehrwürdiger Herr. Es läuft das Gerücht durch die Stadt, der Churfürst habe Euch nach Spandau abführen lassen. Aber was noch nicht geschehen ist, kann noch geschehen. Darum wollen wir hier in Eurem Hause bleiben und Euch bewachen. Gnade der Hand, die Euch anrühren will, und wäre es der Churfürst selber. Nicht wahr, Mitbürger und Freunde?“

Ein wildes Getöse lief durch die versammelte Menge, das in schauerlichem Tone durch die engen Räume hinschallte. „Ich bitte euch um Gottes willen,“ rief Gerhardt dazwischen, — „mäßiget euch, meine lieben Freunde. Da drinnen liegt mein Kind im Sterben! Schont meines armen Weibes.“

„Das thut uns Leid,“ entgegnete Meister Schumann; „aber wir sind auch sterbende Seelen. Wir sind am innersten Herzen angegriffen. Wir haben lange ruhig zu gesehen, während unser Herzblut floß! Wir haben uns einen Prediger nach dem andern vertreiben lassen, wir haben es geschehen lassen, daß Herr Gigas wie ein armer Sünder in Ketten und Banden gelegt ward. Wo früher sechs Geistliche für unsrer Seelen Heil arbeiteten, da ist jetzt nur noch Einer, Herr Lorentz; und auch dieser will uns verlassen, wie die

Sage geht. Ihr, Herr Gerhardt, seid nun der letzte, auf welchem unsere letzte Hoffnung steht. Wir haben es uns geschworen, wir lassen Euch kein Leids geschehen, und kostete es Gut und Blut.“

„Aber lieber Meister Schumann,“ erwiderte Gerhardt — „ich bitte Euch nochmals, mäßigt Euch. Ihr seht ja, daß mir kein Leids geschehen ist. Wollt Ihr durch Euren Ungestüm denn die letzte Hoffnung, die uns noch geblieben ist, vernichten?“

„Wir haben keine andere Hoffnung, als die auf Euch,“ fuhr der Meister in seinem Eifer fort. „Wir wollen zeigen, daß lutherische Bürger nicht feig und muthlos zusehen, wenn ihr Glaube soll vernichtet werden. Darum bitten wir Euch, tretet Euer Amt wieder an, redet und sprecht ohne Furcht und Scheu, vertheidigt unser Kleinod und wir schwören es Euch, es soll Euch nur dann ein Leids geschehen, wenn Keiner von uns mehr am Leben ist.“

„Das ist keine gute Rede,“ entgegnete Gerhardt. „Das lautet wie Aufruhr gegen Gesetz und Obrigkeit!“

„Und wer ist Schuld daran?“ fragte Schumann schnell. „Haben wir nicht Alles gethan, was uns möglich war? Sind wir je mit Bitten und Flehen müde geworden? Haben wir nicht still gehalten, während unser Herz aus tausend Wunden blutete? Aber nun geht es nicht länger! Ist unser lutherischer Glaube mit einem Male eine Lüge geworden, daß er ausgerottet werden muß? Sollen wir etwa von Reformirten uns predigen lassen? Sollen wir lustig und fröhlich daheim

ſitzen, wenn unſere treuen Seelſorger ins Elend vertrieben werden, oder wenn ſie in finſtern Kerkern ſchmachten, als wären ſie gemeine Verbrecher? Sollen wir denn ſelber mit Hand anlegen, um Euch, Herr Gerhardt, aus dem Lande zu treiben, oder in Ketten und Banden zu legen, deshalb, weil Ihr uns Gottes Wort gepredigt habt?"

„Meiſter Schumann," ſagte Gerhardt, — „ich lobe Euren Eifer um unſern lutheriſchen Glauben; aber hütet Euch, daß Ihr nicht etwa mit Unverſtand eifert. Daß meiner Perſon noch kein Leids geſchehen iſt, ſehet Ihr, und ich verſichere Euch, daß ich nicht die geringſte Urſache habe zu fürchten, es könne mir irgend ein leibliches Uebel geſchehen."

„Ihr denket viel zu edel dazu," entgegnete der Meiſter — „aber wir wiſſen das beſſer. Wiſſet Ihr, lieber Herr, was wir zu erwarten haben? Wiſſet Ihr, was die ganze funfzigjährige Feindſchaft gegen unſer Lutherthum zu bedeuten hat? Nichts Geringeres, als Ausrottung unſers Glaubens! Wir ſollen mit Gewalt Reformirte werden, und wahrlich die Verzweiflung könnte uns bald dazu bringen. Wo hört man jetzt noch den lutheriſchen Glauben predigen? Weder zu St. Nicolai, noch zu St. Petri, noch im Kloſter, noch im Gertrudenkirchlein. Es iſt eine Zeit des Glaubenskampfes, und wir ſollen dabei ruhig bleiben? Die Reformirten thun Alles, um ihren Glauben zu ſchützen, und wir ſollen unſern ruhig angreifen laſſen? Hoffet Ihr wirklich Gutes von den Calviniſten, welche das

heilige Sacrament des Altars schänden? Hättet Ihr es noch nicht erfahren, daß die Zwinglianer, die Manichäer, was die Reformirten eigentlich sind, im Herzen ganz anders glauben, als sie mit dem Munde bekennen? Hat es nicht der Hofprediger Stosch zur Genüge an den Tag gelegt, daß er mit seiner äußern Freundlichkeit nur auf unser Verderben sinnt? Haben nicht jene Sacramentirer auf ihren Kanzeln unsern lutherischen Glauben geschmäht und uns verketzert? Und was ist ihnen geschehen? Nichts; sie leben herrlich und in Freuden, sie sammeln Schätze und bauen sich Häuser, sie stehen in hohen Würden und Ehren; aber unsere Geistlichen leben im Elende und im Kerker."

„Meister Schumann, sagte Gerhardt — „wenn Ihr Eure Rede nicht mäßigen wollt, so muß ich Euch bitten, daß Ihr mein Haus verlasset. Es kann es Keiner unter Euch schmerzlicher fühlen, als ich, wie traurig der jetzige Zustand unserer Kirche ist; aber auf solche aufrührerische Weise kann es nicht besser werden. Ich kenne Euch, Meister Schumann, Ihr habt ein leicht entzündliches Gemüth, aber wenn Ihr ruhiger geworden seid, nehmt Ihr gern Lehre und Vermahnung an. Darum bitte ich Euch, — kämpfet gegen den bösen Geist des Aufruhrs und lasset Euch für jetzt nur so viel bedeuten, daß die Gefahr für unsern Glauben, wie für uns Prediger nicht so groß ist, als Ihr meinet."

„Ehrwürdiger Herr," erwiderte der Bürger in einem ruhigern, schmerzlich bewegtem Tone — „Ihr solltet nur sehen, wie es in unsern Häusern aussieht,

Ihr würdet uns nicht verdammen. Sonst Freude und Fröhlichkeit, wenn der Sonntagsmorgen über uns aufging; ich hätte den lutherischen Bürger sehen mögen, der zu Hause geblieben wäre, wenn sie zur Kirche läuteten. Es war eine heilige Lust, im Hause Gottes zu sitzen und seine Seele an dem Worte Gottes zu weiden. Jetzt ist jeder Sonntag ein Trauertag für uns, wir haben Kirchen, aber keine Prediger, wir haben Hunger und Durst nach dem lautern Evangelio, aber es ist eine Theurung im Lande. Besuchet ein Nachbar den andern, so giebt es nur Trauer und Herzeleid. Wir haben Kranke und Sterbende, welche nach dem heiligen Abendmahle verlangen, aber es ist Niemand da, der es ihnen verabreicht. Womit haben es wir denn verschuldet, daß wir in die Wüste geschickt werden? Ist es recht, die arme Gemeinde zu strafen, wenn die Geistlichen ihrem Schwure getreu sind? Nehmt es nicht für ungut, ehrwürdiger Herr, — wenn Ihr Trost habt, wo wir keinen haben, warum prediget Ihr uns nicht? Warum steiget Ihr nicht in Gottes Namen die Kanzel hinauf, und verkündigt uns den Trost?"

Diese Frage brachte eine Röthe der Verlegenheit auf Gerhardts Angesicht; doch ehe er noch antworten konnte, fuhr Meister Schumann fort? „Gesteht es uns nur, lieber Herr, Ihr habt selber wenig Hoffnung auf eine bessere Zukunft für unsere Kirche. Es wird uns zuletzt nichts übrig bleiben, als mit Weib und Kind auszuwandern, oder, wovon uns Gott in Gnaden behüte,

reformirt zu werden; denn dieſen unſeligen Zuſtand können wir nicht lange mehr ertragen.“

„Nein, nicht länger mehr,“ ſchrie es aus der Menge — „nicht einen Tag mehr.“ — Dann fuhr eine einzelne Stimme fort: „Lieber wollen wir papiſtiſch werden, als die calviniſche Gotteslästerung annehmen!“

„Ja, ja,“ wiederholte die Menge im rauhen Durcheinander — „lieber papiſtiſch, als calviniſch. So haben unſere Väter gedacht, und ſo denken auch wir.“

„Da ſei Gott vor, daß es ſo weit komme,“ ſagte Gerhardt. — „Gewiß, lieben Freunde, ihr fürchtet zu viel. Irgend ein unglückſeliges Mißverſtändniß hat eure Gemüther erregt! Oder hättet ihr auf einmal das Vertrauen zu unſerm himmliſchen Hirten verloren? Denket ihr nicht an das Wort des Herrn: Fürchte dich nicht, du kleine Heerde! Es iſt eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben?“

„Wenn wir auch daran denken,“ entgegnete Meiſter Schumann, — „ſo giebt es uns doch keinen Troſt. Leget uns dies Wort aus, kommt mit uns, wir wollen Euch im Triumphe zur Kirche führen. Predigt uns dies Wort von der Kanzel!“

„Ja, zur Kirche,“ wiederholte es in der Menge, und ein Theil der Bürger machte ſchon Anſtalt, die Treppe hinabzugehen und Bahn zu machen.

„Halt,“ rief Gerhardt ihnen zu, und ein heiliger Eifer erfüllte ſeine Seele: „Soll ich ein Rottenprediger ſein? Wollt ihr mit Toben und Schreien in das

Haus Gottes einziehen? Wollt ihr durch eure aufrührerische Art unsern Widersachern die Waffen zu unserer Vernichtung in die Hände geben?"

„Ehrwürdiger Herr," sagte Meister Schumann. „Die Noth treibt zum Aeußersten, aber Böses haben wir nicht im Sinne. Wir sind Alle unbewaffnet, wir haben nichts, als unsere Hände, Euch zu schützen, nichts als unser Wort, Euch zu bitten, daß Ihr uns in dieser Noth nicht verlassen sollt. Ja, lieber Herr, Etwas muß geschehen, wenn unser Lutherthum nicht zu Schanden werden soll. Die Reformirten jubeln über unsere Noth! Wohin wir kommen, sehen wir unter den Lutherischen nur Kummer und Herzeleid, aber Freude und Siegeslächeln bei den Reformirten. Sie halten unsere Sache für verloren und höhnen und spotten über uns in Blick und Wort. Herr, soll ein lutherischer Bürger das ruhig mit ansehen? Haben unsere Väter um deswillen Gut und Blut für unsern Glauben geopfert, daß er jetzt zum Spott der Calviniſchen werden soll? Das ist aber kein Wunder, wenn es geschieht. Es ist ja Niemand mehr da, der unsern Glauben predigt; die Kirchen stehen leer und die Prediger sind vertrieben. Lieber Herr, wir wollen es Euch nur gestehen, wir sind hierher gekommen, Euch zu bitten, daß Ihr uns eine Predigt halten möget. Auf Euch stehet unsere letzte Hoffnung; wenn Ihr schweigen wollt, ist Alles verloren. Darum kommt mit uns; wir wollen ruhig und still Euch begleiten. Ich sage Euch, wenn Ihr hinaus tretet und den Weg zur Kirche einschlagt, so wird

die ganze lutherische Bürgerschaft Euch folgen. Die warten nur auf ein Zeichen, daß Ihr noch Muth habt, unserer Sache zu dienen. Darum kommt, lieber Herr, und gebt durch Euer Wort von heiliger Stätte herab uns Muth, Hoffnung und Vertrauen wieder.“

Als Gerhardt schwieg und ernsten, fragenden Blickes auf die Versammlung hinsah, als wolle er sich von der Wahrheit Dessen, was hier geschehen, überzeugen, fuhr Schumann, der das Stillschweigen für Bejahung ansah, in feuriger Rede fort: „Ihr wollt unsere Bitten erfüllen? Gott sei Dank, ehrwürdiger, lieber Herr, daß Ihr das Flehen einer armen zerstreuten Heerde nicht verschmähet! Nunmehr wird Alles wieder gut! Unsere Sache ist noch nicht verloren! So kommt, lieben Mitbürger und Freunde — unser Zug zum Hause Gottes soll ein Triumphzug unseres lutherischen Glaubens sein.“

Und eine freudige Bewegung durchlief die versammelte Menge, und ein Theil eilte bereits jubelnd die Treppe hinab. Da rief Gerhardt ihnen ernst und feierlich zu: „Wollt ihr gehen, so gehet; meine Macht ist zu schwach, euch zu halten, ich aber bleibe und will Gott auf meinen Knieen bitten, daß er den Aufruhr eures Herzens stille. Das ist nicht Christi Geist, der euch treibet. Ich wiederhole es euch, ich bin kein Rottenprediger! Die Furcht des Herrn soll den Christen in die Kirche führen, aber nicht unverständiger Eifer! So geht denn, — ich aber bleibe!“

Wie ein Donnerschlag schlug dies ernste, ruhige

Wort die erhitzten Gemüther nieder; trauernd kehrten die Bürger zurück und stellten sich auf dem Saale wieder auf. Meister Schumann aber sagte: „So ist denn Alles verloren. So wollen wir gehen und unser Lutherthum zu Grabe tragen. Wir wollen unsere eigenen Kirchen zuschließen und mit Weib und Kind dahin wandern, wo es noch lutherische Prediger giebt.“

„Sündiget nicht,“ rief Gerhardt aus und Thränen füllten sein Auge. „Dies Euer Wort durchbohrt meine Seele. Um meines lutherischen Glaubens willen habe ich seit Jahren Schmach und Spott getragen, habe mich meines Amtes entsetzen lassen, erleide seit vielen Tagen Gewissensqualen, die Ihr nicht kennt und nicht zu ermessen versteht, — mein ganzes Leben giebt Zeugniß, daß ich ein lutherischer Christ sein will, und Ihr scheltet mich einen treulosen Hirten meiner Heerde! Das ist hart!“ —

„Nicht also, lieber Herr,“ sagte Schumann schnell und im Tone herzlicher Abbitte. — „Gott ist mein Zeuge, daß ich Euch nicht weh thun wollte. Nicht Euch galt mein Wort, sondern dem Lande, in welchem wir leben, dem Fürsten, der mit Verbannung und Kerker gegen unsern Glauben streitet. Herr, — wir sind ohnedies schon unglücklich genug, daß wir eine geschlagene, zerstreute Heerde sind; wenn nun noch Euer Fluch uns in unser Elend nachfolget, so können wir immerhin unser Grab graben; denn ich weiß Keinen, welchen der Gram darüber nicht bald das Leben nähme.“

„Nun so beruhigt euch, liebe Bürger,“ bat Ger-

hardt im milderen Tone. „Geht still und ehrbarlich nach Hause, und ruft nicht durch euren Ungestüm die Macht unserer Widersacher gegen uns auf. Wir leben in einer prüfungsreichen Zeit, die aber nicht segenslos über uns hingehen wird, wenn wir treu verharren bis ans Ende. Geht ruhig an eure Arbeit und vertrauet euch mit Leib und Seele dem Herrn, der Alles wunderbarlich hinausführt. Sucht die Ehre eines lutherischen Bürgers darin, daß ihr zwar vest und unbeweglich, männlich und stark bleibet in eurem Glauben, und nicht einen Buchstaben weichet von dem Worte, auf welches ihr gesetzet seid, aber daß ihr dabei wandelt, wie sich's gebühret eurem Berufe, darinnen ihr berufen seid, mit aller Demuth und Sanftmuth und Geduld und vertraget Einer den Andern in Liebe, und seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens. Meidet allen bösen Schein! Alle Unordnung, aller unverständiger Eifer, alle Gewaltthätigkeit sei fern von euch und denket an das Wort des Apostels: Ringet darnach, daß ihr stille seid und das Eure schaffet, und arbeitet mit euren eigenen Händen, wie wir euch geboten haben; auf daß ihr ehrbarlich wandelt gegen Die, die draußen sind und ihrer Keines bedürfet. Noch kann ja Alles gut werden und besser, als es der Augenblick hoffen lässet. Darum tröstet die Kleinmüthigen, traget die Schwachen, seid geduldig gegen Jedermann. Sehet zu, daß Niemand Böses mit Bösem Jemandem vergelte; sondern jaget allezeit dem Guten nach, Beides, untereinander, und

gegen Jedermann. Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebete. Ja, Freunde, betet ohne Unterlaß; denn getreu ist Der, der euch berufen hat, welcher wird es auch thun und wird zu seiner Zeit euch erhören, und Alles wohl hinausführen. Er aber, der Gott des Friedens, heilige euch durch und durch, und euern Geist ganz, sammt der Seele und Leib müsse behalten werden unsträflich auf die Zukunft unsers Herrn Jesu Christi!"

Diese milde, versöhnliche Rede aus dem Munde eines treuen, frommen Dieners des Herrn brachte Ruhe und Friede in die aufgeregten Seelen, und die todtengleiche Stille, mit welcher die Bürger die Worte ihres Seelsorgers hinnahmen, war zugleich ein Zeugniß von der Liebe und Achtung, mit welcher ihre Herzen gegen ihn erfüllt waren, und zugleich von der geistigen Macht, welche er über sie ausübte. Sie standen vor ihm mit gesenkten Augen, als schäme sich jetzt ein Jeder des aufrührerischen Eifers, mit welchem sie ins Haus eingedrungen waren.

Aber die Ruhe war nur eine trügerische, — ein gewaltsam verdecktes Feuer, welches dann um so wüthender wieder hervorbricht, wenn die Decke auch nur auf einer Seite durchbrochen wird. Als nämlich die Bürger in dieser Todtenstille noch einige Augenblicke verharrten, und Gerhardt sich bereits anschickte, ins Zimmer zu seiner geängsteten Gattin zurückzukehren, wurden auf einmal in der untern Hausflur Männertritte laut, die hastig und eifrig näher kamen. Dies

brachte einen Schreck in die ganze Verſammlung, und Einer brach plötzlich in die Worte aus: „Das ſind die churfürſtlichen Trabanten! Unſer Herr Gerhardt ſoll nach Spandau abgeführt werden! Auf, zur Hilfe!“

Dieſer Aufruf fuhr wie ein zündender Blitz in die noch glimmenden Gemüther. „Laſſet ſie nicht herauf!“ — rief es von allen Seiten — „verwahret die Treppe! Sie mögen kommen, wenn ſie ihres Lebens überdrüſſig ſind!“ Und während ein Haufe ſich gegen die Treppe drängte, umſchloß der andere in einem dichten Kreis den bedrängten Gerhardt, auf deſſen Seele die ſo ängſtlich gemeldete Ankunft der Trabanten einen tieferſchütternden Eindruck gemacht hatte. In demſelben Augenblicke aber, mitten in dieſem entſetzlichen Lärm öffnete ſich die Stubenthüre und die arme, unglückliche Hausfrau erſchien händeringend an derſelben unter lautem Weinen: „Gerhardt, Gerhardt, wollt Ihr unſer Kind ſterben ſehen, ſo kommt.“ —

Gerhardt aber ſtand wie eine Bildſäule unter der tobenden Menge. Er hörte weder ſeines Weibes Klageruf, noch das fortdauernde Geſchrei der Bürger. Mit gefalteten Händen und geſenktem Haupte verharrte er regungslos, als warte er des Rathes, der von Oben kommt in ſolcher Noth. Ein lautes Wort auf der Treppe, welches durch allen Lärm erſchütternd hindurchdrang, weckte ihn plötzlich zum neuen Leben auf und er rief, gebietend wie ein Fürſt und in aller Würde ſeines Weſens: „Laſſet ab von mir, verblendetes Volk! Gottes Hand

über Den, der den Weg der Obrigkeit aufhält. Gebt die Treppe frei!“

Und gleich darauf ertönte eine Stimme von dort her: „Schande über euch, die ihr wie mord- und raubsüchtige Rotten einzieht in das Haus eures Seelenhirten! Durch alle Straßen der Stadt läuft das Gerücht von Aufruhr und Gewalt, — und ihr seid es, ihr lutherische Bürger! Schande über euch, daß ihr solche Schmach über unsere Kirche bringt.“

„Meister Jung,“ rief Gerhardt aus, und eine Last fiel von seinem Herzen. „Ihr seid es? Wo sind die Trabanten, die mich gefangen nehmen sollten?“

„Ehrwürdiger Herr,“ antwortete Meister Jung — „nur die Feinde unserer Kirche können ein solches Gerücht verbreitet haben, und niedrige Feiglinge sind es, welche solchen Gerüchten Glauben schenken. Meister Schumann, haltet Ihr so Euer Wort? Habt Ihr gestern abends, wo Euch ein gleicher aufrührerischer Eifer beseelte, nur zum Scheine uns versprochen, daß Ihr keinen Gewaltschritt begehen wollt? Seid Ihr wirklich umhergezogen, und habt wie ein Werber eine Rotte zusammengeworben? Was wollt Ihr hier? Wollt Ihr das Schwert, das noch in der Scheide steckt, über unsere Häupter hängen lassen? Wollt Ihr das Werk, das wir bisher in Ehren begonnen und in Ehren behauptet haben, in Unehren vollenden?“

„Wir haben nicht Uebles gethan,“ entgegnete Meister Schumann finster, obgleich im Tone des Klein-

muthes. „Wollt Ihr uns schmähen, wenn wir unsere Hände zum Schutze unsrer Prediger bieten?“

„Gott verhüte,“ sagte Jung schnell — „daß wir auf solche Weise unsere Kirche und unsere Prediger schützen! Wir wollen keinen Aufruhr! Unsere Geduld, unsere Treue soll unsere Widersacher ermüden, gegen uns zu kämpfen, aber keine Werke der Gewalt!“

„Wir haben auch keins gethan,“ fuhr Schumann etwas muthiger fort: „Wollt Ihr es uns zur Sünde, zum Verbrechen anrechnen, wenn wir nach Gottes Wort Verlangen tragen? Bringt es wirklich Schande über eine Gemeinde, wenn sie in gemeinsamer Bitte vor ihren Prediger tritt und spricht: Predige uns! Sättige uns, denn wir hungern und dürsten?“

„Ja,“ versicherte Meister Jung ernsten Tones — „es bringt Schande, wenn es also geschieht, wie ihr gethan habt. Ist es Feigheit, ist es Treulosigkeit, ist es Unlust an Gottes Wort, wenn Herr Gerhardt ansteht, seines Amtes wieder zu warten? Nein — es ist die heilige Stimme des Gewissens, und wer diese nicht achtet, schändet sich und seine Sache. Darum fordere ich euch auf, Mitbürger und Freunde, gehet ruhig und still nach Hause; vorher aber bittet Herrn Gerhardt um Verzeihung —“

„Nein, nein,“ unterbrach Gerhardt den Meister schnell — „es hat mich Keiner beleidiget. Ein unglückseliges Mißverständniß hatte diese Alle hierher geführt. Gott aber sei Dank, daß es ein Irrthum war. Bittet aber Gott, daß er unserer Sache sich gnädigst erbarme!“

Als hierauf eine Stille eintrat, die für alle Theile peinlich war, trat Meister Schumann hervor und sprach: „Ehrwürdiger Herr, wir rufen Gott zum Zeugen an, daß nur die Treue gegen unsern Glauben, die Lust an Gottes Wort und die Liebe zu Euch uns hierher geführt hat. Wir wollten Euch Gutes thun, aber kein Leids. Wir gehen, aber wir bitten Euch: Vergesset nicht, daß wir eine Heerde ohne Hirten, daß wir Hungernde ohne Speise sind.“

„Geht nicht so von hinnen,“ bat Gerhardt. „Lasset uns in Frieden scheiden und unsere Sache Dem befehlen, der noch nichts in seinem Regimente versehen hat. Das Wort des Allmächtigen kann Berge versenken ins Meer, warum nicht auch unsere Trauer in Freude verwandeln? Mir aber zürnet nicht, wenn ich euern Wunsch und Bitte, meines Predigtamtes zu warten, nicht erfüllen kann. Wie könnte ich euch Frieden predigen, da ich selber keinen habe? Und wenn auch ein großer Theil der Gemeinde keinen Anstoß daran nähme, daß ich im Sinne und Erwartung unsers gnädigsten Churfürsten die Kanzel wieder bestiege, so würde doch nur ein Einziger unter euch, der mich für treulos und schwankend halten könnte, mich bei Gott der Menschenfurcht anklagen können. Ja, und wenn auch Niemand auf Erden eine Gewissensverletzung darin fände, daß ich ein Amt unter solcher stillschweigenden Bedingung wieder annehme, so würde doch mein Gewissen allein laut genug dagegen reden. Noch aber fürchte ich nicht, daß Alles verloren ist; gedenke ich, wie Gott von jeher

die Welt gerichtet hat, so werde ich getröstet. Gedenke ich vor allen Dingen, wie der Herr im Himmel schon einmal, uns Allen unerwartet, das Herz des Churfürsten gelenket hat, warum sollte derselbe Herr, da es unser zeitliches und ewiges Wohl gilt, es nicht auch zum zweiten Male thun? Darum gehet in Frieden, lieben Freunde, und lasset keinerlei Mißtrauen zwischen uns sein. Seid mit mir in guter Zuversicht Dessen, daß, der in uns angefangen hat das gute Werk, derselbige wird es auch vollbringen bis auf den Tag Jesu Christi."

Als nun nach dieser friedlichen Rede die Bürger ihres Weges gehen wollten, öffnete sich abermals die Stubenthüre, und Frau Gerhardt trat heraus, ein seliges Lächeln auf ihrem Angesichte: „Unser Sohn ist gerettet!" rief sie aus; „eben im Augenblicke, wo sein Auge sich zum Tode brechen sollte, schlug er es groß und heiter auf und rief nach Euch! So kommt, lieber Herr, und freuet Euch mit ihm und uns."

Dies Evangelium brachte eine gewaltige Wirkung auf Gerhardts Gemüth hervor. Inmitten der Bürger, das ganze Herz voll von Dem, was hier verhandelt wurde, hatte er ganz vergessen, in welcher Gefahr sein Söhnlein schwebte. Jetzt trat auf einmal seines Weibes Klageruf wieder vor seine Seele; jetzt erst bei der Nachricht des Sieges fühlte er den Schmerz des Todeskampfes seines Kindes. Ueberwältigt von dieser zweifachen Erschütterung sank er auf seine Kniee; helle Thränen stürzten aus seinen Augen — er faltete die Hände und sprach: Vater ich danke Dir! Dieser mein Sohn war

todt, und ſiehe, Du haſt ihn wieder lebendig gemacht! Ach Herr, ich bin es nicht werth, daß Du mit Deinem Siegesworte unter mein Haus kameſt!“

Dann erhob er ſich ſchnell und ſprach zu den noch verſammelten Bürgern: „Jetzt weiß ich's, was der Herr von mir will! Ich ſoll ſelbſt gehen und meine Sache führen. Freunde, betet für mich — morgen früh gehe ich, ſo Gott will, zum Churfürſten.“

Darauf ſchritt Gerhard langſam in ſein Zimmer zurück; an der Thüre harrte die Gattin ſeiner und fiel an ſeine Bruſt und weinte vor Freude.

Die Bürger aber gingen ſchweigend von dannen.

Cap. 10.

Der letzte Versuch.

> Ich wandele fröhlich, denn ich suche deine Befehle. Ich rede von deinen Zeugnissen vor Königen und schäme mich nicht.
>
> Psalm 119, v. 45. 46.

Der alte Obertrabant Nicolaus hatte seinen Ehrenplatz im Vorsaale des churfürstlichen Schlosses eingenommen, als einer seiner Untergebenen zu ihm eintrat und berichtete: churfürstliche Durchlaucht habe einem lutherischen Geistlichen auf sein dringendes und wiederholtes Bitten eine Audienz bewilligt, der Geistliche solle aber so lange hier im Vorsaale verweilen, bis er ins Cabinet gerufen werde.“

„Schon gut!“ erwiderte der Alte finster — „oder vielmehr nicht gut. Ich begreife unsern gnädigsten Herrn nicht, wie er seine kostbare Zeit mit solchen lutherischen Schwarzröcken verschwenden kann. Ich meines Theils werde mich nicht um ihn bekümmern.“

Bald darauf trat Paul Gerhardt in seiner Amtstracht ein. Nicolaus betrachtete ihn von der Seite und da er ihn nicht persönlich kannte, nahm er die Miene eines vornehmen Herrn an, der einen Geringern vor sich sieht, und sich zu entehren meint, wenn er seine Anwesenheit auch nur im Geringsten beachtet.

Gerhardt grüßte höflichst und setzte hinzu: „Ich bin hierher gewiesen worden, um auf weitern gnädigsten Befehl unsers durchlauchtigsten Churfürsten zu warten; darum nehmt mir's nicht übel, wenn ich Euch stören sollte. Ihr seid doch wohl der alte Herr Nicolaus?"

„Zu dienen," antwortete dieser im Tone Eines, der nichts weniger, als dienen will. Darauf trat eine tiefe Stille ein. Der Obertrabant setzte sich an seinen Tisch am Fenster und las in einem großen Buche. Gerhardt war diese Stille eben recht; er bedurfte der Fassung seines Gemüthes, das von den verschiedenartigsten Gefühlen zerrissen war. Er fühlte das Wagniß, vor den gewaltigen Mann zu treten, von dessen Worte das Wohl und Wehe eines ganzen Landes abhing; er mußte sich's gestehen, daß der Muth, der ihn gestern beseelte, heute sehr geschwunden war; ja seine natürliche Scheu und Furchtsamkeit hatte sich bei seinem Eintritte seines innern Menschen so sehr bemächtigt, daß ihn mehrmals die Versuchung überkam, sich augenblicklich und unverrichteter Sache zu entfernen. Und nur die Ueberzeugung, daß er um seines eigenen Friedens willen diesen letzten Schritt habe thun müssen und das Vertrauen auf des himmlischen Schützers Beistand hielt ihn noch zurück

und ließ ihn, wenn auch mit banger Seele, des Ausgangs warten. „Wir haben ja das Wort des Herrn," sprach er zu sich selbst: „Wenn sie euch überantworten werden, so sorgt nicht, wie oder was ihr reden sollt." Und dieses Wortes getröstete er sich.

Dem alten Nicolaus mochte aber doch die Zeit zu lange werden; das Alter ist geschwätzig und kann deshalb nicht lange still schweigen, wenn es Gelegenheit zum Reden giebt. „Ihr seid ein Prediger," sagte er mürrisch zu Gerhardt, ohne ihn anzusehen. „Da versteht Ihr wohl auch die Schrift auszulegen?"

„Das ist allerdings das Amt, zu welchem mich Gott berufen hat," antwortete Gerhardt ruhig und freundlich.

„Nun sagt," fuhr der Obertrabant fort — „da lese ich eben die Stelle: O du Kind des Teufels, voll aller List und aller Schalkheit und Feind aller Gerechtigkeit, du hörst nicht auf, abzuwenden die rechten Wege des Herrn." (Apost. Gesch. 13, v. 10.) Sagt, wisset Ihr nicht, wem das gilt?"

„Das ist," sagte Gerhardt — „das Strafwort des Apostels Paulus zu dem Zauberer Elymas, der den römischen Landvoigt Sergius Paulus auf der Insel Cypern von der Annahme des christlichen Glaubens abhalten wollte."

„Nein, nein," entgegnete Nicolaus ärgerlich, „nicht von damals, von heute rede ich. Wem gilt das Wort heut zu Tage?"

„Allen Denen," erklärte Gerhardt ruhig weiter,

— „welche sich aus bösem Herzen der Ausbreitung des Reiches Gottes entgegenstellen, und Denen, welche den Trost des Evangeliums Andern aus Feindschaft wider Gott zu Schanden machen.“

„Und wisset Ihr diese saubern Leute zu nennen?“ fragte der Obertrabant. „Könntet Ihr sie mir mit Namen aufführen?“ Als Gerhardt verwundert schwieg, setzte Jener schnell hinzu: „Ich will es Euch sagen, — das sind die lutherischen Geistlichen in Berlin und Cöln.“

Gerhardt erschrak durch und durch bei dieser schweren Anklage; aber ehe er das rechte Wort zur Vertheidigung finden konnte, fuhr Nicolaus ungehindert fort: „Und wisset Ihr, wem dies ganz besonders gilt? Dem lutherischen Zänker Paul Gerhardt, vor dessen Namen man sich auf keiner Straße, in keinem Wirthshause mehr schützen kann; ein Mann, der sich's unterstanden hat, der Gnade unsers großen Churfürsten zu trotzen. Mir sind alle Lutherischen ein Greuel, denn ich kann davon erzählen; aber am Meisten hasse ich die lutherischen Prediger und unter diesen am Meisten jenen Paul Gerhardt.“

Daß dieses offene Bekenntniß auf den armen Gerhardt einen tiefen, niederschlagenden Eindruck machen mußte, ist wohl natürlich. Er stand eine Zeit lang völlig stumm und unentschlüssig da, was er thun oder reden sollte; endlich fragte er ziemlich kleinlaut den Obertrabanten: „Kennt Ihr diesen Paul Gerhardt persönlich?“

„Nein,“ entgegnete Nicolaus schnell — „und habe

auch kein Verlangen darnach. Ich habe in meiner Jugend mit lutherischen Leuten eine etwas unangenehme Bekanntschaft gemacht, Ihr versteht mich schon, bei Gelegenheit von Aufruhr und Empörung, von Mord und Blutvergießen, von Diebstahl und Raub; ich darf nur meine Hand ansehen, um zu sehen, was ein Lutherischer gilt."

„Habt Ihr," fragte Gerhardt — „seit jener Zeit keine bessere Meinung von den Lutherischen gewonnen? Habt Ihr auch nicht Einen kennen gelernt, den dieses harte Urtheil nicht trifft?"

„Nicht Einen," behauptete Nicolaus trotzig — „ich habe mir aber auch keine Mühe darum gegeben. Im lutherischen Blute steckt kein guter Geist, darauf lebe ich und sterbe ich."

„Da muß es wenigstens unser Trost sein, daß nicht alle Reformirten so denken," entgegnete Gerhardt ruhig. „Aber sagt mir, warum Ihr den Prediger Gerhardt vor allen andern hasset?"

„Warum?" rief der Obertrabant aus. — „Erstens hasse ich ihn, weil er ein Lutherischer ist; zweitens, weil er ein lutherischer Geistlicher ist; drittens, weil er von seiner Parthei in den Himmel gehoben wird; viertens, weil er ein ungehorsamer Unterthan unsers durchlauchtigsten Churfürsten ist; fünftens, weil er durch seinen Trotz die lutherische Bürgerschaft gegen unsern gnädigsten Landesherrn aufgewiegelt, und sechstens, weil er, wie der hochwürdige Herr Hofprediger Stosch noch

dieſen Morgen ſagte, ein bezahlter Widerſacher des Friedenswerkes unſers großen Churfürſten iſt.“

„Ein bezahlter Widerſacher?“ wiederholte Gerhardt in ſchmerzlichem Tone, weil dieſe Beſchuldigung ihn am Tiefſten kränkte.

„Ja, ja,“ fuhr Nicolaus finſter fort — „dieſer Mann iſt ſeines Amtes entſetzt, er thut nichts mehr, und doch läßt er ſich von ſeiner alten Gemeinde bezahlen. Wofür nähme er denn das Geld, wenn es nicht wäre, um, unbeſchadet ſeines Leibes Nahrung und Nothdurft, in ſeinem Trotze beharren zu können? Sagt nicht die Schrift: So Jemand nicht will arbeiten, der ſoll auch nicht eſſen?“

Gerhardt ſchlug in tiefer Scham ſeine Augen nieder; an eine ſolche Deutung der Unterſtützungsgelder, welche er ununterbrochen von Rath und Bürgerſchaft empfangen hatte und noch empfing, hatte er noch gar nicht gedacht. Es lag eine bittere Wahrheit in dieſer Anklage, und mit einem Male wurde es ihm klar, er dürfe fortan keine Unterſtützung mehr annehmen. „Ihr habt Recht,“ ſagte er mit ſtiller Trauer. „Wer nicht arbeitet, ſoll auch nicht eſſen. Ich hätte nicht geglaubt, daß ich dieſe alte Wahrheit, die ich Andern ſo oft gepredigt habe, für mich ſelber aus Eurem Munde lernen würde. Um dieſer Erkenntniß willen, die mir ſo beſtimmt den Weg meiner Zukunft vorzeichnet, verzeihe ich Euch gern alle übrigen unverdienten, ungerechten Anklagen. Ihr kennt mich nicht, — mein Name iſt Paul Gerhardt. Wenn Ihr mich haſſet, weil ich ein

Lutheriſcher und beſonders ein lutheriſcher Prediger bin, ſo kann ich das nicht hindern. Gottes Gnade hat mich dazu berufen und ich bin ſelig in dieſem meinen Berufe. Wenn Ihr bei der allerdings unverdienten Liebe meiner bisherigen Gemeinde behauptet, daß ſie mich bis in den Himmel hebe, ſo kann ich ſelbſt Euch dagegen verſichern, daß ich im Gefühle meiner Schwachheit und Sünde nur dann meine Augen zum Himmel emporzuheben wage, wenn ich um Licht und Gnade bitte. Daß Ihr mich einen ungehorſamen Unterthan nanntet und mir die Abſicht beilegtet, die lutheriſche Bürgerſchaft durch meinen Trotz, wie Ihr Euch ausdrücktet, gegen unſern gnädigſten Landesherrn aufzuwiegeln, iſt zwar eine harte Beſchuldigung, indeß verzeihe ich ſie gern Eurem langjährigen Vorurtheile und Eurem aufgeregten Gemüthe. Ich könnte, trotz meines ſchon bedeutenden Alters, doch Euer Sohn ſein. Darum will ich Euer Wort hinnehmen, als hätte ein ſtrenger Vater mich gezüchtigt, nicht zu meinem Schaden, ſondern zu meinem Heile. Und nur das Eine erlaubt mir noch: „Wenn Ihr mit dieſem Haſſe gegen uns Lutheriſche aus der Welt gehen und vor Gottes Richterſtuhl geſtellt werden ſolltet, ſo klagt dort nicht eher Andere an, als bis Ihr für Euch ſelber Gnade empfangen habt. Denn wer ſich vor Gott begnadigt weiß, kann ſeinem Bruder nimmermehr zürnen. Dann lernt Ihr dort wenigſtens noch brüderliche Liebe.“

Der alte Obertrabant nahm dieſe Worte mit widerſtreitenden Gefühlen auf. Mürriſch ſchob er die Lippen

vor und drehte sich seitwärts, für den Augenblick unfähig, Etwas zu erwidern. Aus dieser Verlegenheit riß ihn der Eintritt einer dritten Person, welche aus einer Seitenthüre der churfürstlichen Zimmerreihe trat. Es war die Churfürstin Louise, die vorüberging, die liebe, fromme Frau, aus deren Augen die sichere Hoffnung ihrer Kindschaft bei Gott wahrhaft beseligend hervorstrahlte. Als sie den harrenden Prediger gewahrte und dieser in tiefer Verbeugung sie schweigend begrüßte, ging sie freundlich auf ihn zu und sagte: „Ehrwürdiger Herr Gerhardt, Ihr seid es? Wie freut es mich, Euch einmal persönlich danken zu können für Eure lieben, herrlichen Lieder, die so oft mich erquickt und gestärkt haben. Mit Sehnsucht hoffe ich seit Langem auf eine neue Liebesgabe Eures christlichen Gemüthes; aber Ihr lasset meinen Durst ungestillt. Wollt Ihr nicht mehr singen, ehrwürdiger Herr?"

„Churfürstliche Durchlaucht," antwortete Gerhardt. — „O wie gern wollte ich den Herrn preisen in einem neuen Liede; aber wo Angst und Qual die Seele füllen, da sind die Saiten der Harfe zerrissen."

„Vertrauet Gott!" sagte die Churfürstin bedeutsam und in liebreichstem Tone. Dann wohl fühlend, daß sie nicht länger weilen dürfe, beugte sie freundlichst das edle, schöne Haupt vor dem Sänger der Liebe Gottes und schritt langsam aus dem Saale.

Zu gleicher Zeit berief ein eintretender Diener den harrenden Gerhardt in das churfürstliche Cabinet. „Edles, frommes Weib," sprach er bewundernd vor sich

hin und folgte ruhig und gelassen dem Diener.

Friedrich Wilhelm war ganz allein, ohne Zweifel ein günstiger Umstand für den Bittenden. Der Churfürst saß an seinem Arbeitstische und lehnte sich bei Gerhardt's Eintritt in die Lehne seines breiten Armsessels zurück; die tiefe und stille Verbeugung Gerhardt's erwiderte er mit einem leichten, doch nicht unfreundlichen Kopfnicken und rief ihm zu: „Tretet näher! Was wollt Ihr?"

„Zuvörderst," antwortete Gerhardt mit bewegter, unsicherer Stimme, — „Ew. churfürstlichen Durchlaucht meine beßten Wünsche in gehorsamster Unterthänigkeit. Möge Gottes Gnade, Güte und Barmherzigkeit halten und walten über Ew. churfürstl. durchl. hohe Person, Dero herzgeliebte Gemahlin, sämmtliche hochwertheste churfürstliche Prinzen und das ganze hohe Haus Brandenburg. Erwünschtes Wohlergehen an Seele und Leib und eine glückliche, gesegnete Regierung."

Der Churfürst sah ernst fragend auf den Mann, der mit solchem geistlichen Gruße zu ihm eintrat. „Ich danke Euch," sagte er endlich nach längerm Stillschweigen. „Solche Wünsche sind immer angenehm, besonders wenn sie ehrlich gemeint sind, woran ich nicht zweifeln mag. Tretet nur näher, Herr Gerhardt. Sprecht also, was wollt Ihr?"

„Meinem gnädigsten Herrn," fuhr Jener fort, — „den demüthigst-gehorsamsten Dank bringen, daß Ew. churfürstl. Durchlaucht an jenem mir unvergeßlichen

neunten Januar mich wieder in mein Amt gesetzet, auch mir dabei die Unterschreibung der im geistlichen Consistorio bisher üblich gewesenen Reverse in hohen Gnaden erlassen.“

„Was wollt Ihr damit sagen?“ rief der Churfürst mit einem Anfluge von Unwillen aus. „Ihr meint doch nicht etwa, Wir hätten die von Uns gnädigst befohlenen Reverse inskünftige abgeschafft? Nur aus besonderer Gnade für Euch haben Wir Euch, und nur Euch allein, ohne alle Consequenz für die Andern, die förmliche Vollziehung Unserer Befehle erlassen, weil Wir der gnädigsten Hoffnung und Zuversicht leben, daß Ihr auch ohne Subscription Unsern Edicten gemäß Euch halten werdet.“

„Ebendeswegen,“ sagte Gerhardt — „kann Ew. churfürstl. Durchlaucht ich wehmüthigst nicht verhalten, daß ich über diese gnädigste Erwartung in großen Kummer und Betrübniß meiner Seele gerathen bin.“

„Und warum?“ fragte der Churfürst schnell und ungeduldig. „Hütet Euch, daß Ihr die gute Meinung, die Wir bei Eurem Eintritt über Euch faßten, nicht wieder zu Schanden macht.“

„Gnädigster Herr,“ fuhr nun Gerhardt fort — „ich habe keine größere Freude in der Welt, als wenn ich Ew. churfürstl. Durchlaucht, meiner von Gott mir gesetzten hohen Obrigkeit, und nächst Gott, meinem höchsten Wohlthäter, mich unterwerfen und Demjenigen, was Hochdieselben befohlen, nachleben kann.“

„Ist es wirklich also,“ fiel Friedrich Wilhelm

ſchnell ein — „warum thut Ihr nicht, was Wir befohlen haben? Warum tretet Ihr Euer Amt nicht wieder an? Warum laſſet Ihr auf's Neue Vorſtellungen dagegen thun und veranlaſſet den Rath Unſerer Reſidenz Berlin um Euretwillen zu unziemlichen Supplicaten?“

„Weil ich,“ antwortete Gerhardt mit wachſendem Muthe — „hochgedachten churfürſtlichen Edicten ohne Verletzung meines armen Gewiſſens nicht Genüge thun kann. So oft ich darüber vorgefordert und gefragt worden bin, habe ich es jederzeit den Herren churfürſtlichen Räthen geklagt und ihnen dabei zu Gemüthe geführt, wie ich bei ſolchem gnädigſt befohlenen Gehorſam mein lutheriſches Glaubensbekenntniß und beſonders die Concordienformel verlaſſen und von mir legen müßte. Und als ich mit ſolchen Gründen nicht gehört werden konnte, habe ich endlich die Entſetzung von meinem Amte gehorſamſt auf mich genommen und durch die Kraft Gottes faſt ein ganzes Jahr in aller möglichen Stille und Geduld getragen. Sollte ich mich denn nun in Dasjenige, dem ich mich bisher aus höchſt dringender Noth entzogen habe, auf's Neue wieder einlaſſen, würde ich ja nur die Wunden, die ich vorher mit ſo großer Herzensangſt von mir abzuwenden geſucht, mit eigenen Händen in meine Seele ſchlagen.“

„Das iſt,“ entgegnete der Churfürſt mit Bitterkeit und verächtlichem Lächeln — „die alte doppelzüngige Sprache, die Wir von Euch und Euresgleichen zu hören gewohnt ſind. Aeußerliche Unterwürfigkeit und

innerlicher Ungehorsam: Entschuldigung mit Gehorsam gegen Gott, wo Ihr der von Gott Euch gesetzten Obrigkeit gehorchen sollt. Habt Ihr Uns nichts Anderes zu sagen, so nehmt Euren unterthänigsten Abschied und erwartet, was Wir Weiteres um Euretwillen verfügen."

Diese ungnädigen Worte, bestimmt, den armen Mann zu beugen, weckten in Gerhardt's Seele gerade das Gegentheil. Er fühlte, daß die Zeit und Stunde gekommen war, wo er das letzte Mittel versuchen müßte, um seinem Gewissen und den Wünschen seiner Gemeinde genug zu thun. Mit Muth und Vertrauen auf Gottes Schutz und Beistand antwortete er: „Gnädigster Herr, daß meine Versicherung von gehorsamster Unterthänigkeit nicht Lippenwerk, sondern Sprache meines Herzens ist, Dessen wird der allgegenwärtige und allwissende Gott im Himmel Zeuge sein. Habe ich durch diese meine Rede Ew. churfürstl. Durchlaucht Zorn und Strafe verdient, so unterwerfe ich mich freudig Hochdero Züchtigung. Mit Gut und Blut, und Leib und Leben bin ich meinem durchlauchtigsten Herrn zu eigen. Werfe mich mein gnädigster Herrn in Ketten und Banden, oder, was mir noch schmerzlicher ist, nehme mir mein gnädigster Herr Weib und Kind und sende mich ins äußerste Elend, habe ich Solches um meiner Worte und Werke willen verdient, so gehe ich willig und freudig; mit meinem letzten Blutstropfen will ich der Obrigkeit unterthan sein, die Gewalt über mich hat, weil sie von Gott verordnet ist. Aber über

des Gewiſſens Angſt und Freudigkeit richtet nur Einer, der im Himmel wohnet. Ew. churfürſtl. Durchlaucht kann nicht wollen, daß auch nur des ärmſten Unterthanen Gewiſſen beſchwert werde.“

Der Churfürſt blickte finſter auf den muthigen Mann, der ſeine Sache ſo ruhig und würdig führte. Lange und ernſt prüfend ruhte ſein Blick auf ihm, dann ſagte er in mildem Tone: „Sagt Uns, in wiefern Euer Gewiſſen beſchwert wird.“

„Gnädigſter Herr,“ antwortete Gerhardt mit freudigem Muthe: „Am achtzehnten November des Jahres 1651, am Tage meiner Ordination als berufener Propſt der Kirche zu Mittenwalde, ſchrieb ich in das Ordinationsbuch: Ich bekenne und gelobe, daß die Lehre, welche in dem erſten und unveränderten augsburgiſchen Bekenntniſſe und deſſen Apologie, in den ſchmalkaldiſchen Artikeln, in den beiden Katechismen Lutheri und in der Concordienformel begriffen iſt, auf den klarſten und veſteſten Grundlagen prophetiſcher und apoſtoliſcher Schrift beruhe, und daß ich in derſelben bis an mein Lebensende mit Gottes gnädigem Beiſtande beharrlich verbleiben will! Dieſes heilige Gelübde, was ich in der feierlichſten Stunde meines Lebens wohlwiſſend und aus treuem Herzen dem dreieinigen Gott abgelegt habe, und auf welchem der Grundſtein meines Glaubens und meiner ewigen Hoffnung ruht, dieſes heilige Gelübde iſt das unauflösliche Band, welches mein Gewiſſen bindet, und Ew. churfürſtliche Durchlaucht kann in hohen Gnaden nicht wollen, daß ich mit

Wiederantritt meines Amtes solches mein Gewissen verstöre und belaste.“

„Ihr irrt sehr,“ entgegnete der Churfürst mit mühsam verhehltem Unwillen — „wenn Ihr meinet, daß Wir die lutherischen Prediger Unserer Lande von ihren symbolischen Büchern wollten abwendig machen. Wir sind, Gott sei Dank, in Unserm reformirten Glauben so ruhig und glücklich, daß Wir gern Andern den Glauben lassen, auf welchem sie wollen selig werden. Wir wollen und werden es aber nun und nimmermehr dulden, daß Ihr Lutherischen unsern Glauben verlästert, verketzert und verdammet. Und weil namentlich die Concordienformel in offenbarer Feindschaft gegen uns Reformirte geschrieben ist, und allen lutherischen Predigern der Verdammungsspruch gegen die Reformirten darin in den Mund gelegt wird, so wollen Wir nicht mehr dulden, daß diese Schrift als lutherische Bekenntnißschrift angesehen werde.“

„Ew. churfürstliche Durchlaucht wollen mir gnädigst gestatten,“ sagte Gerhardt — „ein Wörtlein zur Vertheidigung dieser Hauptschrift unserer lutherischen Kirche vorzubringen. Wenn nämlich auch diese Concordienformel erst etwa dreißig Jahre nach Luthers Tode abgefaßt worden ist, so hat doch Luther selbst schon den Grund dazu gelegt; denn bereits im Jahre 1536 sind die Artikel einer christlichen Vergleichung zwischen sächsischen und oberländischen Theologen von Luther und und vielen andern Geistlichen beider streitenden Theile zu Wittenberg angenommen und unterschrieben wor-

den. Auch iſt dieſe Schrift auf dem lautern und unveränderten Inhalt der augsburgiſchen Confeſſion aufgerichtet und ſtreitet auch nicht zum kleinſten Theile mit dem darin von Fürſten und Städten öffentlich vor Kaiſer und Reich abgelegten Bekenntniſſe. Wenn nun dieſe Concordienformel auf Veranſtaltung des hochſeligen Churfürſten Auguſt von Sachſen von mehreren der angeſehenſten Theologen mit Zugrundlegung der vorhandenen Bekenntnißſchriften entworfen worden iſt, und dieſelbe nichts weniger, als ein neues Glaubensbekenntniß einführen, ſondern nur das rechte Verſtändniß der augsburgiſchen Confeſſion ſichern ſoll; wenn ferner dieſe Schrift, als einzig nach dem göttlichen Worte, welches doch die alleinige Glaubensregel iſt, abgefaßt, den rein bibliſch-lutheriſchen Lehrbegriff gründlich entwickelt und auf immer veſtſtellt und deshalb alles Fremdartige ausſcheidet, wenn dieſelbe von drei durchlauchtigſten Churfürſten, von Sachſen, Brandenburg und der Pfalz, als den kräftigſten Beſchützern unſerer lutheriſchen Kirche, und außerdem von vielen Herzögen, Fürſten, Grafen und Herren und freien Reichsſtädten und von zwölftauſend lutheriſchen Lehrern und Gemeinden im deutſchen Lande angenommen und unterzeichnet worden iſt, wenn in den Landen, in welchen durch die Unterſchrift des hochſeligen Ahnherrn Ew. churfürſtlichen Durchlaucht, des Churfürſten Johann Georg, doch dieſe Schrift rechtliche Geltung erlangt hat und als Grundſtein der lutheriſchen Kirche Hochdero Lande anzuſehen iſt, ich als berufener und verord-

neter lutherischer Prediger meinem mir abgeforderten Schwure getreu darauf verharren, wenn ich auf dieser köstlichen Perle unsers lutherischen Glaubens, auf welche Tausend und Abertausend die Hoffnung ihrer Seligkeit gegründet haben, und die mit so namenlosen Mühen und Sorgen und Opfern unter Gebet und Flehen und vielen Thränen in die christliche Krone eingesetzt worden ist, wenn ich auf dieser köstlichen Perle meinem heiligen Gelübde gemäß leben und sterben will, mag dann Ew. churfürstliche Durchlaucht nicht die Angst meines Gewissens begreifen, die mich foltern muß, so ich auch nur im Geringsten daran wankend würde?"

„Das ist calovscher Geist, der aus Euch redet," sagte der Churfürst finster, — „der Geist jenes Mannes, dessen blinder Ungestüm und unchristliche Verdammungssucht den edlen Calixt zu Tode gequält hat, und der aus seinem Grabe noch den Saamen der Zwietracht und der Verketzerung über schwache, verblendete Gemüther ausstreut. Wir wissen, Ihr seid ein treuer Anhänger jenes wittenberger Eiferers, der es einst bei Gott wird zu verantworten haben, welches Unheil er über die christliche Kirche bringt."

„Ich rufe Gott zum Zeugen vor Ew. churfürstl. Durchlaucht an," sagte Gerhardt feierlichst — „daß ich auf keinem andern Grunde stehe, als auf dem der Schrift, wie dieselbe in den Bekenntnißschriften unserer Kirche ausgelegt und als Glaubensformel zusammengestellt ist. Gnädigster Herr, eher kann ich in den Tod gehen, als von meinem Gelübde lassen."

„Und was ist das für ein Gelübde?“ fragte Friedrich Wilhelm schnell und im ungnädigsten Tone. „Das Gelübde, uns Reformirte zu schmähen, zu lästern, zu verdammen! Ist das etwa eine Tugend der lutherischen Prediger?“

„Churfürstliche Durchlaucht ist mir ungnädig,“ sagte Gerhardt im Tone herzlichen Leidwesens. „Wie hätte ich wagen können, um die hohe und unverdiente Gnade, vor meinem gnädigsten Herrn zu erscheinen, in aller Unterthänigkeit zu bitten, wenn eine solche Schuld meine Seele belastete! Wäre ich nicht der verächtlichste unter allen Menschen, wenn ich angesichts der geheiligten Person unsers gnädigsten Landesherrn von treuem Gehorsam redete, während anderwärts meine Worte und Werke das Gegentheil bezeugten?“

„Wir geben zu,“ erwiderte der Churfürst etwas milder — „daß Ihr nicht zu Denen gehört, die Unsere Person, Unser Friedenswerk verunglimpfen und verketzern, aber beweiset nicht eben Eure versuchte Vertheidigung der Concordienformel, daß Ihr ein geschworner Widersacher Unsers reformirten Glaubens seid?“

„Nun denn,“ sagte Gerhardt, und seine Brust hob sich, als wollte er die höchste Kraft seines Muthes herbeiholen — „ich bin in Ew. churfürstl. Durchlaucht Händen, aber ich kann nicht anders. — Ja, mein gnädigster Herr, mein Schwur, mein Gelübde vor Gott, mein Glaube macht mich zum Widersacher der reformirten Lehre.“

Bei diesem offenen Bekenntnisse erhob sich der

Churfürst heftig von seinem Stuhle; seine Blicke zeugten von Zorn und Grimm, doch schlossen sich plötzlich seine Lippen, als wollte er die aufkeimenden Vernichtungsgedanken zurückdrängen. Dafür lagerte sich ein tiefspöttisches Lächeln auf sein Angesicht und er entgegnete: „Fürwahr, Herr Gerhardt, Ihr habt eine ungewöhnliche Kühnheit!“

„Mein durchlauchtigster, gnädigster Herr,“ fuhr nun Gerhardt fort. „Große, ja wohl strafbare Kühnheit mag in meinen Worten liegen, aber, Gott ist mein Zeuge, kein böswilliges, kein feindseliges Gemüth. Ew. churfürstl. Durchlaucht sind eben so, wie mir, die streitigen Lehrsätze bekannt, welche die beiden Kirchen von einander scheiden. Das Festhalten an dem Einen oder dem Andern ist einzig Sache des Glaubens und Gewissens. Was ich nach dem mir verliehenen Lichte meiner Erkenntniß als unvereinbar mit meinem lutherischen Glauben halten muß, dem kann ich meine Zustimmung nicht geben. Ich kann nicht zugleich lutherischer und reformirter Lehrer und Prediger sein. Wollte ich auch nur mit dem kleinsten Wörtlein oder mit dem heimlichsten Gedanken billigen und gutheißen, was meinem Glauben widerspricht, so wäre ich ein Heuchler und zeitlicher und ewiger Strafe werth. Der Apostel sagt: Ich glaube, darum rede ich! Und das ist mein und aller christlichen Lehrer Vorbild. Eben weil ich glaube, daß in den Bekenntnißschriften unserer lutherischen Kirche das rechte und wahre Verständniß des Evangelii erschlossen und besiegelt ist, eben deshalb muß ich nicht

allein für dasselbe reden, wo es gilt, die Gemeinde im Glauben zu erhalten, sondern ich muß auch dasselbe schützen gegen alle Angriffe von Außen. Und die Zeit ist da, wo ein lutherischer Prediger meineidig würde, wollte er schweigen. Aber, mein gnädigster, huldreichster Herr, Vertheidigung des Glaubens, Darlegung des Irrthums einer andern Kirchengemeinschaft ist noch kein Schmähen, Lästern und Verdammen derselben. Ein Glaube, der zur Sünde an der brüderlichen Liebe treibet, kann nun und nimmermehr der rechte sein. Und hier ist's, wo ich wagen darf, vor Ew. churfürstlichen Durchlaucht nochmals von meiner geringen Person zu reden. Es ist wahr, ich habe jederzeit nach meiner besten, mir von Gott verliehenen Kraft ein gutes Zeugniß meines Glaubens abzulegen gesucht; ich habe keine Gelegenheit vorübergehen lassen, das köstliche Kleinod unsers lutherischen Glaubens in Predigten und Liedern zu preisen, ich habe allezeit, wo mich das Wort der Schrift und der Verlauf des täglichen Lebens dazu getrieben, die Lehre der Reformirten da als irrthümlich darzustellen gesucht, wo sie unsere Kirche als solche dargestellt hat; ich habe auf der Kanzel, am Altare, in den Häusern meiner Gemeindeglieder, vor geöffnetem hochwürdigen Consistorio, von meinem Krankenbette aus gewarnet, gebeten, von unserm lutherischen Glauben auch nicht eines Buchstabens zu weichen, ich habe niemals aufgehört, für die ewige Geltung unserer symbolischen Bücher und namentlich der Concordienformel in die Schranken zu treten, — aber ich habe dabei nicht

mit dem kleinſten Worte geſchmähet, gelästert und verdammet. Gott wird einſt uns Alle vor ſeinen Richterſtuhl fordern und über einen Jeden richten, ob er, wie der Apoſtel ſagt, Gold, Silber, Edelſteine, Holz, Heu oder Stoppeln auf dem einen Grunde, der gelegt iſt, Jeſu Chriſto, aufgebaut hat. Unſer Wiſſen iſt Stückwerk und unſer Weisſagen iſt Stückwerk; wenn aber kommen wird das Vollkommene, ſo wird das Stückwerk aufhören. Bis dahin aber, wo uns das Allerheiligſte vor Gottes Angeſichte erſchloſſen werden wird, ſo lange wir noch wallen im Leibe dieſes Todes, bis dahin iſt jedes Gewiſſen auf Leben und Tod gebunden, auszuharren in dem Maaße des Glaubens und der Erkenntniß, welches Gottes Gnade den Gläubigen gegeben hat. Das iſt es, mein durchlauchtigſter, gnädigſter Herr, warum ich nicht vermag, den Edicten gemäß zu lehren, weil in ſolchen die Freiheit unſers lutheriſchen Glaubens bedrohet und mit dem allerdings gerechten Verbote des Läſterns und Schmähens und Verdammens auch zugleich der heilige und durch keine menſchlichen Schranken zu beengende Eifer für die Wahrheit der lutheriſchen und gegen den Irrthum der reformirten Kirche furchtlos, frei und ungehindert zu lehren und zu predigen in Feſſel geſchlagen wird. Und nunmehr bin ich in Ew. churfürſtl. Durchlaucht Hand und Gewalt; habe ich in dieſen meinen Worten Etwas geredet, das Strafe und Züchtigung vor Menſchen verdient, ich werde ohne Murren und Klagen mich unterwerfen und ſelbſt in Todesnoth nicht aufhören, Ew. churfürſtl. Durch-

laucht unterthänigsttreuester und gehorsamster Diener und schuldigster Fürbitter bei Gott zu sein.“

Der Churfürst, der anfangs mit allen Zeichen höchster Ungnade auf den kühnen Prediger blickte, hatte nach und nach in seinen Mienen eine immer größere Milde gezeigt und war mit steigender Aufmerksamkeit der Rede gefolgt. Er hatte sich wieder auf seinen Lehnsessel niedergelassen und blickte jetzt mit freundlichem Ernste auf den unerschrockenen Mann, der, wie noch Keiner, in seiner Gegenwart so ungehindert und doch in wahrer Würde die lutherische Sache geführt hatte. Nach einem längern Stillschweigen sprach er zu ihm: „Nun begreifen Wir's, warum Euch die Leute anhangen, und Rath und Bürgerschaft nicht müde werden, für Euch zu bitten. Ihr seid ein ehrlicher Mann, Herr Gerhardt, wenn auch allzubefangen in Eurem Glauben. Daß Wir Euch in Gnaden gewogen sind und daß Ihr namentlich an Unserer herzgeliebten Frau Gemahlin eine eifrige Vertheidigerin gefunden habt, wollen Wir Euch nicht verhehlen; auch ist Euch Solches schon dadurch bekannt worden, daß Wir Euch, ohne die Unterschrift des Reverses zu verlangen, wieder in Euer Amt eingesetzet haben. Warum tretet Ihr nun dasselbe nicht an?“

Gerhardt antwortete: „Nach Dem, was meinem gnädigsten Herrn ich darzulegen mich erdreistet habe, muß ich um so viel desto herzlicher und inständiger in allem demüthigsten Gehorsam bitten, Ew. churfürstl. Durchlaucht wollen mir nicht verdenken, daß ich bei höchstgedachter mir erwiesenen, unverdienten Gnade die

ängstliche Sorge und Kümmerniß meines Gemüthes offenbare. Ich fürchte mich vor Gott, in dessen Anschauen ich hier auf Erden wandele und vor dessen Gerichte ich auch dermaleinst erscheinen muß, und kann nach Dem, wie mein Gewissen von Jugend auf gestanden und noch jetzt stehet, es nicht anders befinden, als daß ich, wenn ich auf die von Ew. churfürstl. Durchlaucht berührte Art und Weise wieder in mein Amt treten sollte, Gottes Zorn und schwere Strafe auf mich laden werde. Um nun solches großes, unaussprechliches Unheil zu vermeiden, wird mein durchlauchtigster Churfürst und Herr mir gnädigst gestatten, daß ich mich des bisher in Etwas wieder verrichteten Kirchendienstes enthalte und mit völliger Bestellung des Predigtamtes anstehe, bis ich nach Gottes Willen und Ew. churfürstl. Durchlaucht gnädigstem Zulassen mit besserm Gewissen, als jetzt geschehen kann, solches hohe, heilige und göttliche Amt, davon wir armen Leute dermaleins so schwere Rechenschaft geben sollen, antreten werde."

„Wir mögen es gern hören," sagte der Churfürst freundlich — „wenn ein Geistlicher bei Führung seines Amtes an die Rechenschaft denkt, die er vor Gott einst geben wird. Denn das erhält ihn treu und gehorsam, bewahrt vor Lauheit und Trägheit und fördert die Arbeit am Evangelio. Aber wisset Ihr nicht, daß auch die Fürsten einst schwere Rechenschaft vor Gott geben müssen? Ist euch Geistlichen die Arbeit an dem Seelenwohle der Menschheit anvertraut, so haben die Fürsten für das leibliche Wohl ihrer Unterthanen zu sorgen."

Wenn aber die Kirche mit ihren Satzungen den Saamen der Zwietracht ausstreut, das friedliche Zusammenleben der Menschen verhindert, und Hindernisse und Störung in den täglichen Verkehr bringet und somit auf der andern Seite den Segen des Wortes, das sie predigt, wieder hinwegnimmt, da tritt die Obrigkeit in ihre geheiligten Rechte und muß schützen und bewahren und Uebergriffe abwehren. Ihr fürchtet Euch vor Gott, sagt Ihr, in dessen Anschaun Ihr hier auf Erden wandelt. Müssen Wir dies nicht auch von Uns sagen?"

„Gewiß, mein gnädigster Herr," antwortete Gerhardt. „Und wenn ich auch viel zu gering bin, als daß Ew. churfürstl. Durchlaucht auf mein armes Wort Etwas geben sollten, so muß ich doch meine herzlichste Freude über Hochdero eben ausgesprochene Meinung ausdrücken. Aber, wenn anders mein huldreichster Churfürst und Herr mir noch weiter zu reden verstattet, so wie die Sorge für der Seele Heil und Seligkeit der leiblichen, irdischen Sorge vorangeht, so ist auch die Rechenschaft eines Geistlichen vor Gott größer und umfassender, als die der Fürsten. Der Herr spricht durch seinen Propheten zu uns Geistlichen allen: Du Menschenkind, ich habe dich zu einem Wächter gesetzet über das Haus Israel, wenn du Etwas aus meinem Munde höreſt, daß du sie um meinetwegen warnen sollſt. Wenn ich nun zu dem Gottlosen sage: du Gottloser mußt des Todes sterben, und du sagſt ihm Solches nicht, daß sich der Gottlose warnen lasse vor seinem Wesen, so wird wohl der Gottlose um seines gottlosen Wesens willen

sterben, aber sein Blut will ich von deiner Hand fordern. Warnest du aber den Gottlosen vor seinem Wesen, daß er sich davon bekehre, und er sich nicht will von seinem Wesen bekehren, so wird er um seiner Sünde willen sterben; und du hast deine Seele gerettet. (Ezech. 33, v. 7—9) Nun ist aber Das, daß der Herr eines Menschen Blut von unserer Hand fordern will, ein gar schweres, gewaltiges Wort; denn es heißt so viel als zeitliches und ewiges Verderben des verlorenen Menschen. Ist es nun nicht wahrhaft mark- und beindurchschneidend, wenn einst der Herr zu Einem, der hier auf Erden zum geistlichen Wächter berufen war, sagte: Du bist Schuld, daß dieses Menschen Seele zeitlich und ewig verloren geht? Wie fröhlich dagegen konnte Paulus sein, daß er zu den Aeltesten der Gemeinde zu Miletus sagen konnte: „Ich zeuge euch an diesem Tage, daß ich rein bin von Aller Blut.“ Denn er wußte, daß er nicht müde geworden war, die Seelen für das Reich Gottes zu gewinnen, und daß er die Buße zu Gott und den Glauben an unsern Herrn Jesum Christum öffentlich und überall und ohne Furcht vor Schmach, Schande und Gefahren gepredigt hatte. Nur allein auf dieses Zeugniß seines Gewissens konnte er ruhig und getrost von ihnen scheiden und ihnen zurufen: Seid wacker und denket daran, daß ich nicht abgelassen habe drei Jahre, Tag und Nacht einen Jeglichen mit Thränen zu vermahnen. Wir armen Geistlichen haben ohnedies viel Jammer und Herzeleid darüber, daß wir so wenig Frucht unserer Mühe sehen, und daß die Weis-

heit und die Luſt der Welt nicht aufhört, unſere Saat zu zerſtreuen. Wenn uns bei ſolcher trüben und traurigen Zeit nicht noch der Troſt übrig bliebe, daß wir mit Bitten und Ermahnen, mit Züchtigen und Strafen aus dem Worte Gottes nicht abgelaſſen haben, die Seelen zu Chriſto zu führen und bei Chriſto zu erhalten, wäre dann nicht ein Prediger des Evangelii der unglücklichſte Menſch auf Gottes Erdboden?"

Friedrich Wilhelm ſah den kühnen Mann ſcharf und ernſt an, aber auch nicht der leiſeſte Zug von Ungnade miſchte ſich in ſeine forſchenden Blicke. „Es hat," ſagte er dann, „noch Niemand mit Uns ſo geredet, wie Ihr; aber Wir freuen Uns Eurer Aufrichtigkeit. Sagt nun, was wollt Ihr eigentlich?"

„Durchlauchtigſter Churfürſt, gnädigſter Herr," antwortete Gerhardt im Tone edlen Freimuthes, — „Hochdero unverdiente Gnade hat mich ohne mein eigenes unterthänigſtes Anſuchen wieder in mein Amt eingeſetzet und mir die Unterſchrift des Reverſes gnädigſt erlaſſen. Ich könnte alſo meines Amtes wieder warten, wie vordem; aber ich fürchte mich vor Gott, Ew. churfürſtliche Durchlaucht auch nur im geringſten Worte zu täuſchen. Und das müßte ich, weil ich Hochdero gnädigſten Edicten mit meinem in Gottes Wort gefangenen Gewiſſen in keiner Weiſe nachzuleben vermag. Und ich bin nicht der Einzige. Hunderte meiner Amtsbrüder werden durch den gnädigſt befohlenen Revers auf das Tiefſte in ihrem Gewiſſen beunruhigt und ge-

ängstiget. Wenn auch Viele die Unterschrift geleistet haben, so haben sie es gethan, um auch den Schein eines Ungehorsams zu meiden, oder auch, wie mir wohl bekannt ist, aus Schwachheit ihres Glaubens und aus Furcht, ihr tägliches Brot zu verlieren. Aber der Wächter in ihrem Gewissen schläft nicht und die Pein und Qual solcher armen Leute ist herzbrechend. Und Solches wird währen, so lange die Subscription ihnen angesonnen wird. Ich wage deshalb in allem treuen, unterthänigsten Gehorsam die Bitte: „Ew. churfürstl. Durchlaucht gebe in höchster Gnade uns armen Geistlichen das freie Wort zurück. Die vergangene schwere Zeit wird sie Alle gelehrt haben, daß sie zuweilen um Gott mit Unverstand geeifert. Sie werden wohl Alle unsern lutherischen Glauben schützen und vertheidigen und als Irrthum darstellen, was aus dem Worte Gottes und unserer auf dieses Gotteswort gegründeten symbolischen Bücher und namentlich aus der Concordienformel als Irrthum sich ergibt; aber es wird von Keinem die brüderliche Liebe verletzt werden und werden Alle als Ew. churfürstl. Durchlaucht treueste Diener und Fürbitter bei Gott leben und sterben. Friede ist wohl gut, aber wo nur die äußere Gewalt ihn erzwingt und nicht das innerste Herz davon ergriffen ist, da trifft das Wort des Herrn ein: Beide, Propheten und Priester, lehren allesammt falschen Gottesdienst und trösten mein Volk in seinem Unglück, daß sie es gering achten sollen, und sagen: Friede, Friede! und ist doch nicht Friede! Auch, mein gnädigster Herr, liegt es sicherlich

heit und die Luft der Welt nicht aufhört, unsere Saat zu zerstreuen. Wenn uns bei solcher trüben und traurigen Zeit nicht noch der Trost übrig bliebe, daß wir mit Bitten und Ermahnen, mit Züchtigen und Strafen aus dem Worte Gottes nicht abgelassen haben, die Seelen zu Christo zu führen und bei Christo zu erhalten, wäre dann nicht ein Prediger des Evangelii der unglücklichste Mensch auf Gottes Erdboden?"

Friedrich Wilhelm sah den kühnen Mann scharf und ernst an, aber auch nicht der leiseste Zug von Ungnade mischte sich in seine forschenden Blicke. „Es hat," sagte er dann, „noch Niemand mit Uns so geredet, wie Ihr; aber Wir freuen Uns Eurer Aufrichtigkeit. Sagt nun, was wollt Ihr eigentlich?"

„Durchlauchtigster Churfürst, gnädigster Herr," antwortete Gerhardt im Tone edlen Freimuthes, — „Hochdero unverdiente Gnade hat mich ohne mein eigenes unterthänigstes Ansuchen wieder in mein Amt eingesetzet und mir die Unterschrift des Reverses gnädigst erlassen. Ich könnte also meines Amtes wieder warten, wie vordem; aber ich fürchte mich vor Gott, Ew. churfürstliche Durchlaucht auch nur im geringsten Worte zu täuschen. Und das müßte ich, weil ich Hochdero gnädigsten Edicten mit meinem in Gottes Wort gefangenen Gewissen in keiner Weise nachzuleben vermag. Und ich bin nicht der Einzige. Hunderte meiner Amtsbrüder werden durch den gnädigst befohlenen Revers auf das Tiefste in ihrem Gewissen beunruhigt und ge-

ängstiget. Wenn auch Viele die Unterschrift geleistet haben, so haben sie es gethan, um auch den Schein eines Ungehorsams zu meiden, oder auch, wie mir wohl bekannt ist, aus Schwachheit ihres Glaubens und aus Furcht, ihr tägliches Brot zu verlieren. Aber der Wächter in ihrem Gewissen schläft nicht und die Pein und Qual solcher armen Leute ist herzbrechend. Und Solches wird währen, so lange die Subscription ihnen angesonnen wird. Ich wage deshalb in allem treuen, unterthänigsten Gehorsam die Bitte: „Ew. churfürstl. Durchlaucht gebe in höchster Gnade uns armen Geistlichen das freie Wort zurück. Die vergangene schwere Zeit wird sie Alle gelehrt haben, daß sie zuweilen um Gott mit Unverstand geeifert. Sie werden wohl Alle unsern lutherischen Glauben schützen und vertheidigen und als Irrthum darstellen, was aus dem Worte Gottes und unserer auf dieses Gotteswort gegründeten symbolischen Bücher und namentlich aus der Concordienformel als Irrthum sich ergibt; aber es wird von Keinem die brüderliche Liebe verletzt werden und werden Alle als Ew. churfürstl. Durchlaucht treueste Diener und Fürbitter bei Gott leben und sterben. Friede ist wohl gut, aber wo nur die äußere Gewalt ihn erzwingt und nicht das innerste Herz davon ergriffen ist, da trifft das Wort des Herrn ein: Beide, Propheten und Priester, lehren allesammt falschen Gottesdienst und trösten mein Volk in seinem Unglück, daß sie es gering achten sollen, und sagen: Friede, Friede! und ist doch nicht Friede! Auch, mein gnädigster Herr, liegt es sicherlich

in der ewigen Weisheit des himmlischen Regiments, daß aus treuen Kämpfen erst der wahre Friede gewonnen werde. Darum wage ich nochmals die unterthänigste Bitte im Namen aller meiner hartbedrängten Amtsbrüder, im Namen aller lutherischen Gemeinden: Ew. churfürstliche Durchlaucht gebe uns in Gnaden das freie Wort zurück und erlasse völlig und unbedingt allen Predigern die Unterschrift des Reverses.“

Schon während dieser kühnen Rede hatte sich des Churfürsten Angesicht verfinstert; als Gerhardt nun schloß, stand der Fürst rasch auf und sagte: „Wir vergeben Euch in Gnaden Eure unziemliche Bitte um der Ehrlichkeit Eures Herzens willen; aber nun, da Ihr ausgesprochen habt, was Ihr in der Befangenheit Eures Gewissens von Uns erwartet, können Wir Euch nicht länger zuhören. Wenn Euer Gewissen Euch abhält, an dem Frieden in der Gemeinde mit zu arbeiten, so hält Uns das Unsrige ab, dem Streiten und Schelten länger zuzusehen. Was Ihr von Uns zu bitten Euch unterstanden, werden und können Wir niemals geben. Wir werden jeder Kirche und Gemeinde ihr Recht heilig halten und Unserm Schwure getreu ihren Gottesdienst schützen, aber Wir werden es nimmermehr dulden, daß im Hause des Herrn Scheltworte, Fluch und Verdammung getrieben werden, wo Friede und Segen herrschen soll. Gehet nun und haltet Rath mit Eurem Gewissen. Ihr wisset Unsere Meinung. Wir entlassen Euch nicht in Ungnade, obschon Wir wohl dazu Veranlassung hätten! Gehet und denket daran, daß Ihr für jeden Tag,

den Ihr Euch länger weigert, Eurer Gemeinde zu dienen, Gott verantwortlich seid.“

Und mit diesen Worten trat der Churfürst durch eine Seitenthüre ab; Gerhardt aber verließ mit trauernder Seele das churfürstliche Cabinet.

Cap. 11.

Der Abschied vom Amte.

> Unser Ruhm ist der, nämlich das Zeugniß unsers Gewissens, daß wir in Einfältigkeit und göttlicher Lauterkeit, nicht in fleischlicher Weisheit, sondern in der Gnade Gottes auf der Welt gewandelt haben, allermeist aber bei euch.
>
> 2 Cor. 1 v. 12.

Mehr, denn ein halbes Jahr war nach dem zuletzt erzählten Ereignisse verflossen, und es schien, als ob der Churfürst von der frühern Strenge seiner Forderungen nachlassen wolle. Unterm sechsten Juni desselben Jahres 1667 hatte er an das Consistorium ein Rescript erlassen, in welchem er „auf vielfältiges unterthänigstes Anhalten der getreuen Landstände der Chur- und Mark Brandenburg wegen Ausstellung der Priester-Reverse" erklärte, eine Mäßigung eintreten lassen zu wollen. Diese bestand darin, daß von solchen Predigern, die schon im Amte wären und etwa an einen andern Ort hinberufen würden, fernerhin kein Revers

mehr gefordert werden sollte. „Was aber, so fährt das Rescript fort, die Candidaten betrifft, so habt ihr von denselben vorher mit Fleiß zu erkundigen, an welchen Orten sie Theologie studiret und was für Ansichten dieselben haben. Und wenn ihr finden solltet, daß sie der wittenbergischen, oder auch andrer mit ihnen gleichgesinnten Theologen Ansichten hinsichtlich des Verdammens der Reformirten hätten und vermeinten, daß, vermöge derselben, sie sich des Lästerns, Verketzerns und Verdammens der Reformirten oder deren Lehre nicht enthalten könnten oder dürften, von denen habt ihr zwar keinen Revers zu fordern, ihnen aber auch die Ordination und Confirmation nicht zu ertheilen, sondern vorher Uns davon zu berichten und Unsere Resolution desfalls zu erwarten. Die andern Candidaten aber belangend, die sich anders erklären, und es mit den jetzt genannten nicht halten, von welchen ihr auch dergleichen Verdammen und Verlästern nicht erfahret, denen habt ihr in ihre Confirmationsurkunde beizufügen, daß sie sich allen Unsern Edicten, die wegen des Verketzerns, Verlästerns und Verdammens der Reformirten publicirt worden sind, durchaus gemäß und gehorsam bezeigen sollen, sonst aber habt ihr ebenmäßig von ihnen keinen Revers zu begehren. Denn gleichwie sie Unsern Edicten zu gehorsamen schuldig auch darauf confirmirt worden sind, also wollen Wir die Uebertreter derselben, ob sie gleich keinen Revers deshalb ausgestellt haben, dennoch der Gebühr nach zu bestrafen wissen. Und habt ihr daher fleißig zu erkundigen und Acht zu geben, ob

der eine oder der andere Prediger im Lande vorhanden sei, der Unsern Edicten nicht gehorsamst nachlebe, welche ihr Uns dann allemal namhaft zu machen habt, damit alsdann ferner darauf verordnet werden könne."

Demnach war eigentlich die Bitte Gerhardts erfüllt worden; freilich aber mit solcher Einschränkung, daß für solche gewissenhafte Prediger, wie unser Gerhardt, wenig oder nichts damit gewonnen war. Denn so lange die Edicte, welche allerdings der unbedingten Freiheit der lutherischen Predigt und Lehre hindernd entgegen traten, noch in voller Geltung standen, so lange konnte der dann fast gleichgiltige Erlaß der Reversunterschrift die Gewissen der lutherischen Geistlichen nicht beruhigen.

Das war auch die Ursache, daß Gerhardt sich noch nicht hatte entschließen können, sein Amt wieder anzutreten. An Aufforderungen und Bitten dazu hatte es nicht gefehlt. Die Bürgerschaft hatte mehrere Male durch besondere Abgeordnete ihn dazu zu bewegen gesucht; besonders hatte Meister Schumann, der Schuhmacher, und Meister Seyffard, der Schneider, und Meister Liebrecht, der Bäcker, nicht unterlassen, dem theuren Seelsorger die geistliche Noth der Gemeinde vorzustellen. Gerhardt's Seele wurde dadurch aufs Tiefste verwundet, aber die Stimme seines Gewissens sprach mit gleich großer und starker Gewalt dagegen; er konnte nicht, wollte er sich nicht an Gott und Menschen versündigen. Der edle Bürgermeister Tiefenbach hatte Alles angewandt, den gewissenhaften Mann in soweit eines Bessern zu belehren, als Gerhardt in

Gottes Namen im völlig gleichen Maße, wie vorher sein Amt wieder verwalten könnte, ohne Rücksicht darauf, ob es Edicte gäbe oder nicht; aber Gerhardt antwortete stets: „Nein, der Churfürst erwartet, daß ich den Edicten mich gemäß bezeugen werde; und da ich Solches nicht vermag, kann ich kein treuer Haushalter über Gottes Geheimnisse sein. Gebt mir freies Wort zurück; ich werde weder Verlästern noch Verketzern, — aber wo ich freies Wort nicht habe, kann ich nicht Prediger sein.“

Da nun diese mehr geheime und vertrauliche Zurede nichts vermochte, so hoffte der Rath noch Etwas von einer öffentlichen Ermahnung. Gerhardt wurde deshalb aufs Rathhaus gefordert und von allen Rathsverwandten dringend ersucht, sein Amt wieder anzutreten. Umsonst; der gewissenhafte Mann war durch nichts zu bewegen, auch nur eines Schrittes von dem Grunde und Boden zu weichen, auf welchem er durch seinen Eid gebunden stand. Der Rath setzte ihm immer neue Bedenkzeiten, weil er sich an den Gedanken nicht gewöhnen konnte, einen „so frommen, geistreichen und exemplarischen Mann, der niemals auch nur ein Kind erzürnet hatte,“ zu verlieren. Daher blieb ihm nicht allein seine Amtswohnung, sondern auch seine Besoldung völlig ungeschmälert, als wäre er noch im Amte thätig, so sehr sich auch Gerhardt namentlich gegen Letzteres sträubte. Denn der Vorwurf des alten Oberraubanten wogte an seiner Seele, und nur die Hoffnung, bei einer völlig versöhnlichen Nachgiebigkeit des Churfürsten mit

gutem Gewissen wieder in sein Amt eintreten zu können, erlaubte ihm, diese unverdienten Wohlthaten anzunehmen.

Als jedoch der Rath in keiner Weise zu seinem Zwecke kam, beauftragte er den neuen Propst zu St. Nicolai, M. Müller, um seinerseits noch zu versuchen, seinen Collegen zur Wiederannahme des Amtes zu bewegen und ihm es vorzustellen, ob er mit gutem Gewissen seine ihn liebende Gemeinde so ohne Noth verlassen könne. Der Propst jedoch verzögerte die Ausführung dieses Auftrags, indem er sich damit entschuldigte, daß ihm die Einrichtung seiner neuen Haushaltung noch nicht Zeit dazu gelassen habe.

So kam es denn, daß über ein halbes Jahr verging, ohne daß die alle Theile so drückende Ungewißheit entfernt wurde, bis der Churfürst selbst die Angelegenheit zum schnellen Ende brachte.

Noch in der Morgenstunde eines der ersten Tage im September trat der Bürgermeister Tieffenbach in Gerhardts Zimmer; tiefe Bekümmerniß lag auf seinen Mienen.

„Ich bin heute kein fröhlicher Bote,“ sagte er — „weder für Euch, noch für uns.“

„Das Leid, was Ihr bringt, hochedler Herr,“ entgegnete Gerhardt ruhig — „wird doch nicht größer sein, als wir es ertragen können!“

„Nun ist,“ fuhr der Bürgermeister fort — „auch die letzte Hoffnung hin, Euch, ehrwürdiger Herr,

uns zu erhalten, wenn Anders Gott nicht Euer Herz und Sinn nach unser Aller Wünsche regieret hat.“

„Ihr kommt, mir meine Landesverweisung anzukündigen,“ rief Gerhardt schnell aus.

„Gott sei Dank, daß es so weit doch noch nicht gekommen ist,“ tröstete Tieffenbach — „und doch ist es in seinen Folgen für uns und die ganze Gemeinde nicht viel besser. Es ist gestern vom Churfürsten aus Potsdam eine Verfügung an den Rath ergangen, in welcher uns angezeigt wird, daß der Churfürst an Eurer Stelle einen gewissen Adami, bisher Prediger in Derenburg, gewählt hat mit dem ungnädigen Zusatze, daß der Rath wegen seiner Saumseligkeit und Vernachlässigung eines früheren Reſcriptes in Eurer Angelegenheit für diesmal seines Patronatsrechts verlustig geworden wäre.“

„Das thut mir herzlich leid, um des hochedlen Rathes willen,“ sagte Gerhard traurig. „Das soll nun einmal die schwerste Last in meiner Trübsal sein, daß Andere für mich und um meinetwillen leiden sollen. Fürwahr des Herrn Hand ruht schwer auf mir. Wüßte ich nicht, daß seiner Weisheit Wege nicht unsere Wege sind, und lehrte mich nicht mein Glaube volle und unbedingte Unterwerfung unter seinen allmächtigen Willen, ich müßte dann schmerzlichst klagen, daß ich für so Viele Grund und Ursache des Aergernisses und der Anfechtung werde.“

„Darüber grämet Euch nicht,“ beruhigte der Bürgermeister — „denn das ist das Wenigste und Geringste

in dieſer traurigen Angelegenheit. Der Rath hoffet mit hinreichenden Gründen nicht allein ſeine ſcheinbare Nachläſſigkeit zu entſchuldigen, ſondern auch ſein Patronatsrecht zu behaupten. Denn ſo ſehr auch im churfürſtlichen Schreiben dieſer Adami wegen ſeiner vielen guten Gaben gerühmt wird, ſo wiſſen wir ſelber doch nichts davon, und haben denſelben auch von Niemandem rühmen und loben hören; und ſo wenig es der Rath zu verhindern vermag, wenn der Churfürſt aus landesherrlicher Machtvollkommenheit unſere lutheriſchen Prediger ihres Amtes entſetzt, ſo wenig iſt doch auch der Rath gemeint, ſich ſolche Prediger aufdringen zu laſſen, die weder des Rathes noch der Gemeinde Liebe und Zutrauen genießen. Alſo darüber grämet Euch nicht, ehrwürdiger Herr; das iſt des Rathes Sache und daß derſelbe in Eurer Angelegenheit, wie Ihr Euch ausdrücktet, mit zu leiden hat, kann ihm nur zur Ehre gereichen. Eine Obrigkeit, die ſich ihrer treuen und frommen Prediger annimmt, dieſelben mit allen Mitteln zu ſchützen ſucht, hat nur ihre Schuldigkeit als chriſtliche Obrigkeit gethan. Alſo nochmals, mein theurer Herr Gerhardt, darüber macht Euch keine Sorge; vielmehr wünſchte ich von Euch zu erfahren, was Ihr nun zu thun Willens ſeid?“

„Ich habe keine Wahl,“ antwortete Gerhardt ſchnell. „Ich ſehe aus dieſer Eurer Mittheilung, daß der Churfürſt in Betreff meiner wie der geſammten lutheriſchen Geiſtlichkeit nicht andern Sinnes geworden iſt. Wenn Hochderſelbe bereits meine Stelle wieder be-

setzt hat, so ist daraus natürlich wieder abzunehmen, daß er diese meine Stelle als erledigt betrachtet und ich somit nun völlig meines Amtes entsetzt bin. Ich habe also keine Wahl. Ich danke dem hochedlen Rathe für seine große Liebe und Gunst, mit welcher derselbe mich bisher mit Nahrung und Obdach so unverdient erhalten hat; von heute an muß nun Beides aufhören. Noch heute werde ich diese meine bisherige Amtswohnung verlassen."

„Und das sagt Ihr so ruhig," sprach Tiefenbach schmerzlichen Tones — „als handele es sich um des geringsten Dinges! Ehrwürdiger Herr, was wir zu thun vermochten und zu thun müssen vermeinten, um Euch zur Wiederannahme Eures Amtes zu bewegen, das haben wir gethan. Es kann also nicht mein Wille sein, Euch aufs Neue dazu suchen zu bewegen; wo es sich um das Gewissen handelt, erscheint jedes unbillige Ansinnen als eine Sünde. Aber einmal erlaubt mir noch, Euch zu fragen: „Kann Ihr es wirklich nicht vor Gott verantworten, wenn Ihr Euch Eurer verlassenen Gemeinde wieder annehmet? Ist die äußere Noth wirklich so groß, daß Ihr um derselben willen Euer Amt meiden müsset?"

„Ja," antwortete Gerhardt fest und setzte dann ernst hinzu: „Ich weiß in diesem Augenblicke noch nicht, wo ich nächste Nacht mein Haupt zur Ruhe werde niederlegen können; ich habe nicht allein Weib und Kind, die von mir Nahrung, Kleidung und Obdach zu fordern haben, sondern ich habe auch noch für eine Wittwe

und vier vaterlose Waisen, für die arme Schwester meiner Hausfrau und ihre Kinder zu sorgen. Ich weiß noch nicht, woher ich Brot und Obdach für so Viele hernehmen soll, aber das Alles kann mich auch nicht im Geringsten irre machen an Dem, was ich zu thun habe. Ich kann nach churfürstlichem Erwarten nicht ferner Prediger sein; ich muß also weichen und meinen Platz Dem lassen, der in seinem Gewissen nicht gehalten ist, wie ich.“

„Gott wende noch traurigere Dinge von uns gnädig ab, als wir bisher erfahren haben,“ rief der Bürgermeister nach einigem Stillschweigen und kummervoll vor sich hinblickend aus.

„Fürchtet darum nichts,“ entgegnete Gerhardt. „Was kann an mir armen geringen Manne gelegen sein! Kann nicht der himmlische Vater, wie unser Herr sagt, aus Steinen sich Kinder erwecken? Vertrauet dem himmlischen Hirten seiner Heerde; er weidet sie ja heute noch mit derselben treuen Liebe, mit welcher er für dieselbe am Kreuze gestorben ist. Was liegt an mir armen, alten Manne! Meine Kraft ist gebrochen, meine irdische Pilgerbahn sicherlich bald zu Ende. Da muß ein Jüngerer kommen, der mit kräftigerem Worte den guten Kampf des Glaubens kämpft; und den wird Er Euch senden. Der Herr schlägt nie Wunden, ohne daß er sie auch wieder heilet.“

„Ich weise Euren Trost nicht zurück,“ fuhr Tieffenbach fort — „aber für die nächste Zukunft vermag ich noch nichts zu hoffen. Wir haben den einzigen Schutz-

engel verloren, auf welchen wir eine beſſere Zeit für unſere lutheriſche Kirche gebaut hatten.“

„Wie meint Ihr das, lieber Herr?“ fragte Gerhardt.

„Ich rede von der ſeligen Churfürſtin Louiſe,“ antwortete der Bürgermeiſter. — „Bald ſind es drei Monde, daß ſie zum ewigen Frieden einging, aber ihren Frieden, den ſie hier hatte und den ſie ſo oft bedrängten Herzen gab, konnte ſie uns nicht laſſen. Ja, ehrwürdiger Herr, der Tod dieſer frommen, wahrhaft fürſtlichen Frau iſt ein Unglück für unſer ganzes Land. Sie war die Einzige, welche aus dem unerſchöpflichen Reichthume ihrer himmliſchen Milde und ihres chriſtgläubigen Herzens in die allzuſtrenge Gerechtigkeit unſers großen Churfürſten einen hellen Strahl chriſtlicher Liebe und Gnade lenken konnte. Wer ſoll uns nun am Throne vertreten, da ſie nicht mehr da iſt? Noch zwei Tage vor ihrem ſeligen Abſchiede, am ſechſten Juni, erließ der Churfürſt jenes Reſcript, wodurch er die früher angeordnete Reversausſtellung aufhebt. Ich lebe der vollen Ueberzeugung, daß dies das letzte Liebeswerk der frommen Churfürſtin geweſen iſt, und daß, wenn ſie länger gelebt hätte, der Churfürſt auch noch die unglückſeligen Edicte zurückgenommen haben würde. Aber jetzt, nachdem die erſte Trauer vorüber iſt, und der gerechte und wahrhafte Schmerz des Churfürſten von den andringenden Regierungsſorgen gemindert und hinweggenommen wird, jetzt tritt der ernſte, ſtrenge Geiſt wieder in ſeine Seele und Gott allein weiß nur, welche

schwere Zeiten unserer bedrängten lutherischen Kirche noch aufbehalten sind.“

„Ich theile Eure Klage über das allzufrühe selige Hinscheiden unserer churfürstlichen Frau,“ sagte Gerhardt. „Auch mir ist sie zu zweien Malen ein guter Engel geworden, der mein zagendes Herz aufgerichtet und meine Sache geführt hat. Wenn nun der Herr des Lebens und des Todes sie abgerufen hat, so können wir wohl klagen und weinen, aber doch nicht trostlos sein. Ich lebe der frohen Zuversicht, daß der Herr zuletzt Alles herrlich hinaus führen wird. Noch stehet auch meine Hoffnung auf den Herrn Oberpräsidenten, der bei aller seiner reformirten Strenge dennoch mir immer als ein gerechter und billiger Herr erschienen ist.“

„Hoffet da nicht zu viel,“ entgegnete der Bürgermeister. „Wir wissen Alle, daß in dieser traurigen Kirchensache der Herr Oberpräsident des Churfürsten erster und einflußreichster Rathgeber ist. Sein Werk ist sicherlich auch diese Verfügung, welche uns an Eurer Statt einen unbekannten Mann zum Prediger aufdringen will; denn dieselbe ist von ihm unterzeichnet. Dabei ist von ihm, hoffentlich unwissentlich und in falscher Unterrichtung, die Vorstellung des Predigers Adami auf eine unwahre Sache gegründet. Es heißt darin, derselbe Adami habe unlängst zu St. Nicolai eine Gastpredigt gethan und den Zuhörern gar sehr gefallen. Dem ist aber nicht so. Der Rath hat in Betreff Eurer Stelle, Herr Diaconus, nicht einen Einzigen zur Gastpredigt berufen, auch die Gemeinde selbst hat weder diesen Adami noch einen

Andern gewünscht, weil wir Alle immer noch der tröstlichen Zuversicht lebten, Ihr würdet Euer Amt wieder antreten. Dagegen hat mir so eben der Propst mitgetheilt, daß dieser Adami ihn so lange mit den inständigsten Bitten obgelegen, bis er ihn am vergangenen Sonntage eine Leichenpredigt habe thun lassen. Es ist aber dem Rathe in keinerlei Weise darüber ein Lob oder sonst ein Wunsch zu Ohren gekommen. Daraus möget Ihr aber schließen, daß unsere Widersacher nicht müde werden, gegen uns zu kämpfen und daß ich vielleicht kein Unrecht begehe, wenn ich diese falsche Mittheilung als vom Herrn Hofprediger Stosch ausgegangen annehme. Wie Dem auch sei, — ich fürchte wohl mit Recht, daß das Ende unserer schweren Prüfungen noch nicht gekommen ist."

Bei diesen Worten trat Meister Jung ins Zimmer, Unruhe und Bangigkeit in seinem ganzen Wesen. „Es läßt mir nicht länger Ruhe," sagte er — „ich muß wissen, ob das Gerücht wahr ist, das durch die Stadt läuft. Nehmt es einem alten Manne nicht übel, edle Herren, wenn er so geradezu sich Aufklärung zu verschaffen sucht. In der Stadt heißt es, der derenburger Pfarrer Adami, der am letzten Sonntage eine Leichenpredigt gehalten hat, wobei die Lebenden vor Aergerniß und Langeweile sich auch bald zu den Todten in den Sarg gelegt hätten, — der solle an unsers Gerhardts Stelle treten. Und das geschehe Alles aus besonderer Liebe und Gnade des Churfürsten, der eben einen solchen Prediger mit allem Fleiße uns ausgesucht habe, damit das wenige Restlein

Leben, was etwa nach dieser langen Trauerzeit in unserer lutherischen Gemeinde sich noch findet, so nach und nach zu Tode gepredigt würde. Nehmt mir's nicht übel, liebe Herren und Freunde, aber ich bin so spaßhaft gestimmt, daß ich entweder bitterlich weinen oder auch, was noch räthlicher ist, die St. Nicolaikirche mit zumauern helfen könnte. Denn ich komme nun doch nicht mehr hinein."

„Wir haben allerdings, lieber Vetter," sprach Tieffenbach, — „nicht Ursache zu frohlocken; indeß was die Todtenpredigt des Derenburgers betrifft, so könnt Ihr ruhig sein. Der Rath ist entschlossen, mit aller Entschiedenheit dagegen zu protestiren, besonders, — da es uns nicht allzuschwer werden dürfte, einige Verstöße gegen die 10 Gebote in dem Leben dieses Mannes nachzuweisen. Das Beßte wäre freilich, es gelänge Euch, lieber Vetter, unsern theuren Herrn Gerhardt noch zur endlichen Wiederannahme seines Amtes zu bewegen; da wäre uns am Schnellsten geholfen."

Meister Jung schüttelte traurig den Kopf und sagte: „Nein! Gott weiß es, wie armselig ich mich bisher mit Gottes Worte habe behelfen müssen und wie ich förmlich krank bin vor Sehnsucht und Verlangen nach einem freien lutherischen Worte von der Kanzel herab, und wie ich vor Herzensfreude nicht wissen würde, was ich thun sollte, wenn Herr Gerhardt wieder zu St. Nicolai predigte, — aber unter solchen Umständen, und so lange die Edicte noch gelten, kann kein rechter lutherischer Pfarrer mit gutem Gewissen die Kanzel hinauf-

steigen. Was wollt Ihr aber nun thun, lieber Herr Gevatter?" wendete sich Jung zu Gerhardt. — „Wollt Ihr noch länger in diesem Hause bleiben?"

„Nein," antwortete Gerhardt schnell — „die Zeit ist wirklich da, wo ich mit gutem Gewissen in diesem Hause nicht mehr bleiben kann. Auch erkläre ich hiermit, daß ich weder von Seiten des hochedlen Raths noch von Seiten lutherischer Bürgerschaft irgend eine Unterstützung mehr annehmen kann. Der Arbeiter nur ist seines Lohnes werth."

Meister Jung sah mit großen Augen auf seinen alten Freund und sagte: „Herr Gevatter, darein hat die Bürgerschaft ein Wörtlein zu reden, so wie auch der hochedle Rath. Sagt mir doch," setzte er schmerzlich lächelnd hinzu," seid Ihr vielleicht ganz im Stillen zu so großen Reichthümern gelangt, daß Ihr sechs bis sieben hungrige Menschen nähren und kleiden könnt!"

„Ihr scherzet," entgegnete Gerhardt. „Mir aber ist es wohlbedachter Ernst. Es ist wahr, ich bin zu alt und auch wohl zu ungeschickt, mich und die Meinen durch meiner Hände Arbeit zu ernähren; aber Gott sei Dank, daß meine geistige Kraft noch nicht gebrochen ist. Habe ich bis in mein fünf und vierzigstes Lebensjahr durch Schulunterricht mein Brot verdient, so kann ich auch in meinem ein und sechzigsten Lebensjahre wieder damit anfangen. Wenn meine liebe Gemeinde erfährt, daß ich noch ein Schulmeister werden will, so wird sie mir wohl gern ihre Kinder anvertrauen. Verbietet mir es der Churfürst, ein Prediger für die Erwach-

senen zu sein, so wird er doch wohl nichts dagegen haben, wenn ich den Kindern das Evangelium verkündigen will.“

„Und wisset Ihr, was ich dann thue?“ fragte Jung eifrig. „Dann gehe ich von Haus zu Haus und sage, daß Ihr ein alter Mann seid, der es verlernt hat, den Kindern Milch zu geben, wie der Apostel sagt, daß Ihr überhaupt ein schlechter Zuchtmeister seid, über welchen die lieben Kindlein bald ein unumschränktes Regiment ausüben würden, und daß, falls Jemand seine Kinder wolle verziehen lassen, er sie nur zu Euch in die Schule schicken solle. Ich werde sagen, daß Ihr anfanget eine zitterige Hand zu schreiben und somit schlechte Vorschriften machet; ja ich werde sagen, daß Ihr sogar die heilige Schrift nicht mehr richtig erklären könnt, weil Ihr das Wort im Psalm: Ich bin jung gewesen und alt geworden und habe noch nie gesehen, den Gerechten verlassen, oder seinen Saamen nach Brot gehen,“ durch Euer eigenes Beispiel falsch erklärt und zu Schanden macht. Ja, lieber Herr Gevatter, das werde ich thun, und daß ich einiges Vertrauen unter meinen Mitbürgern genieße, das wisset Ihr. Wenn Ihr also nun Eure Schule herrichtet und schauet auf die leeren Bänke, und statt der lustigen Kinderlein tritt Meister Liebrecht ins Zimmer und verlangt die zehn rückständigen Gulden für Brot, und Meister Starke die andern zehn Gulden für Fleisch, und Euer Hauswirth die zwanzig Gulden schuldigen Miethzinses und setzet in aller Freundlichkeit noch hinzu, daß Ihr mor-

genden Tages weiter wandern möget, falls Ihr nicht den letzten Heller bezahlet — was thut Ihr dann?"

Als Gerhardt verwundert auf den Meister blickte und in seiner Verlegenheit keine Antwort fand, fuhr Jung fort: „Nehmt mir, lieber, ehrwürdiger Herr, meinen dummen Scherz nicht übel! Aber Ihr mögt mir's glauben, wenn Ihr Euch weigern wolltet, die Gaben dankbarer Liebe Eurer Gemeinde anzunehmen, — Gott ist mein Zeuge, ich würde nie wieder Euer Haus betreten. Geht nur einmal mit mir durch die Stadt und höret die Leute reden, wie sie Euch lieben, wie ihre ganze Seele an Euch hängt, wie sie mit wahrer Himmelsluft die freiwilligen Steuern zusammentragen, — und Ihr müßtet ein Herz von Stein haben, könntet Ihr solches Glaubens- und Liebeswerk zurückweisen. Nein, mein theurer Herr Gevatter, das fehlte noch in unserer Seelennoth, daß Ihr uns noch diese letzte Freude zu Schanden machtet."

„Aber bin ich denn nicht meines Amtes entsetzt?" fragte Gerhardt. „Ist nicht mein Nachfolger schon ernannt, der doch auch von seiner Gemeinde leben muß? Und wenn es auch Herr Adami nicht sein sollte, so doch ein Anderer!"

„Dafür lasset uns sorgen," antwortete Meister Jung. „Es ist wahr, Ihr seid abgesetzt, die leibliche sichtbare Verbindung zwischen Euch und der Gemeinde ist durch die Edicte aufgelöset, aber kein Edict auf Erden, kein Kaiser und Herr kann das geistige Band lösen, das Euch an uns knüpft, und welches Gott

selber um uns und Euch geschlungen hält. Ja, mein ehrwürdiger Freund, die Liebe ist ein göttliches Band, ein Band der Vollkommenheit, wie es die Schrift nennt. So wie aber der Glaube ohne Werke todt ist, so ist die Liebe ohne Werke ein armseliges Schattenspiel.“

Gerhardt blickte schmerzlich lächelnd vor sich hin und sagte dann: „Wisset Ihr auch, lieben Freunde, daß der Hofprediger Stosch mich einen bezahlten Widersacher des churfürstlichen Friedenswerkes genannt hat?“

„Also,“ fiel Meister Jung ein — „um dieses Stosch willen wollt Ihr unsere dankbare Liebe zurückweisen? Seitdem dieser Stosch die Briefe des armen Propstes Fromm hat drucken lassen und auf dem Titel so recht zum Hohne nicht allein die gnädige Verordnung Sr. churfürstl. Durchlaucht dazu anführet, sondern auch erwähnet, daß die Abschrift der genannten Briefe von drei Notaren, welche der lutherischen Religion zugethan, durchgesehn und verglichen worden ist, seitdem wissen wir nun ganz deutlich, was wir von diesem Manne zu erwarten haben. Ihr könnt mir's glauben, dieser Stosch sitzt wie eine giftige Kreuzspinne hinter seinem Gewebe und siehet eifrig zu, ob sich etwa eine lutherische Seele darin fangen und verderben lasse. Hätte nicht dieser Stosch, bevor noch der unglückliche Fromm angeklagt war, diesen mehrmals und auf Priestertreue und Glauben versichert, er habe dessen Briefe zur Hälfte schon vernichtet, und die Vernichtung der andern Hälfte sei auch schon beschlossen? Als aber Fromm in Ungnade gefallen war und um seines Leibes

und Lebens Sicherheit willen wie ein flüchtiger Verbrecher unsere Stadt verlassen mußte, siehe, — da waren wie durch einen Zauberspruch sämmtliche Briefe aus der Asche wieder hervorgekommen. Nun sitzt der liebe Mann hinter seinem Netze und freut sich seiner Rache! Pfui, sage ich, pfui, und wenn es der Churfürst hörte, und ich zeitlebens im grünen Hute*) herbergen sollte. Nein, mein theurer Freund, die giftige Rede eines Stosch kann weder Euch noch uns von einem Werke abhalten, wozu die Liebe den Grund- und Eckstein gelegt hat.

„Meister Jung hat Recht," sagte der Bürgermeister zu Gerhardt gewendet — „obschon sein Eifer etwas stürmisch ist. Ich kann Euch, lieber Freund, die Versicherung geben, daß der Rath sich in keiner Weise wird lassen irre machen, Euch Euren Gehalt auch ferner auszuzahlen. Und das sogar auf Grund Rechtens. Der Rath der Residenz Berlin hat Euch zum Diaconus hierher berufen, und nicht der Churfürst. Wäret Ihr wegen saumseliger Verwaltung Eures Amtes oder gar wegen unchristlichen Lebenswandels Eures Amtes entlassen, so fiele auch die Verpflichtung hinweg, Euch Euer tägliches Brot zu verabreichen. Aber Dem ist, Gott sei

*) So heißt oder hieß der noch jetzt in Berlin vorhandene runde Thurm an der Spree zwischen der alten Capelle und dem Gebäude mit den eckigen Erkern, welcher damals zum Gefängnisse diente, wegen seines kupfernen, grün angestrichenen Daches. Siehe Nicolai Beschreibung von Berlin. Bd. I. S. 82.

Dank, nicht so. Ihr seid, trotz der Ungnade unsers Churfürsten, noch unser berufener und verordneter Prediger; wir würden treulos an Euch handeln, wollten wir Euch den Zorn des Landesherrn, den Ihr durch getreue Amtsführung und durch Euren redlichen Eifer für das Kleinod unsers lutherischen Glaubens auf Euch geladen habt, durch Hunger und Elend entgelten lassen. Der Rath hat Euch nicht Eures Amtes entsetzt, also bleibt er auch verpflichtet, Euch Euer Brot zu geben. Also darüber beruhigt Euch und nehmt diese allgemeine Liebe, den wahren Herzensdrang Eurer Gemeinde, Euch nach Kräften wohlzuthun und das Bittere Eures Schicksals nach Kräften zu mildern und hinwegzunehmen, als göttliche Regierung in unsern Seelen an. Auch seid Ihr keineswegs gehalten, Eure Amtswohnung zu verlassen, so lange wenigstens Euer Amtsnachfolger noch nicht antritt. Und das mag auch noch eine Zeit lang dauern.“

„Erlaubt mir, mein hochedler Herr Vetter,“ entgegnete Meister Jung — „daß ich hier Eurer Ansicht nicht bin. Es mag auf dem Wege Rechtens gelten, daß Herr Gerhardt bis zum wirklichen Antritte seines Nachfolgers im Amtshause verbleibt, aber auf dem Wege christlicher Gerechtigkeit geht solches nicht. Daß wir unsern lieben, ausgetriebenen Seelsorger freiwillige Steuern bringen, kann uns der Churfürst nicht verbieten; wohl aber kann er sagen, daß das geistliche Amtshaus von seinem jetzigen Bewohner verlassen werden muß, weil er seines Amtes nicht wartet. Und wenn

das auch der Churfürst nicht befähle, so halte ich doch dafür, daß Herr Gerhardt es freiwillig thun müsse. Unsere Gemeinde ist, wie überall, verschiedenen Herzens und Sinnes; wenn auch die große Mehrheit der Bürger desselben Sinnes ist, wie unser hochedle Rath und ich, so giebt es doch einzelne niedrige, feile Seelen, welche, obgleich sie lutherisch sind, dennoch aus Liebedienerei und gemeinem Eigennutz mit in das Verdammungsurtheil gegen unsern Gerhard einstimmen. Und wenn auch nur Einer von diesen hier unten vorbeiginge und dächte in seinem Herzen: da oben wohnt der abgesetzte Diaconus — — nein, Herr Gevatter, das Blut steigt mir zu Kopfe, wenn ich daran denke. Ihr müsset fort von hier, und heute gleich. So löblich und selig es ist, Liebesgaben zu geben und zu nehmen, so herzfressend ist es, Wohlthaten von finstern, hämischen, niedrigen Seelen anzunehmen."

„Ihr geht zu weit, lieber Vetter," sagte der Bürgermeister kopfschüttelnd.

„Wollte Gott, Ihr hättet Recht," entgegnete Meister Jung. „Das Volk ist aus gar verschiedenen Elementen zusammen gesetzt, so daß es mir gar nicht unglaublich erscheint, daß selbst die Todtenpredigt des derenburger Pfarrers ihre Liebhaber gefunden hat. Volksgunst ist wandelbarer, als das Mondlicht, flüchtig, wie der Schatten einer Wolke. Wer darunter Schutz sucht, kommt vor lauter Suchen nimmer zur Ruhe. Dasselbe Volk welches einst den Herrn zum Könige über Israel ausrief, und ihm Palmen streute und wenige

Tage darauf über ihn ausrief: Kreuzige ihn! — dasselbe Volk ist heute noch nicht ausgestorben. Habe ich doch selbst müssen hören, wie Einige Eure Weigerung, Herr Gevatter, wieder ins Amt zu treten, als eine Bequemlichkeit gedeutet haben; — Leute allerdings, die ihr Gewissen nach der Elle messen und nach dem Guldenfuße abwiegen. Darum sage ich, Ihr müsset fort aus diesem Hause, und das heute noch.“

„Das ist auch mein vester Entschluß,“ versicherte Gerhardt — „ob ich gleich noch nicht weiß, wohin!“

„Nun, das weiß ich,“ sagte Jung triumphirend. „Ich kenne ein Haus, das noch Raum genug hat für Euch und Eure Familie. Ein einzelner Mann wohnt darin, ein armer Wittwer, dem noch obendrein das einzige Kind, das er hatte, entlaufen ist und sich an einen Kirchen-Musicanten gehängt hat. Dieserselbe Wittwer ist zwar nicht ganz so arm an leiblichem Gute, als er an seiner Seele ist; daher er auch schon seit längerer Zeit etwas Weniges daran gewendet hat, die Zimmer zum Empfange so lieber Gäste so sauber und zierlich als möglich herzurichten. Und was den Miethzins betrifft, so wird er sich billig finden lassen und sich mit der Pension begnügen, welche der Churfürst unsern Herrn Paul Gerhardt wird auszahlen lassen.“ —

„Nun merke ich's erst,“ fiel hier Tieffenbach dem Meister lächelnd ins Wort — „daß Ihr nur aus lauter Eigennutz dem Herrn Gerhardt anrathet, seine Amtswohnung zu verlassen.“

„Eigennutz?“ wiederholte Jung. „Nun ja, es mag darum sein. Ihr mögt es auch Neid und Mißgunst nennen; denn dieserselbe Wittwer würde sich zu Tode grämen, wenn Herr Gerhardt anderswo wohnen wollte, als in seinem Hause. Also gebt mir Eure Hand darauf, lieber Herr Gevatter, nicht wahr, Ihr verschmähet das Haus des armen verlassenen Wittwers nicht?“

„Ich verdiene solche Güte, solche Opfer nicht,“ antwortete Gerhardt gerührt. „Indeß mögt Ihr darüber mit meiner lieben Hausfrau reden. Ich bin in derlei Dingen so unerfahren, daß ich mir nicht zu rathen weiß.“

„Nun ist's das,“ rief Meister Jung fröhlich aus — „so habe ich gewonnen. Denn ich muß es Euch nur gestehen, daß ich vorher im Zimmer Eurer Hausfrau war, ihr die Sache vorstellte und von ihr an Euch gewiesen wurde. Das soll ein Freudentag für mich werden! Und nun erlaubt, daß ich mich verabschiede, um schnell noch einiges Nöthige zu besorgen. Gott sei mit Euch!“

Und somit eilte Meister Jung, ohne weitere Rede und Antwort abzuwarten, aus dem Zimmer.

„Eine treue, ehrliche Seele,“ sagte Tieffenbach. „Was müßte aus unserer guten Stadt Berlin werden, wenn alle Bürger so dächten und handelten, wie Meister Jung! Doch nun erlaubt auch mir, daß ich mich verabschiede. Der Rath wird den Churfürsten in aller Unterthänigkeit noch um einige Wochen

Bedenkzeit bitten, die auch Ihr, ehrwürdiger Herr, noch als solche annehmen mögt. Vielleicht, daß doch Gott in seiner Weisheit Euch noch einen Ausweg zeiget, auf welchen Ihr die Bitte Eurer Gemeinde mit gutem Gewissen noch erfüllen könnet.“

Und somit nahm auch der Bürgermeister seinen Abschied und ließ den armen Gerhard von tausend widerstreitenden Gefühlen gequält in seinem Zimmer zurück.

Der Rath that auch, was Tiefenbach darüber geäußert hatte. Er wies in einem offenen, mit edlem Freimuthe abgefaßten Berichte an den Churfürsten den Vorwurf der Nachlässigkeit zurück, sprach seine Bestürzung darüber aus, daß ihm ein unbekannter Mann zum Diaconus an Gerhardts Stelle vorgestellt worden sei und erzählte, auf welche verschiedene Art und Weise er Herrn Gerhardt zur Wiederannahme seines Amtes habe zu bewegen gesucht. Das in jeder Hinsicht merkwürdige Schreiben schloß mit den Worten: „Bitten derowegen unterthänigst, Ew. churfürstl. Durchlaucht wollen hierüber uns nicht ungnädig erscheinen, sondern vielmehr aus gedachten Ursachen uns entschuldigt halten und uns wider unsern Willen Keinen zum Diaconus vorstellen, sondern dann aber vier Wochen vergönnen lassen, daß wenn ja Herr Gerhardt durch den Propst nicht noch zu bewegen ist, wir nunmehr der Gemeinde Einen präsen-

tiren und zur Probepredigt anstellen mögen; da wir denn schon unlängst zwei solche gute Leute bei uns in Vorschlag haben bringen wollen. Wir getrösten uns gnädigster Erhörung und verbleiben lebenslang Ewr. churf. Durchl. unterthänigst gehorsamste Bürgermeister und Rathmannen der churf. brandenb. Residenz Berlin."

Leider eine falsche Getröstung. Schon am folgenden Tage kam vom Churfürsten die ablehnende Antwort zurück; doch hatte der Rath wenigstens so viel gewonnen, daß der Churfürst es zufrieden war, daß noch einige andere Geistliche zur Wahl gestellt würden und ließ es sich, was später geschah, sogar gefallen, daß nicht der von ihm vorgeschlagene derenburger Adami, sondern der Prediger Wolf aus Lebus an Gerhardts Stelle berufen wurde.

So war denn aber für Gerhardt die letzte Hoffnung dahin und er hatte nun wirklich aufgehört, Diaconus zu St. Nicolai zu sein.

Am selben Tage, wo die abschlägliche Antwort des Churfürsten einging und sogleich auch wie ein Lauffeuer in der Stadt bekannt wurde, erschien Meister Jung im Diaconathause mit seinen Gesellen und Lehrlingen. Und bald darauf wanderten die wenigen Geräthschaften, welche Gerhardts Eigenthum ausmachten, in das jung'sche Haus in der Brüderstraße.

Eine große Anzahl Menschen hatte sich versammelt. Als nun zuletzt Paul Gerhardt erschien, am rechten Arm seine kranke Frau, die nur mühsam sich fortbewegte und von der jungen Frau Ebeling noch gestützt wurde, an

der linken Hand den kleinen Fritz, und hinter diesem die arme Wittwe Fromm mit ihren vier Kindern, da gab es nur Weinen und Klagen unter der Menge.

„Euren Ausgang segne Gott,“ riefen mehrere Stimmen.

Meister Jung aber rief laut und fröhlich dazwischen: „Euren Eingang gleichermaßen!“

Cap. 12.

Die Erlösung.

Der Herr wird mich erlösen von allem Uebel und mir aushelfen zu seinem himmlischen Reiche. Welchem sei Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.

2 Timoth. 4, v. 18.

Freitags abends, am 28. Februar des Jahres 1668 saß Gerhardt mit Weib und Kind und der Wittwe Fromm mit ihren Kindern zusammen in herzlicher Eintracht, wie eine Familie. Gerhardt hatte eben die Erklärung einer Bibelstelle geendigt, wie er im Kreise der Seinen zur Vorbereitung auf das gemeinschaftliche Abendgebet zu thun pflegte, als seine Gattin plötzlich unruhig ward und ihr Tuch vor den Mund hielt.

„Um Gotteswillen, was ist Dir?“ rief Gerhardt erschreckt aus.

„Nichts, lieber Herr,“ antwortete sie lächelnd. „Es lief mir nur wie ein fühlbarer Schatten über die Brust, so daß ich erschrak; aber jetzt ist's wieder vorüber.“

Als sie aber dann in das Tuch blickte, erschrak sie auf's Neue. Sie sah, daß sie Blut ausgeworfen hatte.

„Mein armes Weib," rief der Gatte aus — „Du bist krank. Eilt schnell, rufet den Arzt herbei!"

„O nicht doch," bat Maria lächelnd. — „Ich versichere Euch, lieber Herr, mir ist ganz wohl; ja so wohl und leicht, wie lange nicht. Nein, meine liebe Sabine," sagte sie dann noch zu ihrer Schwester gewendet, — „bleibe nur hier! Was soll mir der Arzt, wenn es mir so wohl geht? Aengstiget Euch nicht um meinetwillen!"

Als sie nun auch wirklich heiter und wohl blieb und mit aller Freundlichkeit zum Reden ermunterte, wurde Gerhardt wieder ruhig und hielt die Abendandacht mit dankbarem, frohen Gemüthe, und Alle begaben sich mit kindlicher Zuversicht auf des himmlischen Wächters Schutz zur Ruhe.

Und die Nacht verging ohne Unfall; Frau Gerhardt stand am Morgen zur gewöhnlichen Stunde wieder auf, und besorgte wie immer ihr Hauswesen; aber nach des Herrn Willen zum letzten Male. Ihre Kräfte schwanden immer mehr, und als sie des Nachmittags ein wenig der Ruhe pflegen wollte, kehrte der Anfall von gestern in verstärktem Maße zurück. Das Blut floß unstillbar aus ihrem Munde; da galt es schnelle Hilfe. Und bald trat der herbeigerufene Hausarzt Dr. Weise in Begleitung des Dr. Sennertus ins Zimmer, welchen beiden Männern es endlich gelang, das Blut zu stillen.

„Wollt Ihr Euch nicht zu Bette legen?" fragte der Arzt bittend.

„Ach ja," erwiderte die arme Frau — „bin ich doch so matt, daß ich vergehen möchte." Und als sie nun in ihrem Bette dalag, todtenbleich die mageren, eingefallenen Wangen, den brechenden Blick in den müden Augen, da dachte ein Jedes in seinem Herzen: Sie stirbt!

Aber der Herr des Lebens und des Todes hatte ihre letzte Stunde noch nicht so nahe gesetzt. Bald darauf überflog eine hohe Röthe die bleichen Wangen der Kranken und die Brust hob sich schnell; aber nach kaum einer Stunde verwelkten diese Fieberrosen wieder und ließen eine noch größere Todesblässe zurück. Und so währte dieser Zustand fünf ganzer Tage; die fliegende Fieberglut kam und ging wie ein raubsüchtiger Feind, der bei seinem Weggange jederzeit von dem schwachen Restlein Kraft immer noch ein wenig mit fortnahm, bis der Tod den müden Leib zur Ruhe bettete.

In der früheſten Morgenstunde, Donnerstags den fünften März, nachdem sich Gerhardt kurz vorher, von den vielen Nachtwachen ermüdet, ein wenig zur Ruhe begeben hatte, klopfte es an seine Thüre. „Ach kommt, lieber Herr Schwager," rief eine Stimme — „kommt, so schnell Ihr könnet, meine Schwester ist im Verscheiden."

Und bald darauf trat Gerhardt in das Zimmer seines kranken Weibes. Welch ein Anblick! Wie eine vertrocknete, vom Sturme zerknickte Lilie lag Maria da. Frau Sabine weinte laut und ihre Kinder mit ihr. Dorothea dagegen lag vor der Kranken auf ihren Knieen,

hatte deren Hände umschlungen und betete laut. Da trat Gerhardt näher heran, und als er sah, daß sie ihr Auge auf ihn richtete, sprach er: „Maria, mein liebes, treues Weib, kennst Du mich?“

Da lächelte sie freundlich, reichte ihm ihre Hand und sprach: „Mein lieber, guter Herr!“

„Wie ist Dir, Maria?“ fragte der Gatte, indem er seine Hand auf ihre kalte Stirn legte.

„O mir ist so unaussprechlich wohl, wie noch niemals,“ antwortete sie mit heiterer Miene. „Nun merke ich's erst, daß ich bald wieder werde gesund werden.“

„Ja, ja,“ setzte Gerhardt hinzu — „Du denkst an das Wort der Schrift: Herr, mein Gott, da ich schrie zu Dir, machtest Du mich gesund! (Psalm 30, v. 3.) Aber bist Du auch gesund im Glauben, in der Liebe, in der Geduld?“

Als die Kranke fragend auf ihren Gatten blickte, fuhr er fort: „Ich meine gesund im Glauben, daß Deine ganze Seele frohlocket in dem Bekenntnisse: Christus ist mein Leben, und Sterben mein Gewinn! Gesund in der Liebe, daß Du Deinen Heiland desto inniger liebst, desto sehnlicher nach ihm verlangst, je mehr Dein irdischer Mensch verfällt, — und gesund in der Geduld, daß Du still bist in Deinem Herzen und wie eine getreue Magd auf die Hilfe des Herrn hoffest?“

„Ach, ja wohl,“ sagte sie im herzlichsten Tone. „Bin ich doch allezeit Eure treue Schülerin gewesen, mein lieber Herr, und war es immer meine Freude, die

Bahn zu wandeln, die Ihr mir gezeigt habt und mir voran gegangen seid.“

„O sieh nicht auf mich armen, armen, sündigen Menschen,“ entgegnete Gerhardt. „Was hätte ich Dir geben können, hätte es mir nicht zuvor mein Heiland gegeben! Haben wir ja doch nur Einen, dem wir nachfolgen sollen.“

„Ja gewiß,“ sprach die Kranke und setzte dann fast trauernd hinzu: „Aber wollt Ihr mir die Freude nehmen, die ich an Euch hatte seit jenem ersten Augenblicke, wo Ihr in meines seligen Vaters Haus eintratet und mein theurer, lieber Lehrer wurdet? Wollt Ihr mir die Freude verkümmern, mit welcher meine Seele Euch danket, daß Ihr mir den Weg zu Christo geöffnet habt? Soll ich meine liebe Schwester Sabine noch zum Zeugnisse aufrufen, wie oft wir in unserm Kämmerlein für Euch gebetet haben, wenn irgend eine Leibesschwachheit Euch überfallen hatte? Ja, lieber Herr, meine ganze Seele danket Euch! Was wäre ich ohne Euch! Welche Wege wäre ich gegangen, wenn der himmlische Vater Euch nicht mir zum Freund und Führer gegeben hätte! Nein, mein Gerhardt, störet mir diese Freude nicht!“

„Und doch, doch kann ich diese Ehre nicht nehmen,“ entgegnete Gerhardt in ernster Trauer. — „Warst Du nicht vielmehr der tröstende Engel, den mir der Herr für meinen dornenvollen Lebenspfad gegeben hat? Hat Deine Demuth, Dein kindliches Vertrauen nicht mir zur Zeit großer Noth und Anfechtung Muth und Freudigkeit gebracht? Habe ich nicht von Dir gelernt, wie

man ſich auch in ſein ſchwerſtes Kreuz wohl ſchicken müſſe? Hat nicht ſo oft ein Wort der Schrift aus Deinem Munde mir ſo wunderbar Licht und Kraft und Frieden gegeben? Biſt Du nicht die treue Mutter meiner Kinder, die früh und ſpät ihre Ruhe, ihre Freude, ihre Geſundheit geopfert um der Kindlein willen? War nicht Dein Herz mein erſter und letzter Zufluchtsort auf Erden, wo ich für alle meine Leiden und Trübſale Ruhe fand? Ja, mein gutes, treues, frommes Weib, nimm für das Alles den Dank meines Herzens und laß uns Beide dem himmliſchen Vater danken, daß er uns zuſammengeführt hat, damit wir Eins das Andere fördern ſollten in allen Leibes- und Seelennöthen. Denn wir ſind es doch nicht, ſondern der Herr allein, der große Dinge an uns, in uns und durch uns gethan hat."

„Ihm ſei Ehre in Ewigkeit," ſetzte die Kranke betend hinzu.

Jetzt brach durch das Morgengrauen ein heller, goldener Schein in das Zimmer; der Morgenröthe zauberhaftes Licht fiel gerade auf der Kranken Angeſicht und legte himmliſche Roſen auf die weißen, kalten Wangen. Als Maria dieſen himmliſchen Morgengruß gewahrte, rief ſie plötzlich und mit heller, freudiger Stimme aus:

Die goldene Sonne
Voll Freud' und Wonne
Bringt unſern Grenzen
Mit ihrem Glänzen

Ein herzerquickendes, liebliches Licht.
Mein Haupt und Glieder,
Die lagen darnieder,
Aber nun steh' ich
Bin munter und fröhlich,
Schaue den Himmel mit meinem Gesicht!

Diese Worte, der erste Vers eines Morgensegens, von Gerhardt zu einer bessern Zeit gedichtet, aus dem Munde einer Sterbenden gesprochen, machten auf die Umstehenden einen erschütternden Eindruck. Und Maria, des lieben Liedes nun einmal voll, schaute verklärten Angesichts in die rosige Gluth des Himmels hinein und fuhr, wie in Begeisterung fort:

Mein Auge schauet,
Was Gott gebauet
Zu seinen Ehren,
Und uns zu lehren
Wie sein Vermögen sei mächtig und groß
Und wo die Frommen,
Dann sollen hinkommen
Wann sie mit Frieden
Von hinnen geschieden
Aus dieser Erde vergänglichem Schoos.

Bei den letzten Worten wurde ihre Stimme immer schwächer und ihr Athem verkürzte sich so, daß Gerhardt von der größten Angst erfüllt wurde. Noch ehe er aber sie zur Mäßigung auffordern konnte, sammelte sie neue Kraft, legte die gefalteten Hände über die wogende Brust, schaute in schmerzlicher Klage nach dem brennenden Himmel und sprach:

Gott, meine Krone,
Vergib und schone!
Laß meine Schulden
In Gnad und Hulden
Aus deinen Augen sel'n abgewandt.
Sonsten regiere
Mich, lenke und führe
Wie dir's gefällt:
Ich habe gestellet
Alles in deine Beliebung und Hand.

„Maria," sprach hier Gerhardt im Tone herzlichster Bitte — „willst Du Dich nicht schonen?"

„Liebe, gute Frau Pathe," setzte Dorothea hinzu — „lasset mich das Lied weiter sprechen! Wir haben es ja so oft zusammen gebetet!"

Aber die Kranke achtete dies Alles nicht; Thränen füllten ihre Augen und mit matter Stimme sprach sie weiter:

Kreuz und Elende
Das nimmt ein Ende;
Nach Meeres Brausen
Und Windes Sausen
Leuchtet der Sonne gewünschtes Gesicht.
Freude die Fülle,
Und selige Stille
Hab' ich zu warten
Im himmlischen Garten,
Dahin sind meine Gedanken gericht't.

Und wie sie hier geendet hatte, schloß sie die Augen und ihre gefalteten Hände löseten sich und fielen kraftlos auf das Bett nieder. Da brach ein allgemeines Weinen

und Klagen aus, während Gerhardt seine Augen mit beiden Händen bedeckte, als könne er seines Weibes Sterben nicht sehen.

Aber wunderbar sind die letzten Stunden der Sterbenden; da kommt oft über die Seele eine fast himmlische Kraft und Gewalt, welche den brechenden Leib noch hält, als wolle die Seele, ehe sie ihr irdisches Haus verlässet, noch einmal durch alle Räume desselben gehen. Die Sterbende öffnete auf's Neue ihre Augen und blickte mit einer Siegesfreudigkeit um sich, als habe sie schon den letzten Kampf überwunden.

Da beugte sich Gerhardt zu ihr nieder und sprach: „Maria, Deine Leibesschwachheit nimmt zu. Eben höre ich, daß sie zu St. Nicolai zur Morgenpredigt läuten. Wenn es Dir nicht zuwider ist, will ich in der christlichen Gemeinde für Dich beten lassen und Deinen Beichtvater bitten, daß er nach der Predigt komme und Dir das heilige Abendmahl reiche!"

„Ja," antwortete sie in aller Freundlichkeit. „Mir ist das nicht zuwider. Habe ich doch auch schon daran gedacht; und ich möchte das heilige Abendmahl gar gern empfangen. Aber," setzte sie dann fast scherzend hinzu — „ich muß mich fast wundern, wie mein lieber Herr auf solche Gedanken kommt! Ich bin zwar etwas schwach, doch wo nicht ein anderer Zufall dazu kommt, so hoffe ich, es soll zur Zeit noch keine Noth haben."

Wie räthselhaft erscheint diese Rede aus dem Munde einer Sterbenden! So sichtbar dem Tode nahe, und diese unbrechbare, unzerstörbare Hoffnung auf Leben,

und zwar leibliches Leben! Alle Umstehenden sehen den Tod, wie er immer näher herantritt, seine Beute zu fassen; nur ihr Auge, deren Leib dem Tode verfällt, bleibt gehalten in Täuschung und falscher Hoffnung.

Wie schmerzlich erscheint uns das, wenn wir diese Seelenräthsel an Solchen wahrnehmen, die vielleicht ihr ganzes Erdenleben hindurch mit verdeckten Augen und verhärtetem Herzen gegangen sind und nun in den letzten Stunden noch wenigstens zur Erkenntniß und zur Reue kommen könnten, wenn sie wüßten, daß sie unrettbar sterben müßten! Und doch, wie Viele gehen dahin mit der Binde vor den Augen, legen sich hin, ohne Ahnung, daß sie sterben werden, und sterben schnell und schmerzlos. Wir könnten freilich sagen, daß eine Bekehrung zum Herrn, welche nur die Todesangst und die Sterbensnoth, hervorgebracht habe, dem Herrn kein erfreuliches Opfer sein könne. Zwar bekehrte sich der Schächer am Kreuze auch erst in seiner Sterbensnoth und der Herr verhieß ihm das Paradies; aber müssen wir nicht gestehen, daß dieser Schächer weniger aus Sterbensnoth als vielmehr durch den Anblick des leidenden Erlösers und durch die gewaltige Sprache der letzten Worte unsers Herrn am Kreuze zu der Bitte gedrängt wurde: Herr, gedenke meiner, wenn Du in Dein Reich kommst?

Wie tröstlich dagegen ist es für unser eigenes einstiges Sterben, wenn wir sehen, wie gnädig der Herr die Schrecken des Todes hinwegzunehmen weiß; kommt nun noch hinzu des Christen Triumphlied: daß Christus

dem Tode die Macht genommen und Leben und unvergängliches Wesen an das Licht gebracht hat durch sein Evangelium, so schwindet auch das letzte Grauen und wir sind fröhlich und getrost uud rufen aus: der Tod ist verschlungen in den Sieg! Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum!

Als Gerhardt nach genommener Rücksprache mit seinem ehemaligen Collegen Lorentz wieder ins Zimmer zurücktrat, fand er die Kranke aufgerichtet im Bette sitzen; sie blickte ihn lächelnd an, als wollte sie sagen: Siehst Du, daß meine Schwachheit noch nicht gar so groß ist. Darauf bat sie ihn und sprach: „Mein lieber Herr, ich trage herzlich Verlangen nach dem heiligen Mahle, und möchte es würdig genießen, damit ich mir nicht selber das Gericht esse und trinke. Wollt Ihr mir vielleicht des Herrn Lutheri Predigt vom Abendmahle lesen?"

„O gern, meine theure Maria," antwortete Gerhardt und holte Lutheri Haus- und Kirchenpostille herbei. Die Kranke faltete nun ihre Hände und ließ ihre matten Blicke auf den Lippen ihres Gatten ruhen, als wolle sie jedes der Worte, was er sprach, zugleich mit lesen. Gerhardt begann mit den Einsetzungsworten. Der erste Theil des Sermons, der von dem vesten und unbedingten Glauben daran überhaupt handelt, so wie der zweite, der sich über die Worte: „zur Vergebung der Sünde" ausspricht, schien auf die Gattin keinen ungewöhnlichen Eindruck hervorzubringen; vielleicht

weil ihr Glaube eben so veſt war, als ihre Hoffnung auf die Vergebung ihrer Sünden. Als aber Gerhard jetzt an die Worte kam:

„Darum habe ich gesagt, daß man das Sacrament Keinem geben solle, er wisse denn zuvor anzugeben, daß es also um ihn stehe, nämlich daß er sage, was ihm fehle und begehre da, Stärke und Trost zu haben durch das Wort und das Zeichen. Wer es nun nicht also gebrauchen kann, der bleibe davon und thue nicht, wie Die thun, die sich auf diese Zeit so jämmerlich martern, wenn sie zum Sacrament gehen, und doch gar nicht wissen, was sie thun. Wenn Du nun das Sacrament geholet hast, so gehe fort und übe Deinen Glauben, dazu dienet das Sacrament, daß Du dann sagen könnest: Da habe ich öffentlich das Wort, daß mir die Sünden vergeben sind, dazu auch das öffentliche Zeichen in meinen Mund genommen, das kann ich bezeugen, wie ich's auch öffentlich bekannt habe vor dem Teufel und aller Welt. Wenn Dich nun der Tod und das böse Gewissen ansicht, kannst Du Dich darauf stützen und trotzen wider den Teufel und die Sünde und also Deinen Glauben stärken und das Gewissen fröhlich machen gegen Gott, und wirst also gebessert von Tag zu Tag, der Du sonst träg und kalt bleibest." —

Als Gerhardt diese Worte las, nahm das Angesicht der Kranken plötzlich einen ganz andern Ausdruck an, nicht in Folge der Veränderung ihres leiblichen Zustandes, sondern ihres innern Menschen. „Lieber Herr," sagte sie — „meinet Ihr wohl, daß mich der Tod an-

ſicht? Sollte wirklich meine letzte Stunde gekommen ſein?“

„Die letzte Stunde kommt vom Herrn,“ antwortete Gerhardt, dem die Liebe und der Schmerz den Muth genommen hatten, ſeine Ahnung offen einzugeſtehen. — „Und wer hat des Herrn Sinn erkannt? Kann nicht der Herr ſelbſt aus dem Tode noch retten? Doch“ — ſetzte er dann hinzu, als fühle er, daß er offen reden müſſe — „und wenn Deine letzte Stunde nahe wäre, würdeſt Du Dich fürchten, Maria?“

„O nein, nein,“ antwortete ſie herzlich. „Warum ſollte das Kind nicht fröhlich ſein, wenn es zum Vater geht? Aber, lieber Herr, bin ich auch wirklich ein Kind, das zum Vater geht? Ach, wer gibt mir gewiſſe Zuverſicht, daß mich der Vater im Himmel annimmt?“

„Dein Glaube allein,“ ſagte Gerhardt. „Weißt Du nicht, daß der Glaube iſt eine gewiſſe Zuverſicht Deſſen, das man hoffet, und nicht zweifelt an Dem, das man nicht ſiehet? Iſt Dein Herz nicht veſt und fröhlich in der Zuverſicht, daß Jeſus Chriſtus auch für Dich am Kreuze geſtorben iſt?“

„Ach ja,“ verſicherte ſie. „Aber bin ich's denn auch werth, daß ich zum Vater gehe? Lieber Herr, ich hoffe, Ihr werdet mir das Zeugniß geben, daß ich mit Wiſſen und Willen mich nicht an dem Herrn, meinem Gott, verſündigt habe. Auch habe ich all' mein Leben lang immer Troſt in dem Worte gefunden: Wer da glaubet, der ſoll ſelig werden! Aber jetzt zum erſten Male wird meine Seele unruhig dabei. So wie jetzt

hat noch niemals das Bild meines ganzen Lebens vor mir geſtanden; mir iſt, als hätte ich hellere Augen empfangen und ſähe nun durch alles Dunkel meiner Erdenzeit hindurch und ſähe auf den Grund meines Herzens und Gewiſſens. Ach, lieber Herr, das iſt keine Freude für mich armes Weib! Ich ſehe nichts als trauriges Stückwerk, ich ſehe, meiner Sünden iſt mehr, denn des Sandes am Meere! Ach, wie oft habe ich mit falſchem Troſte mich getröſtet! Wie oft gedacht, daß ich's wohl hinausgeführt habe! Wie oft habe ich meine Mühen und Sorgen dem Herrn vorgehalten, daß er mir meinen Lohn dafür geben ſoll! Aber nun ſehe ich's doch mit einem Male, daß ich einen falſchen Frieden hatte!"

„Das iſt," ſagte Gerhardt ernſt — „das Wort des Herrn: Wenn ihr Alles gethan habt, was euch befohlen iſt, ſo ſprechet: Wir ſind unnütze Knechte. Wir haben gethan, das wir zu thun ſchuldig waren. Ja, mein gutes Weib, ſo traurig und niederſchlagend ein ſolches Geſtändniß iſt, ſo erhebend, ſo erfreulich muß es doch für Dich ſein, weil eben für dieſes Herzeleid dem gläubigen Chriſten die ſeligſte Freude gegeben iſt. Wohl Dir, daß Du dieſe Wunden fühleſt, nun wird Dir auch die Hand des Herrn den heilenden Balſam darauf legen. Nur wenn wir von uns abthun allen Stolz und Hoffart auf unſere guten Werke, nur wenn wir auch im Beßten, das wir gethan haben, uns nicht ſelber rechtfertigen wollen, nur wenn wir es ganz und willig fühlen, daß wir bei aller unſerer Gottesfurcht doch nur

arme, elende, sündige Menschen sind, die nichts von der Gerechtigkeit, wohl aber Alles von der Gnade und Barmherzigkeit Gottes hoffen dürfen, nur dann tritt der Herr als Mittler und Erlöser zwischen uns und den Vater und das Blut Jesu Christi macht uns dann rein von allen Sünden, nicht etwa so, als wenn wir keine Sünde gethan hätten, sondern nur, daß um unsers Glaubens willen die Strafe unserer Sünden um Christi willen von uns hinweggenommen wird. Der natürliche Mensch spottet der Rechtfertigung aus dem Glauben, weil er sie bei seinem unerleuchteten und unbußfertigen Herzen gar nicht versteht; aber der treue Christ, dessen ganzes Leben eine ernstliche Nachfolge Jesu Christi war, und der, je mehr er seinem Herrn im Glauben und in der Liebe dienet, es immer schmerzlicher fühlet, wie wenig er wahrhaft Gutes und Reines und Vollkommenes thun kann, — der versteht es allein, daß ein Anderer für uns genug thun mußte, weil wir es nicht vermochten, und fühlt es allein, wie er dessen Verdienst durch den Glauben sich aneignen kann. Halte Dich nur veſt und treu an das Wort der Schrift: Gott war in Christo und versöhnte die Welt sich selber und rechnete ihnen ihre Sünde nicht zu, und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung. Und: Gott hat Den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht; auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt! [2 Cor. 5, 19. 21.] Dies Wort, den Ungläubigen ein Fels der Aergerniß, ist den Gläubigen der einzige Fels des Heils, die erste

und letzte Hoffnung, auf welche ſich es ſelig leben und ſterben läſſet.“

„Ach, wie erquickt mich dies Wort,“ rief die Kranke mit einem wehmüthigen Lächeln aus. „Nunmehr weiß ich, daß auch mein Erlöſer lebt!“

„Gott geſegne Dir dies Wort,“ ſagte Gerhardt. „Du würdeſt es nicht wiſſen, hätteſt Du nicht Deine Unwürdigkeit vor Gott erkannt; denn das iſt eben die wunderbare Heilung, daß einem Jeden, der mit aufrichtiger Reue und Buße und aus dem Glauben heraus vor Gott bekennt: Ich armer, elender, ſündhafter Menſch! — flugs des Heilandes Mund ſich öffnet und ihm zuruft: Stehe auf, betrübte Seele, Dir ſind Deine Sünden vergeben. Gehe ein zu Deines Herrn Freude.“

Hierauf las Gerhardt die Predigt Lutheri noch zu Ende und ſchloß mit den herrlichen Worten: „Dies Leben iſt nichts anders, denn ein Leben des Glaubens, der Liebe und des heiligen Kreuzes. Aber dieſe Drei werden nimmer in uns vollkommen, weil wir auf Erden leben und beſitzt ſie Niemand vollkommen, denn allein Chriſtus, der die Sonne iſt, und uns gegeben und geſetzet zum Beiſpiel, dem wir auch nachfolgen müſſen. Darum findet man allezeit unter uns Etliche, die da ſchwach, und Etliche, die da ſtark ſind und aber Etliche noch ſtärker. Dieſe können wenig, die Andern viel leiden und müſſen alſo Alle in dem Ebenbilde nach Chriſto bleiben. Denn dies Leben iſt ein ſolcher Wandel, darin man immerdar fortfährt, von Glauben in Glauben, von Liebe in Liebe, von Geduld zu Geduld, und von

Kreuz zu Kreuz. Es ist nicht Gerechtigkeit, sondern Rechtfertigung; wir sind noch nicht gekommen, dahin wir sollen, wir sind aber Alle auf der Bahn und im Wege, darauf sind Etliche weiter und weiter. Gott ist zufrieden, daß er uns in der Arbeit und Vorsatz findet; wenn er will, so kommt er bald und stärket den Glauben und die Liebe, und setzet uns in einem Augenblicke aus diesem Leben in den Himmel.“

„Ach wär' ich schon daheim bei dem Herrn,“ rief hier Frau Maria aus und betete dann aus inbrünstigster Seele:

Mach End', o Herr, mach Ende
An aller unsrer Noth;
Stärk' unsre Füß' und Hände
Und laß bis in den Tod
Uns allzeit deiner Pflege
Und Treu' empfohlen sein,
So gehen unsre Wege
Gewiß zum Himmel ein.

Gerhardt ward von diesen Worten, obgleich es seine eigenen waren, so ergriffen, daß ihm die Thränen in die Augen traten; und weil er diese Thränen seinem Weibe verbergen wollte, verließ er auf einige Augenblicke das Zimmer. „Sie betet meine Lieder im Tode,“ sagte er zu sich selber. — „Ich armer Wurm, wie komme ich zu solcher Ehre! Aber wie lieb muß diese treue, fromme Seele mich haben?“

Die Wittwe Fromm und Frau Dorothea waren bei der Kranken geblieben; zu diesen wandte sie sich jetzt und sprach: „Ihr Lieben, thut nun das letzte Werk an

mir, waſchet mich und legt mir weiße Wäſche und Kleider an. Muß nicht die Braut geſchmückt ſein, wenn der Bräutigam kommt?“

Und als die beiden Frauen ihren Willen gethan, richtete ſie ſich wieder im Bette auf, ließ ſich ihr Gebetbuch reichen und that und las, wie ſie in geſunden Tagen ſich zum Genuß des heiligen Abendmahls vorbereitete. Bald darauf trat Gerhardt mit dem Diaconus Lorentz ins Zimmer. Sie grüßte ihn freundlich, reichte ihm die Hand und ſprach: „Lieber, ehrwürdiger Herr Beichtvater, meine Stunde iſt gekommen; wollt Ihr mir die letzte Gunſt erweiſen und mich mit dem Leibe und Blute meines Herrn ſtärken?“

„Ja, meine Tochter,“ antwortete der Geiſtliche; und darauf richtete ſie ihre Blicke nach Oben, faltete ihre Hände und ſprach ihre Beichte mit ſolcher Innigkeit und ſolcher Zuverſicht, daß es ſchien, als läge ein Kind ſichtbarlich vor dem Vater auf den Knieen und ſchaue in das gnadenreiche Auge des Allbarmherzigen. Und der Diaconus Lorentz, heute völlig ein Anderer als am Sterbebette des armen Lilius, ertheilte aus eigenem tiefgerührten Herzen die Abſolution, conſecrirte dann Brot und Wein und ſpeiſte die hungernde und dürſtende Seele.

Nachdem Lorentz und Gerhardt wieder aus dem Zimmer getreten waren, und ſich die Kranke mit den beiden Frauen wieder allein befand, wandte ſie ſich an Dorothea und ſprach: „Weißt Du noch, junge Frau, als Du einmal in großer leiblicher Noth zu mir kamſt

und brachtest mir die stärkende Suppe? Wie lieb wäre es mir, wenn Du jetzt noch einmal kämest; ist mir's doch, als ginge neues Leben durch meine Glieder und als hätte ich Lust nach leiblicher Speise."

„Nun Gott sei Dank, das kann ich, liebe Frau Pathe," sagte Dorothea freundlich. „Ich habe wirklich ein Töpfchen wieder mitgebracht und es auf den Heerd gestellt." Und schnell brachte sie das zinnerne Suppentöpfchen herein, reichte es der Kranken hin und sprach: „Nun so esset denn und Gott segne es Euch!"

„Du bist doch das Täublein mit dem Oelzweige," sagte die Kranke lächelnd. „Oder hast Du wirklich das Oelkrüglein der armen Wittwe geerbt? Und darfst Du nur sprechen: Tischlein, Tischlein, decke dich?"

„Ach, demüthigt mich nicht gar so sehr, liebe Frau Pathe," antwortete die junge Frau in bittendem Tone und beugte ihr Haupt auf das Bett.

„Du gutes, liebes Kind," sagte Frau Gerhardt und legte ihre kalte, abgezehrte Hand auf Dorotheens Stirn. „Weißt Du denn auch, wie sehr ich Dich liebe?"

„Ihr seid meine zweite Mutter," sagte Dorothea weinend. „Was wäre aus mir armen Weibe geworden, hättet Ihr Euch meiner nicht angenommen? Möge es Gott Euch lohnen, — all' mein Glück und meine Habe ist zu gering, und meine Worte zu schwach, Euch zu danken, wie Ihr es verdient. Segnet mich, liebe Frau Pathe, segnet mich an meiner Mutter Statt."

Da legte die Kranke ihre beiden Hände auf Dorotheens Haupt und zog es nach ihrer Brust und sprach:

„Gott weiß es, mein Kind, ich habe Dich geliebt, als hätte ich Dich unter dieſem meinen Herzen getragen! Möge Deine ſelige Mutter, bei der ich, wenn Gott mir gnädig iſt, bald ſein werde, jetzt hernieder ſchauen auf Dich und in mein Herz, und die Liebe heiligen und ſegnen, die mich an Dich bindet auf Zeit und Ewigkeit. Der Herr wird Dich ſegnen aus Zion, daß Du ſeheſt das Glück Deines Hauſes Dein Lebenlang. Befiehl dem Herrn Deine Wege und hoff' auf ihn, er wird's wohl machen.“

Dorothea weinte noch lange an der Bruſt der Sterbenden, dann ſtand ſie auf und diente ihr. Aber die flüchtige Luſt zur leiblichen Speiſe war ſchnell wieder vergangen und Frau Maria bat ihre Schweſter, das Töpfchen wegzunehmen. „Ich werde die Suppe warm erhalten,“ ſagte dieſe.

„Doch nicht für mich?“ fragte die Kranke. „Meinſt Du wirklich, liebe Schweſter Sabine, daß ich noch leiblicher Nahrung bedarf? Ich habe es Dir und mir ſelber nicht ſagen wollen, daß ich ſo krank ſei; aber Du magſt mir's glauben, jetzt weiß ich's, daß ich bald ſterben werde. Betrübe Dich darum nicht,“ — ſetzte ſie freundlich tröſtend hinzu, als ſie ſah, wie die Schweſter weinte — „betrübe Dich nicht um meinetwillen, denn ich habe doch das beſſere Theil, wenn ich aus dieſer Zeit Leiden gehe. Gottes Gnade wird uns doch bald wieder zuſammenführen. Betrübe Dich auch nicht um Deinetwillen; mein Gerhardt wird Dich nicht verlaſſen, und ſich Deiner und Deiner Kinder fernerhin annehmen,

wie bisher. Willst Du mir aber eine Liebe erweisen, so suche meinen lieben Eheherrn auf und führe ihn zu mir; mein Herz verlangt gar sehr nach ihm.“

Und als die Wittwe bald darauf mit Gerhardt zurückkam, sagte sie zu ihm: „Lieber Herr, dort im Schranke liegt ein Buch, ein mir gar lieber Schatz, in welches ich von der Zeit an, wo Ihr auf mich arme Magd und Eure Schülerin freundlich und liebevoll herniedersaht, oft in stiller Mitternacht die Lieder eingeschrieben habe, die Ihr Gott und unserm Herrn zu Ehren gesungen habt, ja daß ich meine Schwachheit gestehe, auch die, welche Ihr aus unverdienter Liebe zu mir gedichtet habt. Meine Augen fangen an, dunkel zu werden, ich kann nicht selbst mehr lesen! Will nun mein lieber Herr mir den letzten Liebesdienst erweisen?“

Gerhardt vermochte vor Rührung nicht zu antworten; er ging aber an den Schrank, nahm das bezeichnete Buch heraus und trat wieder an das Bett.

„Nun,“ sprach sie bittend weiter — „so leset mir das vierte Lied: An die Hände des Herrn Jesu! Denn seine Hand wird doch bald meine Seele tragen in seines Vaters Reich.“

Und Gerhardt las mit bewegter Stimme;

Sei wohl gegrüßet, guter Hirt,
Und ihr, o heil'gen Hände
Voll Rosen, die man preisen wird
Bis an des Himmels Ende.

Die Rosen, die
Ich mein' allhier
Sind deine Maal' und Plagen
Die dir am End'
In deine Händ'
Am Kreuze sind geschlagen.

Du zahlst mit beiden Händen dar
Die edlen rothen Gulden
Und bringst die ganze Menschenschaar
Dadurch aus allen Schulden.
Ach laß von mir,
O Liebster, dir
Diese Hände herzlich drücken,
Und mit dem Blut,
Das mir zu gut
Vergossen, mich erquicken.

Wie freundlich thust du dich doch zu
Und greifst mit beiden Armen
Nach aller Welt, in Lieb und Ruh
Uns ewig zu erwarmen.
Ach Herr, sieh hier
Mit was Begier
Ich Armer zu dir trete!
Sei nur bereit,
Und gib mir Freud'
Und Trost, darum ich bete.

Als hier Gerhardt seine Blicke auf die Gattin richtete und gewahrte, wie mit einem Male das volle Todtengesicht vor ihm lag, unterbrach er sich und rief mit Angst und Bangen aus: „Mein Gott, mein Gott! Maria, willst Du scheiden?“

„Noch nicht," antwortete sie leise. „Leset weiter, lieber Herr."

Und Gerhardt las mit gebrochener Stimme und weinenden Augen:

Zeuch allen meinen Geist und Sinn
Nach dir und deiner Höhe;
Gib, daß mein Herz nur immerhin
Nach deinem Kreuze stehe.
Ja daß ich mich
Selbst williglich
Mit dir ans Kreuze binde
Und mehr und mehr
Tödt' und zerstör'
In mir des Fleisches Sünde.

Ich herz' und küsse wiederum
Aus rechtem treuen Herzen
Herr, deine Händ', und sage Ruhm
Und Dank für ihre Schmerzen
Darneben geb'
Ich, weil ich leb'
In diese deine Hände
Herz, Seel' und Leib,
Und also bleib'
Ich dein bis an mein Ende!

Als Gerhardt hier schloß, streckte die Sterbende ihre Hand nach dem Gatten aus; und als Dieser seine Rechte in ihre legte, sagte sie mit verklärtem Lächeln: „Und auch dieser treuen, lieben Hand danke ich aus rechtem, treuen Herzen, daß sie mich geführt und geleitet hat auf meiner Lebensbahn. Lieber Herr, werden diese Hände

ſich wieder zuſammenfinden dort bei dem Herrn? Werdet Ihr Eurer treuen Magd ein Plätzlein in Eurem Herzen laſſen? Ach, erquicket mich mit dieſem Troſte, ehe denn ich ſcheide.“

„Maria!“ rief nun Gerhardt aus, veſt und ernſt, während ſeine Thränen ungehindert floſſen. — „Du nimmſt meine Seele mit Dir! Der Herr allein weiß es, wie ich werde leben können ohne Dich. Aber der allgegenwärtige Gott iſt Zeuge zwiſchen Dir und mir — wenn einſt auch mein Stündlein kommen wird, ſo werde ich meinen Heiland bitten, daß er in meinem Herzen neben ſich Deine Seele treten laſſe. Dort meinen Heiland und Dich zu ſehen, das iſt meine Seligkeit im Tode!“

Und über der Sterbenden Antlitz leuchtete dieſelbe Seligkeit; dann zog ſie matt und ſchwer ihres Gatten Hand an ihre bleichen Lippen und küßte ſie mit kaltem Todtenkuſſe.

Gerhardt hatte keine Worte mehr; ſeine Seele verging in Thränen.

Jetzt glitten die Hände der Sterbenden langſam von der Bruſt, worauf ſie gefaltet lagen, ab; ſie athmete tief und ſchwer und ſchloß die Augen. Der Engel des Todes hatte ſeine Hand nach ihr ausgeſtreckt.

Da rief auf einmal die Stimme eines Kindes: „Mutter, Mutter, liebe Mutter! Ach ſtirb doch nicht, bleibe doch bei Deinem Fritz.“

Und dieſer Kindesruf drang wie ein Befehl Gottes in das erſtorbene Mutterherz. Sie ſchlug die Augen

wieder auf, ſtreckte ihre Hände nach dem Kinde aus und rief: „Mein Sohn, mein Sohn! Laßt mich mein Kind noch einmal ſehen und ſegnen!“

Und als Gerhardt den Knaben emporhob, und dieſer auf das Bett kniete und ſein Händchen um den Hals der Mutter ſchlang und bitterlich weinte, ſagte ſie: „Fritz, warum weinſt du denn? Denkſt du nicht mehr an den ſchönen Garten dort Oben bei Chriſto, wo dein Brüderlein und dein Schweſterchen mit den lieben Engeln ſpielen? Dorthin will ich gehen und ſehen, ob ſie ihre Mutter noch kennen. Darum weine nicht, mein Kind, dort wollen wir uns Alle wiederſehen! — Gott ſegne dich, mein Kind!“

Und Gott erbarmte ſich des Knaben und ſandte Ruhe in ſeine geängſtete Seele, ſo daß er nicht mehr weinte und, als ihn der Vater wieder vom Bette herabgehoben hatte, ſein Geſicht in der Mutter Hand legte.

Als darauf die Sterbende von dieſem letzten Aufglimmen ihrer Lebenskraft wieder in die vollſte Todesmattigkeit zurückfiel und ſichtbarlich mit dem Tode kämpfte, fragte ſie Gerhardt: „Maria, haſt Du große Angſt im Herzen, ſo halte Dich veſt an Deinen Heiland an.“

„Nein,“ antwortete ſie — „ich habe keine Angſt und wünſche nur, daß Gott bald kommen und mich erlöſen mag.“ Und gleich darauf ſagte ſie: „Warum verdunkelt ihr alles Licht um mich? Ach, wie finſter wird es vor meinen Augen! Helft mir doch! Richtet mich auf, — ich will höher! — —“

Und als Gerhardt ihren Wunsch erfüllen wollte, sah er, daß der Herr selber geholfen hatte.

Sie hatte vollendet!

Da fiel Gerhardt auf seine Kniee nieder und mit ihm die beiden Frauen und der Knabe und Alle, welche in der letzten Zeit noch ins Sterbezimmer getreten waren und Gerhardt betete und sprach:

„Herr, Du bist groß! Lob, Dank und Anbetung Deinem heiligen Namen! Gehe mit der Seele dieser Deiner Magd nicht ins Gericht, sondern sei ihr gnädig und barmherzig um Deines Sohnes Jesu Christi willen. Lege dort ihre Kinder wieder an ihr Mutterherz und heilige, segne das Band der Liebe, das mich und den Knaben aus Deiner Gnade an sie bindet! Uns Allen aber gib einst einen gleichen fröhlichen Tod! Amen!“

Es war kurz nach der Mittagsstunde, Donnerstag den 5. März, als diese treue Dienerin des Herrn ihre müden Augen schloß. Ihr Tod verbreitete Klage und Trauer in der ganzen Gemeinde. Als daher und zwar erst zehn Tage darauf, am Sonntage Palmarum den 15. März 1668 ihre Gebeine in der Kirche St. Nicolai hinter der Kanzel in Mitten der ihr vorangegangenen Aeltern und Kinder beigesetzt wurden, waren von allen Straßen der Stadt her Trauernde herbeigeeilt, um der theuern Frau die Thränen des Schmerzes und der Liebe zu weihen.

Ihr Beichtvater, Herr M. Samuel Lorentz hielt ihr

die Leichenrede über die Worte: Geduld aber ist euch noth, auf daß ihr den Willen Gottes thut und die Verheißung empfanget. Denn noch über eine kleine Weile so wird kommen, der da kommen soll und nicht verziehen. Der Gerechte aber wird des Glaubens leben. Wer aber weichen wird, an dem wird meine Seele keinen Gefallen haben. Wir aber sind nicht von Denen, die da weichen und verdammet werden; sondern von Denen, die da glauben und die Seele erretten. [Hebr. 10, v. 36—39.]

Und nicht leicht konnte ein besseres Wort in der Schrift für sie aufgefunden werden!

Cap. 13.

Des Wittwers Klage und Troſt.

Heile du mich, Herr, ſo werde ich heil! Hilf du mir, ſo iſt mir geholfen; denn du biſt mein Ruhm.
Jerem. 17, v. 14.

Ein halbes Jahr war verfloſſen, ſeitdem Frau Anna Maria Gerhardt zum beſſern Leben eingegangen war. Wir finden den Wittwer in ſeiner Behauſung, welche ihm Meiſter Jung ſo freundlich eingeräumt hatte. Dieſer ſelbſt war mit ſeiner Tochter und deren Gatten, Herrn Ebeling, bei ihm eingetreten und hatte ihn gefunden, wie er in dem geſchriebenen Geſangbuche ſeines ſeligen Weibes mit großer Andacht las.

„Ihr wundert euch wohl, ihr Lieben,“ ſagte Gerhardt zu ſeinen Freunden — „daß ich in dieſem Buche leſe, und möget mich wohl gar der Eitelkeit beſchuldigen, daß ich mit meinen eigenen Liedern Götzendienſt treibe. Aber doch kann ich nicht anders; wenn ich dieſe Handſchrift meiner lieben Maria anſehe, ſo iſt mir's, als rede ſie mit mir, als gebe ſie mir jetzt den Troſt zu-

rück, den ich ihr vorher gegeben habe. Glaubt mir, lieben Leute, es ist etwas Eigenthümliches um die Handschrift eines geliebten Todten! Wie ein heiliges Vermächtniß liegen diese Zeilen da, an denen sich nun nichts ändern läßt. Wie sie geschrieben stehen, so bilden sie das unangreifbare Erbtheil der Liebe. Ich denke an das Herz, das diese Worte in sich aufgenommen hat, an die stillen, seligen Stunden, in welchen sie niedergeschrieben sind, ja es ist mir, als gestalteten sich diese Schriftzüge zu der Hand selbst, die sie gemacht hat, und als könnte ich die meine hineinlegen und sie drücken. Du liebe, liebe Hand, daß du so bald verwelken mußtest, und mich alten, müden Pilger allein lassen auf der Welt.“

„So will Eure Wunde nicht heilen, lieber Herr Gevatter!“ sagte Meister Jung. „Haben die sechs Monden, die seitdem über uns hingegangen sind, Euren Schmerz nicht lindern können?“

„Wenn der Trost nicht aus dem Glauben kommt, von der Zeit würde ich ihn vergebens erwarten,“ entgegnete Gerhardt ernst. „Je weiter sich die Zeit hinausdehnt, desto schmerzlicher fühle ich die Größe des Raumes, der mich von ihr trennt. Die Scheidewand, welche die erlöseten Seelen von Denen trennt, die noch auf ihre Erlösung warten, kann nur der Tod hinwegnehmen!“

„So sehnet Ihr Euch zu sterben?“ fragte Dorothea.

„Ach ja,“ antwortete Gerhardt, — „ich habe wohl Lust abzuscheiden und daheim zu sein bei dem Herrn

und bei ihr, aber ich fürchte mich der Sünde, daß ich die Zeit, die Gott mir gesetzt, zu lang finden möchte. Redete ich mit Fleisch und Blut darüber, so könnte ich sagen: „Was soll ich auch noch auf Erden! Vertrieben aus dem Hause meines Gottes, der Freundin und Trösterin meines Lebens beraubt, stehe ich da, ein verdorrender Baum, der keine Früchte mehr tragen kann — ein Bettler, der von Almosen lebt.“

„Herr, nicht diese Worte!“ rief Meister Jung schnell aus. — „Nur das Mitleid gibt Almosen, aber was die Liebe, was ein dankbares Herz gibt, das sind nur schuldige Opfer, welche, wenn wir sie nicht brächten, uns schänden würden, die aber Euch, wenn Ihr sie annehmet, nur Freude machen können. Oder sollten wir weniger dankbar sein, als ein Fremder, als der Herzog von Sachsen in Merseburg, der nicht eher von Euch abließ, als bis ihr ein Jahrgehalt von ihm annahmet? Nein, mein lieber Herr, lasset uns diese Freude ungestört!“

Gerhardt blickte ernst vor sich hin und sagte: „Haltet es meiner Schwachheit zu Gute, ich habe nicht Euch, sondern mir weh gethan! Und nun nichts mehr davon, — es ist der Wille meines Herrn, daß Alles so kommen mußte, mir ziemt also Demuth und Unterwerfung.“

Gerhardt erhob sich hier von seinem Sitze, um das geschriebene Liederbuch seiner seligen Gattin in den Bücherschrank zurückzustellen. „Seht da, meinen Reichthum, mein liebes Erbtheil,“ fuhr er dann zu seinen

Freunden gewendet fort. — „Dies ist ihr Gebetbuch, dies ist ihre Bibel, dies ihr Communionbuch! So oft ich diese Bücher ansehe, ist mir's, als spräche sie noch mit mir."

Bei dem Anblicke dieser Bücher erwachte mit einem Male in Dorotheen eine Erinnerung. „Lieber Herr Pathe", sagte sie — „nehmet mir eine unziemliche Frage nicht übel. Ich kam oft dazu, wenn Eure selige Gattin auf einige leere Blätter in dieser Bibel irgend Etwas einschrieb. Sie ließ es mich aber nie sehen, sondern schloß das Buch wieder in den Schrank. Habt Ihr diesen verborgenen Schatz schon entdeckt?"

„Nein, nein, mein Kind," antwortete Gerhardt der jungen Frau erstaunt. — „Ich bin vor großer Liebe zu diesem Liederbuche noch gar nicht dazu gekommen, die andern Bücher genauer ansehen. Was Du mir sagst, ist mir ganz neu. So laß uns doch sogleich nachsehen."

Und er nahm die große Bibel heraus, schlug die letzten Blätter auf und rief freudig aus: „Ja, ja, das ist ihre Hand! Und welche Ueberschrift? „Die Führungen des Herrn in meinem Leben. In Stunden der Freude und des Schmerzes niedergeschrieben von Anna Maria Gerhardt, geborne Berthold." — „Dorothea, lies mir das, — meine Augen sind zu treue Diener meines bewegten Herzens! Lies, mein Kind."

Und Dorothea nahm die Bibel zur Hand und las:

„Am Sonntage Cantate, den 19. Mai 1622, ward ich geboren.

Es sei denn, das Jemand geboren werde aus dem Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen. Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch, und was vom Geiste geboren wird, das ist Geist. Joh. 3, v. 5. 6. Herr, zu mir komme dein Reich!“

„Am Dienstage, den 21. Mai, ward ich durch die heilige Taufe meinem Herrn Christo zugeführt.

Ihr seid Alle Gottes Kinder durch den Glauben an Christum Jesum. Denn wie Viele eurer getauft sind, die haben Christum angezogen. Galat. 3, v. 26. 27. Herr, laß mich dein Kind sein!“

„Am 14. December 1651. Meine liebe, selige Mutter wird zu St. Nicolai begraben. Nach fünfjährigem schweren Leiden hat der Herr sie erlöset von allem Uebel und ihr ausgeholfen zu seinem himmlischen Reiche!

Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Matth. 5, v. 8. Ach Herr, werde ich denn einst meine gute Mutter wieder sehen? Laß mich reines Herzens sein und bleiben!“

„Am 11. Februar 1655, Sonntag Septuagesima. Der ehrwürdige Herr Propst Behr segnet in meines seligen Vaters Hause den Bund meines Herzens mit meinem lieben Herrn Paul Gerhardt ein.

Freuet euch, seid vollkommen, tröstet euch, habt einerlei Sinn, seid friedsam, so wird Gott der Liebe und des Friedens mit euch sein. 2. Cor. 13, v. 11.

Tags darauf Abreise und Einzug in Mittenwalde. Unsern Eingang segne Gott!“

„Nur dreizehn Jahre!“ sagte hier Gerhardt still für sich. „Eine kleine, aber glückliche, selige Zeit! Ja ich sehe es noch, wie der liebe Vater uns segnete beim Abschiede! Maria, du hättest nicht so bald mich und den Knaben verlassen sollen! Doch, des Herrn Wille geschehe!“

Als Gerhardt hier schwieg und seine vorige Stellung Eines, der mit Leib und Seele hört, wieder angenommen hatte, fuhr Dorothea fort:

„Am 19. Mai 1656. Unser erstes Kind Maria Elisabeth wird geboren an meinem eigenen Geburtstage.

Meine Seele erhebt den Herrn und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilands. Denn er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen; er hat große Dinge an mir gethan, der da mächtig ist und deß' Name heilig ist! Luc. 1, v. 46—49. Ach, wie kann der Herr uns arme Menschen so unaussprechlich glücklich machen!“

„Am 10. October 1656. Mein theurer, ehrwürdiger Beichtvater, Herr Propst Behr, geht zu seiner ersehnten Ruhe ein. Mir ist, als hätte ich meinen zweiten Vater verloren; hat er mich doch als ein geistlicher Vater gezeuget in Christo Jesu durch das Evangelium und hat er meine Seele geliebet und gepfleget, bis Christus eine Gestalt in mir gewonnen hat.

Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Got-

tes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach. Hebr. 13, v. 7."

„Am 14. Januar 1657. Unser Kind Maria Elisabeth stirbt, kaum acht Monden alt. Herr, warum nimmst du mir meiner Augen Lust und meines Herzens Freude? Doch ich will nicht klagen und weinen. Schlaf wohl, mein Kind, in deinem Ruhebettlein! Wenig und böse war die Zeit deines Lebens, du lieber, flüchtiger Gast auf Erden!

Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt. Hiob 1, v. 21."

„Am 28. April 1657. Mein lieber Schwager, der Archidiaconus Joachim Fromm, stirbt, zwei und sechzig Jahr alt. Verzage nicht, liebe Schwester Sabine, Gott ist der Wittwen und der Wäisen Vater. So lang ich lebe und mein lieber Gerhardt, sollst du mit deinen Kindern keinen Mangel haben.

Selig sind die Knechte, die der Herr, wenn er kommt, wachend findet. Luc. 12, v. 37."

„Am 28. Mai 1657. Mein lieber Herr wird nach Berlin als Diaconus zu St. Nicolai berufen. Ach, liebes Vaterhaus, ich soll dich wieder sehen, aus dieser Fremde wieder in die Heimath! Kann wieder stehen und beten an meiner Mutter Grabe. Wie gut und gnädig ist der Herr!

Solches geschieht auch vom Herrn Zebaoth; denn sein Rath ist wunderbarlich, und führet es herrlich hinaus. Jesaia. 28, v. 29."

„Am 12. Januar 1658. Unser zweites Kind, Anna

Catharina, wird geboren und am 15. darauf vom Herrn Archidiaconus Reinhart getauft. So haſt du, Herr, die Wunde wieder geheilt, die du geſchlagen haſt. Ach ſegne uns dies Kind, wenn es dir wohlgefällig iſt!

Es iſt vor eurem Vater im Himmel nicht der Wille, daß Jemand von dieſen Kleinen verloren werde. Matth. 18, v. 14.“

„Am 25. März 1659. Unſere Anna Catharina wird in ihr Ruhekämmerlein getragen. Ach, ſoll ich denn ſein wie Eine, die ihrer Kinder gar beraubt wird? Warum, Herr, züchtigeſt du mich ſo ſehr? Wie habe ich's verſchuldet, daß du auch dieſe Freude in Herzeleid verwandelſt? — Mein Gerhardt tröſtet mich und ſpricht: Was weineſt du? Das Kind iſt nicht geſtorben, ſondern es ſchläft! Ja wohl, es ſchläft, aber ſo veſt, daß es die Mutterſtimme nicht mehr aufwecken kann! Ich weiß Herr, du haſt Macht zu thun mit dem Deinen, was du willſt; aber laß mich weinen und klagen!

Laſſet die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ſolcher iſt das Reich Gottes. Marc. 10, v. 14.“

„Am 30. November 1660. Geburts- und Sterbetag unſeres dritten Kindes, Andreas. Leben und Tod, Freude und Leid, aufgerichtet und niedergeſchlagen, Beides in wenig Stunden! Herr, du weißt, was ein Mutterherz tragen kann, darum will ich meine Hand auf meinen Mund legen und ſchweigen! Du haſt geſagt: Ein Weib, wenn ſie gebieret, ſo hat ſie Traurigkeit, denn ihre Stunde iſt gekommen; wenn ſie aber das

Kind geboren hat, denkt sie nicht mehr an die Angst, um der Freude willen, daß der Mensch zur Welt geboren ist! Ja, Herr, die Angst ist vorüber, aber die Traurigkeit will nicht weichen! Muß ich nicht sagen wie Jacob: Ihr beraubt mich meiner Kinder; Joseph ist nicht mehr vorhanden, Simeon ist nicht mehr vorhanden, Benjamin wollt ihr hinnehmen; es gehet Alles über mich. — Herr, nun weiß ich's, ich bin es nicht werth, daß ein Kind mich Mutter heiße! Ach vergib mir meine Sünden — aber die Angst meines Herzens ist groß, reiße mich aus meinen Nöthen."

„Am 25. August 1662. Der Herr hat sich meiner Noth erbarmet, und meiner Sünden Schuld nicht angesehen. Heute wurde unser viertes Kind, Paul Friedrich, durch die heilige Taufe in die Gemeinschaft mit Christo aufgenommen. Meine Freude ist größer, denn mein Dank! Zwar ist die Schwachheit meines Leibes groß, — meine Kraft gebrochen! Ich weine still, wenn mein Kind an der Amme Brust liegt und nicht an Mutterbrust! Und doch ist's mein Kind! Herr, wolltest du dieses Kind mir lassen, — — doch nicht wie ich will, sondern wie du willst!

Trachtet am Ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles Uebrige zufallen! Matth. 6, v. 33."

„Am 23. October 1664. Nun bist du eingegangen zu deines Herrn Freude, — mein theurer, seliger Vater! Heute haben sie dich, du frommer Knecht, in dein Todtenkämmerlein getragen. Nimm deines Kindes

Dank mit hinauf und grüße die liebe, selige Mutter. Ach mir ist zuweilen, als würde ich euch, ihr guten, seligen Aeltern, recht bald wieder sehen! Des Herrn Wille geschehe.

Mein Vater und meine Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf. Psalm 27, v. 10."

„Am 6. Februar 1665. Heute führten wir unser fünftes Kind, Andreas Christian, durch die heilige Taufe dem Herrn Jesu zu. Möge mir der allbarmherzige Gott meine Sünde vergeben, — aber meine Freude ist Wehmuth und Traurigkeit. Ich weiß, dies Kind bleibt mir nicht. Ich weiß es an dem Todeskeime, der in meinem Leibe ruht! —

Alles, was von Gott geboren ist, überwindet die Welt, und unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat! 1 Joh. 5, v. 4."

„Am 24. September 1665. Schlaf wohl, mein kleiner Christian, ich wußte es ja, daß deine Wiege im Himmel bereitet war. Nun liegst und schläfst du bei deinen drei Geschwistern und den lieben Großeltern! Wie werden sie sich freuen, wenn du kommst, und deine Mutter weint! Nun Gott, deine Hand ist noch nicht zu kurz geworden, diese Thränen zu trocknen! — Siehe Herr, noch ein Kind ist uns geblieben, und länger geblieben, als die andern vier. Darf ich dies zum Zeichen annehmen, daß meine Sünden nun gebüßt sind? Soll noch einmal dein Todesengel in unser Haus kommen — — Herr, sende ihn dann zu mir. Ich bin sehr müde und schwach!

Herr, ich warte auf dein Heil! 1 Mos. 49, v. 18.“

„Am 6. Februar 1666. Mein lieber Herr ist heute seines Amtes entsetzt worden! Auch diese Prüfung noch! Meine Kraft ist schwach, aber der Herr weiß ja, wie viel ich noch tragen kann. Halte du aus, mein Gerhardt, schäme dich des Evangelii von Christi nicht, und lege immerdar ein gutes Zeugniß ab vor vielen Zeugen. Ich folge dir ins Elend, in die Wüste, in Noth und Tod. Fürchte dich nicht vor Denen, die wohl den Leib tödten, aber die Seele nicht tödten mögen.

Gerhardt, ich weiß, du rühmst dich nie, denn du bist sanftmüthig und vom Herzen demüthig; aber jetzt rühme dich laut und treu, — rühme dich des Herrn Jesu Christi. Bleibe treu, sieh nicht auf mich und unser Kind, ohne Gottes Willen fällt ja kein Sperling vom Dache — wir werden nicht Hungers sterben. Halt aus, mein Gerhardt, bis du gekommen bist zu dem Berge Zion und zur Stadt des lebendigen Gottes, zu dem himmlischen Jerusalem und zu der Menge vieler tausend Engel, und zu der Gemeinde der Erstgebornen, die im Himmel angeschrieben sind und zu Gott, dem Richter über Alle, und zu den Geistern der vollkommenen Gerechten und zu dem Mittler des neuen Testaments, Jesu!

Gott segne dich, mein Gerhardt! Jetzt fühle ich's, wie groß du bist, und wie gering ich bin, deine arme Magd! —“

„Du treue, fromme Seele!“ rief hier Gerhardt mit bewegter Stimme aus. „So hat mein Weib ge-

dacht, — wie niedrig stehe ich vor ihr, daß zuweilen kleinmüthige Gedanken meine Seele beschlichen! Nun, du lieber, seliger Geist, dies dein Wort sei mir dein beßtes Vermächtniß; du sollst dich deines Gerhardt nicht schämen.“

Als der theure Gottesmann hier vor Rührung nicht weiter zu reden vermochte und seine Thränen ungehindert fließen ließ, fragte ihn Dorothea: „Noch ein Tag ist aufgezeichnet, soll ich ihn Euch lesen, lieber Herr Pathe?“

„Thue es, mein Kind,“ bat er. „Von diesem Testamente soll mir nicht ein Buchstabe verloren gehen.“

Und Dorothea fuhr nun fort:

„Am 29. Februar 1668. Gestern abends warf ich ein wenig Blut aus, was die Meinen gar sehr erschreckte. Ich beruhigte sie, weil mir sonst kein Leid zufiel. Aber heute fühle ich's — meine Kräfte schwinden mit jedem Augenblicke. Ein unheimlicher Hauch geht durch meine Glieder, der mich erkältet. Es wird wohl der Bote sein, der mich von hier abruft. Soll es also sein, Herr, so gib, daß ich die Schwachheit meines Herzens besiege. Dir befehle ich meinen lieben Eheherrn und mein einziges Kind, das du mir armen, sündigen Magd aus großer Gnade gelassen hast. In deine Hände befehle ich Seele und Leib! — Ich kann nicht mehr — die Hand zittert! —

Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn. Philip. 1, 21.“

„Gib her, mein Kind,“ sagte hier Gerhardt, als Dorothea schwieg, und er das Buch aus ihren Händen nahm! Ich armer, blinder Mann, daß ich diesen Schatz in meinem Hause hatte und ihn nicht fand! Fortan soll diese Bibel meines Hauses Schatz und Erbe sein, und übergehen von Kind auf Kindeskind, wenn anders Gott meinen Stamm will leben lassen auf Erden.“

„Das wird er thun,“ tröstete Dorothea. „Euer Friedrich wird Euch bleiben und Euch einst die Augen zu drücken.“

„Ja, das wird er thun,“ sagte Gerhardt für sich hin und mit dem Anschein, als wüßte seine Seele nicht, was sein Mund sprach. Und so war es auch; sein ganzer innerer Mensch war von dem Bilde seines Weibes erfüllt; er hatte kein anderes Wort als von ihr. „Wie liebreich war sie,“ fuhr er fort und blickte träumerischen Auges vor sich hin. — „Ihr Herz hatte Liebe für alle Menschen. Sie war die Zuflucht aller Freunde und Nachbarn, die helfende Freundin aller Mühseligen und Beladenen. Wie eine Priesterin des Herrn theilte sie Frieden und Versöhnung aus in die wunden Seelen. Sie kannte keine Rache, — sie hatte kein Gedächtniß für Schmach und Kränkung, ach wie oft sammelte sie feurige Kohlen auf das Haupt Dessen, der ihr wehgethan! Wie oft hat ihre Freundlichkeit und Milde die harte Rinde um das verstockte Gemüth gelöset, wie oft hat sie durch Liebe zur Erkenntniß der Sünde gebracht! Sie war eine treue Martha, die am Glücklichsten ist in treuer Sorge und Wartung des Hauswesens, —

ihr Haus war ihre irdische Heimath, der Ort ihres liebsten Wirkens und Schaffens; früh und spät mit heiterm, gottergebenen Sinn eine treue Verwalterin auch des kleinsten irdischen Gutes, was Gottes Gnade uns zutheilte. Und welche treue Mutter ihrer Kinder! Ach an ihr habe ich's erkannt, wie eine fromme Mutter des Kindes sichtbarer Engel und Schutzgeist ist! Die Dienerinnen im Hause schauten auf sie mit willigem Gehorsam, — sie war Herrin und Magd zu gleicher Zeit. Gehet hin in die Gemeinde und fraget nach ihr, — ihr findet Keinen, der mich um solchen Weibes willen nicht glücklich preiset. Aber sie war auch in Wahrheit eine Maria, die sich täglich zu des Herrn Jesu Füßen setzte und seiner Rede zuhörte. Wenn sie zur Kirche lauteten, dann nur wurde ihr das Haus zu eng und zu klein, und sie mußte hineilen, dem Herrn zu dienen mit der Gemeinde. Zählet die Kranken, die sie besucht und getröstet hat, zählet die Armen und Dürftigen, denen sie ihr Scherflein und ihr Brot getheilt hat, ihr könnt es nicht. Ach wie oft stand ich am Fenster und sah ihr auf der Straße nach, wie sie einherging züchtig und ehrsam, wie oft sprach ich da in meinem Herzen: Wem ein tugendsames Weib beschееret ist, die ist viel edler, denn die köstlichsten Perlen! — Maria, du hättest mich armen, alten Mann nicht verlassen sollen!"

Als hier Gerhardt in tiefes Schweigen versank, wurde es den Umstehenden fast ängstlich zu Muthe. So tief von Leid ergriffen hatten sie ihn noch nicht gefunden. Dorothea mochte es zunächst fühlen, daß es

noth that, in das trauernde Herz einen andern Gedanken zu bringen; sie warf deshalb ihrem Gatten einen auffordernden Wink zu und dieser sagte nun:

„Nun, lieber, ehrwürdiger Freund, wenn Ihr anders erlaubtet, möchte ich Euch um einen guten Rath bitten, der über meine ganze irdische Zukunft entscheidet."

„Da müßt Ihr Eure Sache Gott vortragen, und nicht den Menschen," antwortete Gerhardt ernst.

„Aber," warf Ebeling ein — „weiset uns Gott nicht selbst an erleuchtete Seelen, an solche, welchen der Rath des Herrn weniger ein Geheimniß ist, als uns, die wir mit unsern Sorgen und Arbeiten zu sehr an diese Welt gebunden sind? Sind nicht die Prediger Haushalter über Gottes Geheimnisse?"

„Mein Freund," entgegnete Gerhardt schmerzlich lächelnd — „wenn Ihr uns arme Geistliche in solchem Sinne zu Haushaltern über Gottes Geheimnisse machet, daß wir des Herrn Sinn erkennen und sein Rathgeber sein sollen, so straft Ihr uns billig für jene Priesterhoffart, für jenen geistlichen Stolz, mit welchem leider oft manche Geistliche Gott näher zu stehen vermeinen, als die Laien, und sich einer tiefern Gotteserkenntniß rühmen, als sie haben und haben können. Dies mag der katholische Priester, dies mag besonders der Papst thun, wir lutherischen Geistlichen aber haben keine andere Erkenntniß Gottes, als unsere Gemeinde und wir Alle keine andere, als die heilige Schrift. Wenn wir aber Haushalter über Gottes Geheimnisse heißen,

so sind wir das, weil wir Gottes Wort zu predigen berufen sind, und nicht unsere eigene Weisheit, weil wir mit den Gnadengaben des heiligen Geistes, die nicht blos den Geistlichen, sondern jedem gläubigen Christen zukommen, an dem Aufbau des Reiches Gottes arbeiten sollen. Wir stehen Alle mit verbundenen Augen vor dem Throne der ewigen Weisheit und sehen nur so viel, als uns der Glaube die Binde von den Augen nimmt. Wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen. — Doch ich sehe, lieber Herr Musikdirector, daß Euch meine Rede fast traurig gemacht hat, als hätte ich Euch irgend ein Leid gethan. Verzeihet mir dies ernste Wort um des Schmerzes willen, der meine Seele noch gefangen hält; — und nun sagt mir, was ist Euch widerfahren?"

„Leset diesen Brief!" bat Ebeling, indem er ein großes, entsiegeltes Schreiben hinhielt.

Gerhardt nahm es zur Hand, las es ruhig und sagte dann ohne alle Zeichen innerer Bewegung: „Ihr sollt fort von hier. Ihr seid als Professor der Musik an das academische Gymnasium nach Stettin berufen."

„Und das sagt Ihr so ruhig?" fragte Ebeling erstaunt.

Gerhardt sah ihn groß und milden Auges an und antwortete: „Soll es mich erschrecken, wenn Gott Euch auf einen andern Posten haben will? Meint Ihr, man brauche in Stettin keinen christlich-lutherischen Professor der Musik? Oder wollt Ihr dem Rufe keine Folge leisten?"

„Noch weiß ich's nicht," entgegnete Ebeling schüchtern. „Ich möchte gehen und bleiben, — ich sinne, wiege und wäge, aber das Zünglein der Entscheidung schwankt hin und her."

„Ich will es Euch sagen, warum!" fiel hier Meister Jung ein. — „Ihr wollt nicht gehen um meinetwillen! Ihr wisset, daß ich Herrn Gerhardt nun und nimmermehr verlasse, so lang er in Berlin bleibet. Ihr wollet nicht, daß ein alter Vater nun allein stehe fern von den Seinen, — Ihr wollt mir meine Tochter nicht aus meinen Augen nehmen. Diese Liebe danke ich Euch, mein theurer Sohn, aber ziehet hin in Gottes Namen! Soll nicht ein Weib Vater und Mutter verlassen und dem Manne folgen? Ja, ja, ziehet nur hin" — setzte er dann noch hinzu und zwar mit gebrochener Stimme — „wenn einst mein Sterbestündlein kommt, wird doch wohl auch meine Dorothea kommen und ihrem Vater die Augen zudrücken."

Dorothea, die zum ersten Male in ihrem Leben ihren Vater so weichen Gemüthes werden sah, eilte bei diesen Worten auf ihn zu, fiel ihm um den Hals, weinte und sprach: „Vater, wollt Ihr mich von Euch stoßen?"

„Mein Kind," tröstete Meister Jung — „das will ich nicht thun, das kann ich nicht thun. Ich habe ja Niemand als Dich, meines Alters Freude und Wonne! Nein, mein gutes Kind, so meine ich's nicht! Weine nicht mehr," — fuhr er fort, und küßte sie auf die Stirn. „Wir sind Alle unter Gott!"

„Ich bleibe hier,“ sagte jetzt Ebeling schnell.

Da warf Gerhardt einen ernsten, fragenden Blick auf ihn und sprach: „Mein Freund, so leicht und schnell wollt Ihr doch dem Rufe Gottes nicht entrinnen! Ja, ich sage, es ist Gottes Ruf, der an Euch gegangen ist, Ihr müßt gehen, wohin er Euch sendet. Hütet Euch, Freunde, daß Ihr aus falscher Menschenliebe nicht an der Liebe und dem Gehorsam Gottes sündigt. Ich sehe, daß ich selbst Euch als ein Hinderniß erscheine, — ich armer, geringer Mann! Nein, da sei Gott vor, daß ich Solches geschehen lasse. Lieber Gevatter,“ — wandte er sich dann an Meister Jung — „ich weiß, daß Ihr mich liebet, mehr, denn ich verdiene; aber um meinetwillen sollt Ihr Euch und Eurem Kinde kein Herzeleid zufügen. Ziehet in Gottes Namen mit den Euren nach Stettin. —“

„Das trauet Ihr mir zu?“ unterbrach ihn Meister Jung und legte seine beiden Hände auf die Brust. „Nein, mein ehrwürdiger Herr, ich würde meineidig vor Gott werden, wenn ich Euch allein hier in Berlin zurückließe. Ja wisset es nur, ich habe es mir geschworen mit einem heiligen Eide, daß ich Euch dienen will mit Gut und Blut, mit meiner letzten Habe. Ich weiß wohl, daß Ihr meiner Hilfe nicht bedürfet, daß Euch hundert andere Häuser offen stehen, die Euch aufnehmen, ich weiß, daß Ihr mich in allen Stücken entbehren könnt, — aber ich nicht Euch. Und nun redet mir nicht länger darein, — Ihr gehet, lieben Kinder, wohin Gott Euch ruft — und ich bleibe, wohin Gott mich

gerufen hat. Gott ist groß und wunderbar in seiner Macht und Gnade, — er selber, unser Gott und Vater, kann entscheiden, kann binden und lösen. So lange er mir nicht ein Zeichen gibt, daß er mich meines Eides losgibt, so lange ist es eitle Mühe, mir darein zu reden.“

„Ich weiß Rath und Hilfe,“ rief jetzt plötzlich Dorothea fröhlich aus. „Ehrwürdiger Herr Pathe, Ihr ziehet mit uns nach Stettin, dann wird der Vater auch mit gehen.“

„Liebes Kind,“ entgegnete Gerhardt lächelnd — „Dein Herz ist gut und freundlich, aber Du weißt nicht, was Du bittest und verlangest. Gibt es für mich keinen andern Ort, wohin Gott mich haben will, so kann ich nur hier bleiben, bis ich sterbe. Dein Vater sagt recht: Wir sind Alle unter Gott! Wo er zu den Menschenkindern spricht: Scheidet! da gibts kein Zögern, sondern nur ein williges Dienen und Gehorchen.“

Jetzt ertönte ein leises Klopfen an der Thüre, und ein Mann trat ein, der seiner Kleidung nach ein reicher Kaufherr war, aber allen Anwesenden bekannt und lieb sein mußte. Ehe er noch seinen Gruß anbringen konnte, ging Gerhardt unruhig und fast ängstlich auf ihn zu und sagte: „Herr Sturm, was führet Euch zu mir?“

„Ich kann Niemanden anders nennen, als Gott selber,“ antwortete der Fremde. „Ich habe Euch im so eben empfangenen Auftrage eines entfernten Freundes und Gevatters eine Mittheilung zu machen und eine Frage zu stellen.“ — „Nein, bleibt nur, lieben

Freunde,“ sagte er dann zu den Dreien gewendet, welche bei diesen Worten sich nach der Thüre wandten. — „Was ich mitzutheilen habe, kann kein Geheimniß bleiben am Wenigsten vor Euch, Meister Jung, und unserm lieben Musikdirector und seiner theuren Hausfrau, von welchen ganz Berlin und Cöln weiß, daß Ihr unsers ehrwürdigen Herrn Gerhardts liebe, theure Freunde seid.“

„Ihr macht mich unruhig, lieber Herr,“ sagte Gerhardt. „Bringt Ihr frohe oder traurige Botschaft?“

„Eine traurige für uns lutherischen Bürger,“ antwortete Herr Sturm — „und doch auch wiederum eine frohe, weil sie für Euch ehrenhaft ist. Doch ich will nicht länger Euch in Ungewißheit lassen. Ich habe so eben von meinem Freunde und Gevatter, dem Stadtrichter Nicolai in Lübben, ein Schreiben erhalten, das Euch betrifft. Das dortige Archidiaconat ist erledigt und Rath und Bürgerschaft haben auf Euch ihr Augenmerk gerichtet und fragen, ehe sie das Weitere mit Euch selber verhandeln, durch mich an, ob Ihr Euch entschließen wolltet, dort zu Lübben eine Gastpredigt zu halten.“

„Mir diese Botschaft?“ fragte Gerhardt auf das Tiefste erschüttert. „Mir armen, vertriebenen, ausgestoßenen Manne?“

„Und warum nicht Euch?“ rief der Kaufherr aus. „Meinet Ihr, daß Euer Name nur hier in Eurer Gemeinde bekannt sei? Singt man nicht Eure Lieder in

allen Ländern deutscher lutherischer Zunge? Und ist es nicht überall als eine Trauerbotschaft bekannt, daß Ihr durch die Strenge unsers Churfürsten Eurem Amte entrissen seid? Ist es nun ein Wunder, wenn die Seelen Euch suchen, die Euch lieben?"

„Nach Lübben?" sprach hier Gerhardt still für sich hin, und so ernst mit sich selber beschäftigt, daß er das Lob des Kaufherrn ganz überhört hatte.

„Ja," fuhr Herr Sturm fort — „gewissermaßen in Euer Vaterland zurück, nach Sachsen. Wenn auch der edle Herzog von Sachsen-Merseburg, dem diese Stadt gehört, an der Besetzung dieser Stelle keinen unmittelbaren Antheil hat, indem der Rath daselbst frei darüber verfügt, so lässet sich doch fast mit Sicherheit annehmen, daß der fromme und liebreiche Fürst dabei nicht ganz unthätig gewesen ist, daß Ihr zu einer Gastpredigt aufgefordert werdet. Da es dem theuren Herzoge nicht gelang, Euch nach Merseburg zu ziehen, so wird es ihn freuen, daß Ihr doch in seinem Lande wenigstens lebet und wirket."

„Ihr habt recht, mein Vaterland!" rief Gerhardt aus, immer noch mit sich selbst beschäftigt und nur halb Theilnehmer an der Rede seines Freundes. „Ach welchen süßen Klang hat doch der Name Vaterland!"

„Und wie wahrhaft tröstlich muß Euch und Allen dieser Ruf ins Vaterland erscheinen?" sagte der Kaufherr. „Nicht mit Unrecht wird der Engherzigkeit, dem Vorurtheile und der Ungerechtigkeit des menschlichen Herzens der Vorwurf gemacht, daß ein Land eher für

Fremde, als für seine eigenen Söhne besorgt ist! Mußte nicht selber unser Herr von sich sagen: Ein Prophet gilt nirgends weniger, denn in seinem Vaterlande und in seinem Hause? Wie oft ist es geschehen, daß man treue, verdiente Männer in ihrem Vaterlande unbeachtet, oft selbst in Noth und Elend gelassen hat, während man oft untreue und unverdiente Männer aus der Fremde herbeizog? Um so erquicklicher ist es deshalb, daß Euer Vaterland diesmal mehr Gerechtigkeit übt."

„Aber desto schmerzlicher für uns," setzte Meister Jung hinzu. „Ist es nicht wahrhaft demüthigend, zu sagen, daß ein lutherischer Prediger im nächsten Nachbarlande frei und ungehindert seinen Glauben predigen darf, während es ihm bei uns verboten ist? Scheint es doch, als ob Sachsen von Gott berufen sei, das Unrecht, was die lutherischen Prediger bei uns erleiden müssen, wieder gut zu machen und den vertriebenen Geistlichen gastfreundlich und christlich Thor und Thür und Kanzel zu öffnen. So war es mit Reinhart, der in Leipzig Aufnahme fand, und so ist es jetzt mit unserm Herrn Gerhardt, der in Lübben seine Heimath finden soll. Ich weiß wohl, daß Viele, die dem Churfürsten einen Gefallen zu thun vermeinen, wenn sie in jedes seiner Worte schwören, sagen werden: Herr Gerhardt ist nicht vertrieben worden! Der Churfürst hat ihn freiwillig wieder in sein Amt eingesetzt und ihm sogar den Revers erlassen! Sie werden darüber viel Lobens und Rühmens machen, und unsern Gerhardt der Engherzigkeit, des Vorurtheils, oder wohl gar des Trotzes

und des Eigenwillens beschuldigen. Ich aber sage: Eine Verordnung, welche dem von Gott berufenen und von der Gemeinde angenommenen Prediger und Seelsorger die Freiheit des Wortes beschränkt, ein Edict, welches den Kirchenfrieden dadurch herstellen will, daß es den Schaden mit Gewalt zudeckt, statt ihn durch ehrliche Kämpfe zu heilen, — ein solches Edict ist jedem gewissenhaften lutherischen Prediger so gut, wie eine Landesverweisung. Und das ist's, was mich schmerzt! Gott bewahre uns vor noch schlimmern Zeiten!"

„Wir wollen dies vertrauend hoffen," sagte der Kaufherr. „Wir kämpfen doch nicht um irdische Güter, sondern um der Seele Heil und Seligkeit. Auch dieser Kampf wird nicht ohne Segen sein und wird, wenn auch nicht uns, doch unsern Kindern den wahren Frieden bringen. Doch," so wandte er sich jetzt an Gerhardt — „seid Ihr im Stande, lieber Freund, mir eine bestimmte Antwort auf meine Anfrage zu geben?"

Gerhardt schrak bei diesen an ihn gerichteten Worten wie aus einem Traume auf. Nur mit sich beschäftigt, war ihm die bisherige Unterredung seiner Freunde völlig verloren gegangen. Als er jetzt mit seinen milden, träumischen Augen auf den Kaufherrn blickte und ihn um Wiederholung seiner Frage zu bitten schien, sagte dieser: „Ich wünschte gern noch heute den harrenden Boten nach Lübben abzufertigen; könnt Ihr mir sagen, ehrwürdiger Freund, wozu Ihr Euch entschlossen habt?"

Da erhob sich Gerhardt von seinem Stuhle und sprach mit vester Stimme: „Ich will gehen, wohin Gott mich sendet! Bin ich zwar fast zu alt, um noch eine neue Heimath zu suchen, und war es auch mir ein gar lieber Trost, einst und vielleicht bald an der Seite meines seligen Weibes der Auferstehung entgegen zu schlummern, so will ich doch Fleisch und Blut nicht achten und fragen, und den Weg gehen, den der Herr mir zeigt. Ja, ich fühle es, ich soll noch weiteres Zeugniß geben vom Evangelio, — ich fühle, ich habe noch Manches auf dem Herzen, das ich nicht in mein Grab mitnehmen darf! Ich bin bereit zu thun, was der Rath zu Lübben von mir verlangt.“

„Gott segne Euch diesen Entschluß!“ rief der Kaufherr aus. „Obgleich unsere Gemeinde trauern wird, wenn Ihr von hinnen zieht, so wird doch jedes Herz Euch nachrufen: „Der Herr sei mit Euch!“ — Ja, des Herrn Rath ist wunderbar, aber er führet es Alles herrlich hinaus!“

„Gelobt sei er!“ setzte Meister Jung hinzu. „Nun ist mir die Binde von den Augen genommen. Wo der Herr selbst in seiner Gnade und Barmherzigkeit das Räthsel löset, da muß Alles klar und licht vor uns werden. Mein lieber Herr Sohn“ — wandte er sich an Ebeling — „Ihr habt nun keine Wahl mehr, — Ihr müsset nun nach Stettin, und Du mein Kind, meine theure Dorothea, willst Du Deinen alten Vater mit Dir nehmen?“

„O Gott!“ rief Dorothea am Halse ihres Vaters aus — „wie gut, wie gnädig bist du!“ —

„Es sollte so kommen,“ sagte Gerhardt mit tiefer Bewegung. „Es war des himmlischen Vaters Wille, daß wir uns trennen sollten. Ihr ziehet nach Mitternacht und ich nach Mittag, aber unser Geist wird oft hierher zurückkehren und sich auf den Gräbern unserer Lieben wiederfinden, bis wir auf immer wieder vereinigt werden, Alle, die hier einen guten Kampf des Glaubens gekämpft haben. Das walte Gott!“

Und noch am selben Tage, am 12. September 1668, schrieb Gerhardt folgenden Brief an den Rath zu Lübben:

Demselben sind mein schuldiges Gebet und willigste Dienste zuvor und ich danke Ihnen gar höchlich für das christliche Mitleiden, das Sie in meinem jetzigen Zustande mit mir tragen, wie auch für die Nachricht wegen der Ihres Ortes erledigten Predigerstelle und zugleich angeführtes wohlgemeintes Begehren von meiner wenigen Person.

Gleich wie ich nun jederzeit mich schuldig bekennet, meinem Gott gehorsamlich zu folgen, und das wenige Vermögen, so er mir durch seine Gnade reichen wird, in seinem und seiner Kirche Dienste aufzuwenden, also werde ich auch in Dem, was meine hochgeehrten Herren mir wegen Besuchung Ihrer Stadt und Ablegung einer

Predigt großgünstig angesonnen, Ihnen nicht aus den Händen gehen, sondern mich allemal willig und bereit darin beweisen. Auch wollte ich Solches wohl auf's Allereheste zu Werke richten; weil aber mir und den Meinigen anjetzt solche Verrichtungen vorfallen, daran andern Leuten, auch uns selbst viel gelegen, und ohne meine Gegenwart nicht bestellt werden können, so werde ich's wohl auf ein drei oder auf's Längste vier Wochen aufschieben müssen. Ich verhoffe, daß meine hochgeehrten Herren mir solchen meinen Verzug gern erlauben und gestatten werden. Der allerhöchste Gott gebe bis dahin gute Gesundheit, erhalte meine hochgeehrten Herren bei allem selbsterwünschten Wohlsein und bewahre Sie vor allem Uebel. Ich verbleibe allemal

Derselben

Berlin, den 12. Sept. gebets- und dienstwilligster
Anno 1668. Paulus Gerhardt.

Cap. 14.

Nachtrag.

Viele ſuchen das Angeſicht eines Fürſten, aber eines Jeglichen Gericht kommt vom Herrn.

Sprüchw. 29, 26.

Nachdem wir Paul Gerhardts Schickſale bis zur Entſcheidung ſeines Abganges nach Lübben erzählt haben, und ſomit die eigentliche Aufgabe gelöſet iſt, bleibt uns nur noch übrig, den weitern Verlauf des churfürſtlichen Vorhabens in Betreff der Herſtellung des Kirchenfriedens zwiſchen den Lutheriſchen und Reformirten, ſowie die letzten Schickſale der Hauptperſonen in unſerer Geſchichte in möglichſter Kürze mittheilen.

Daß die Abſicht des großen Churfürſten Friedrich Wilhelm, und ſein von ſeinem Vater Georg Wilhelm und ſeinem Großvater Johann Sigismund ihm vererbter Wunſch, zwiſchen den beiden Hauptpartheien der Evangeliſchen wenn nicht Einigkeit der Lehre, doch wenigſtens Verträglichkeit und gegenſeitige Duldung zu ſtiften, ein eben ſo ernſter als menſchenfreundlicher war, iſt außer allem Zweifel. Und wenn auch die Ereigniſſe

in dem Zeitraume, welchen unsere Geschichte einnimmt, eine gewisse Strenge und Härte nicht verkennen lassen und die alte Wahrheit bestätigen, daß in Sachen der Religion jede äußere Gewalt, abgesehen von dem Gewissensdruck, ein beklagenswerther Mißgriff ist, der wohl äußere, durch Schreckmittel erzwungene Ruhe, aber niemals wahren Frieden herbeiführen kann, so ist doch auch nicht zu vergessen, daß der Churfürst erst dann zur Gewalt schritt, als er mehr denn zwanzig Jahre hindurch es vergebens mit Milde und Schonung versucht hatte.

Wir haben bereits gesehen, daß der Churfürst schon zur Zeit, als Gerhardt in Berlin lebte und die Hoffnung auf endliche, völlig freie und unbedingte Wiedereinsetzung in sein Amt noch nicht aufgegeben hatte, eine gewisse Mäßigung hinsichtlich der Edicte in so fern hatte eintreten lassen, als er zwei Tage vor dem Tode seiner Gemahlin, der allgeliebten Churfürstin Louise, die bisher von allen Geistlichen verlangten Reverse völlig aufhob und befohlen hatte, nur auf solche Candidaten, welche der wittenberger Schule anhingen und von welchen zu erwarten sei, daß sie sich des Lästerns und Verletzerns der Reformirten doch nicht enthalten würden, ein wachsames Auge zu haben und ihnen die Ordination und Confirmation zu versagen. Aber freilich, so lange die Edicte noch in ihrer vollen Giltigkeit bestanden, war für streng lutherische Geistliche und für Männer mit solchem zarten Gewissen, wie Paul Gerhardt, so gut wie nichts gewonnen.

Sei es nun, daß der edle Fürst, der den Frieden so aufrichtig wollte und frei war von aller Ungerechtigkeit und von aller Partheilichkeit für seine Kirche, von selbst noch einer größern Mäßigung Raum gab, oder sei es, daß einzelne seiner Räthe, oder die märkischen Stände, oder auch das freie, muthige Wort Paul Gerhardts ihn zu einer größern Nachgiebigkeit veranlaßten, — kurz, nicht ein volles Jahr nach Aufhebung des Reverses hob er in einer Declaration vom 6. Mai 1668, die Auslegung der beiden Edicte vom Jahre 1662 und 1664 betreffend, dieselben in so fern auf, als er sowohl den lutherischen wie den reformirten Predigern gestattete, die Lehren der Gegenparthei auf der Kanzel öffentlich zu widerlegen und ihre Zuhörer über die Streitpuncte auf das Beßte zu unterrichten, und verlangte nur, daß dies Alles ohne Bitterkeit, ohne Verketzerung und Verdammung und mit anständiger, christlicher Bescheidenheit geschehe und daß dabei keine Parthei der andern solche Lehre und Folgerungen aus derselben aufbürde, die nicht ausdrücklich in den öffentlichen Bekenntnißschriften enthalten wäre.

Das war also eine förmliche Wiederanerkennung der Concordienformel und mehr war von Niemandem verlangt worden. Hätte der Churfürst diese Erklärung im Jahre 1665 erlassen, so wäre, menschlichem Absehen nach, alles so schwere Herzeleid vermieden worden; der Archidiaconus Reinhart, der Propst Fromm, der Diaconus Gerhardt wären ruhig in ihren Aemtern geblieben, und der arme, greise Lilius wäre wenigstens eines

friedlichern Todes gestorben. Aber zu seinem großen Schmerze sollte nun der Churfürst erfahren, daß diese Mäßigung zu spät kam, ja daß sogar jetzt die weltlichen Beamten als seine Gegner auftraten.

Als nämlich Friedrich Wilhelm verlangte, daß der Inhalt der fraglichen Edicte nach der von ihm am genannten 6. Mai 1668 abgegebenen Erklärung von allen seinen Unterthanen, geistlichen und weltlichen Standes, beobachtet werden sollte, und er damit anfing, daß er zunächst von seinen Hofräthen und den sämmtlichen Mitgliedern des Consistorii, welche zum größten Theile aus Nichtgeistlichen bestanden, einen schriftlichen Revers forderte, in welchem sie nicht allein die ernstliche Beobachtung der Edicte, sondern auch die Anzeige der Uebertreter derselben versprechen sollten, da regte sich das lutherische Gewissen auch in den weltlichen Herren. Der Ober-Hofmarschall und Ober-Kammerpräsident Raban von Canstein war der Erste, der mit einer Gegenvorstellung auftrat; und bald folgten ihm mehrere der angesehensten Räthe, unter diesen auch jener Martin Friedrich Seidel, von welchem wir gesehen haben, daß er sich des hartbedrängten Propstes Fromm in jener merkwürdigen Sitzung angenommen hatte. Der Churfürst sah sich deshalb genöthigt, die widerspenstigen weltlichen Herren eben so, wie früher die Geistlichen, ihres Amtes zu entlassen. Und so geschah es, daß die gehofften Früchte der Mäßigung fast völlig verloren gingen. Auch kam es, so lange er lebte, in den streitenden Partheien nicht zur Ruhe und der

Churfürſt mußte noch vielerlei heimliche und öffentliche Angriffe hinſichtlich ſeiner Edicte erleiden.

Friedrich Wilhelm, der große Churfürſt, der letzte Churfürſt von Brandenburg, ſtarb am 29. April des Jahres 1688, ſeines Alters acht und ſechzig Jahr, nachdem er faſt acht und vierzig Jahre lang in einer ſchweren, drangſalvollen Zeit die Zügel der Regierung mit eben ſo viel Klugheit als Weisheit geführt hatte. Zwölf Jahre darauf wurde ihm die Statue auf der langen Brücke errichtet.

Die Churfürſtin Louiſe Henriette, älteſte Tochter Friedrich Heinrichs, Prinzen von Oranien und Erbſtatthalters von Holland, geboren im Haag am 17. November 1627, und von ihrem neunzehnten Jahre an Gemahlin des großen Churfürſten, eine wahre Fürſtin an Adel chriſtlicher Geſinnung, eine fromme, demüthige Magd des Herrn, ein hilfreicher Engel der Armen und Elenden, ein treuer Schutzgeiſt ihres Hauſes und ihres Landes, ſtarb zu Cöln an der Spree den 8. Juni 1667 in einem Alter von 39 Jahren und 7 Monaten. Sie hatte ihrem durchlauchtigſten Gemahle drei Prinzen geboren, Carl Aemilius, Friedrich, der nachmalige erſte König von Preußen und Ludwig. Ihr Gemahl ſelbſt hat vier ihrer geiſtlichen Lieder herausgegeben und ſie der fürſtlichen Dichterin gewidmet. Zwei dieſer Lieder: Jeſus meine Zuverſicht ꝛc. und: Ich will von meiner Miſſethat zum Herrn mich bekehren," ſind ſeit der Zeit in alle Geſangbücher übergegangen, und werden zu allen Zeiten als koſtbare Edelſteine in dem Kleinode

unſers evangeliſchen Liederſchatzes gelten. So ſehr ihr früher Tod auch den Churfürſten erſchüttert hatte, ſo ſah er ſich doch genöthigt, zu einer zweiten Ehe zu ſchreiten, indem er ein Jahr darauf, am 14. Juni 1668 zu Gröningen ſich mit der Wittwe des Herzogs Chriſtian Ludwig von Braunſchweig-Celle, Dorothea, einer gebornen Prinzeſſin von Holſtein-Glücksburg, vermählte. Auch dieſe gab ihrem Gemahl mehrere Söhne, und das war vielleicht mit Urſache, daß zwiſchen ihr und dem Churprinzen Friedrich fortwährend ein ſehr unfriedliches und unfreundliches Verhältniß beſtand. So wie Dorothea überhaupt an Lieblichkeit ihres äußern Weſens der ſchönen Louiſe nachſtand, ſo war auch ihr Herz weniger zur Milde und zur Demuth geneigt und ein ſtolzes Bewußtſein ihrer erhabenen Stellung drückte ſich in ihren Blicken und Geberden aus. Uebrigens war ſie eine thätige und einſichtsvolle Gehilfin ihres erlauchten Gemahls in der Verbeſſerung der Landeswohlfahrt und namentlich in der Erweiterung und Verſchönerung Berlins. Bereits zwei Jahre nach ihrer Vermählung mit dem großen Churfürſten wurde ſie die Gründerin einer neuen Vorſtadt, welche ſeitdem ihren Namen trägt und Dorotheenſtadt heißt, und den erſten Lindenbaum der ſchönen und berühmten Allee hat ihre eigene Hand gepflanzt.

Der Freiherr Otto von Schwerin, Oberpräſident der beiden Reſidenzen und der Mark, geboren im Jahre 1585, und durch die ihm anvertraute Erziehung der drei genannten Prinzen dem Churfürſten lieb und

werth geworden, stieg in der Gunst seines durchlauchtigsten Herrn immer mehr, ward zuletzt Staatsminister und Oberpräsident in allen Collegien. Mit seiner Stellung bei Hofe wuchs auch sein irdischer Besitz und durch den Ankauf vieler großen Rittersitze und Herrschaften sicherte er seiner Familie eine bedeutsame Macht im Lande. Er starb am 14. November 1679 in dem hohen Alter von vier und neunzig Jahren.

Der Hofprediger und Consistorialrath Bartholomäus Stosch, der in diesen Streitigkeiten nicht immer mit den redlichsten Waffen kämpfte, verblieb nicht allein in seiner einflußreichen Stellung, sondern wurde auch zuletzt zum Oberhofprediger befördert. Früher war er dem Socinianismus, das heißt, der Lehre nicht abgeneigt, welche die Vernunft als Richterin der göttlichen Offenbarung annimmt und unter Anderm den Glauben an die Göttlichkeit Jesu und an die Dreieinigkeit verwirft. Wenn er auch später zum strengen Festhalten der reformirten Kirchenlehre zurückkehrte, so läßt sich doch aus seiner vorherrschenden Verstandesthätigkeit sein feindseliger, bitterer Sinn gegen die streng-lutherischen Prediger erklären, deren beseligende Glaubensinnigkeit er nicht zu würdigen verstand, weil er sie selber nicht hatte. Einen unleugbaren Beweis seines rauhen, fast liebloſen Gemüthes und der unchristlichen Verdammungssucht, die er doch so sehr an den Lutherischen tadelte, gibt der Schluß einer kleinen, nur aus vier Quartblättern bestehenden Schrift, welche in diese Streitperiode fällt und welcher wirklich also lautet: Die übel Passo-

nirten (nämlich die lutherischen Prediger) welche mit Hurern, Ehebrechern, Libertinern, Trunkenbolden und Ungerechten, dafern sie nur die Beichte mit dem dazu Gehörigen ablegen, und die leibliche Gegenwart und mündliches Essen des Leibes Christi im Brote eifrig bekennen, wohl synkretisiren — — diese werden ihr Urtheil tragen. Wir aber haben die Hoffnung, daß es uns am jüngsten Tage erträglicher ergehen werde, dafern wir sollten zu viel Liebe, Sanftmuth und Friedfertigkeit als zu viel Bitterkeit, Haß und Widerwärtigkeit gegen Andere erwiesen haben. Denn selig sind die Friedfertigen, aber den Zanksüchtigen ist Angst und Trübsal bereitet. Matth. 5, 9. Röm. 2, 8. —" Die Herausgabe der Briefe des armen, von ihm ins geistige und leibliche Elend getriebenen Propstes Fromm bleibt ihm ein Denkmal seiner unchristlichen Rachsucht, der nichts heilig ist, wenn es gilt, einen Verhaßten zu verderben. Daß es dem Archidiaconus Reinhart nicht auch so traurig ging, wie dem Propste Fromm, war nicht des Hofpredigers Schuld; denn in einer Consistorialsitzung, wo Reinharts unkluges und heftiges Benehmen bei einem Religionsgespräche zur Sprache kam und über die Bestrafung desselben verhandelt wurde, gab er den Rath, einen solchen Friedensstörer sogleich und ohne weitere Untersuchung aus der Stadt und aus dem Lande zu jagen. Es läßt sich fast mit Gewißheit annehmen, daß Stosch an der Strenge gegen die lutherischen Prediger, so weit sie vom Churfürsten geübt wurde, den hauptsächlichsten Antheil hatte und daß er eifrig bemüht war,

das Gemüth des Churfürſten mit Bitterkeit gegen die Lutheriſchen zu erfüllen.

Stoſch ſtarb zu Berlin am 25. Februar 1686.

Der Licentiat Andreas Fromm, von 1651 an Propſt zu St. Petri in Cöln an der Spree und drei Jahre darauf Conſiſtorialrath, und ein Vetter des Archidiaconus Johann Fromm, des Schwagers unſers Paul Gerhardt, war unſtreitig ein Mann von eben ſo tüchtiger Gelehrſamkeit als anfänglichem guten und ehrlichen Willen, die ſtreitenden Kirchen zu verſöhnen. Sein Unglück war die falſche Freundſchaft des Hofpredigers Stoſch, der nicht eher ruhte, als bis der betrogene Freund vernichtet war. An jenem 20. Juli 1666, wo er mit ſeiner Frau und fünf Kindern in aller Stille Berlin verließ, um der weitern Rache des Hofpredigers zu entfliehen, nahm er ſeinen Weg nach Wittenberg. Hier fiel er in die Hände des ſtrengen Abraham Calov, desſelben Mannes, welcher dem Churfürſten unter allen Lutheranern am Meiſten verhaßt war. Aeußere Noth, die Rückſicht auf Weib und Kinder, die von ihm Nahrung, Kleidung und Obdach verlangten, nöthigte ihn auf jeden Fall, auf die Seite der ſtrengen Lutheraner überzutreten und durch Ablegung des in Sachſen gebräuchlichen Religionseides ſich ſogar zum gewiſſenhaften Veſthalten an der Concordienformel zu verpflichten. Dieſer Schritt konnte freilich ſeine Ehre unter Menſchen nicht wiederherſtellen. Anfangs im Herzen reformirt geſinnt und ſomit als lutheriſcher Propſt ein Heuchler, dann übertretend zu den Gegnern des Reſcriptes, und zuletzt ein

ſtrenger Calovianer, wie es ſelbſt Paul Gerhardt nicht war, mußte er es natürlich mit jeder Parthei verderben und Allen verdächtig erſcheinen. Dies fühlte er auch, und da nicht Fehler ſeines Herzens, ſondern nur ſeines Charakters an dieſer ſtufenweiſen Abtrünnigkeit Schuld waren, und er weniger aus ſich ſelbſt, als vielmehr durch die Gewalt der Umſtände von einer Parthei zur andern getrieben wurde, war er um ſo mehr zu beklagen: denn böſe hat er es nie und mit Niemandem gemeint, auch mit ſich ſelbſt nicht, wohl aber es böſe mit ſich gemacht.

Das Conſiſtorium zu Altenburg hatte ihm ſichere Ausſicht eröffnet, als Superintendent in Eiſenberg angeſtellt zu werden; aber er fühlte, daß er einer ſolchen Stelle doch mit ruhigem Herzen und Gewiſſen nicht vorſtehen könnte. Er verließ deshalb zu Ende des Jahres 1667 mit Weib und Kindern Wittenberg unter dem Vorwande, daß er eine Reiſe nach Regensburg zu machen habe. Aber nicht nach Baiern, ſondern nach Böhmen ging ſein Weg, vielleicht von jeſuitiſchen Kunſtgriffen hingezogen; — denn hier, in Prag, ſchwor er in einer Kirche der Jeſuiten ſeinen lutheriſchen Glauben ab und wurde bald darauf zum katholiſchen Prieſter geweiht und trat ſogar in das Domcapitel zu Leitmeritz ein.

Ein merkwürdiges, warnendes Beiſpiel allzugroßer, unbewachter Gutmüthigkeit und des Mangels einer ernſten, geläuterten Geſinnung. Denn daß er nicht aus Ueberzeugung, ſondern vielmehr aus Gram über ſeine verfehlte, zerriſſene Laufbahn, aus Zerfallenheit mit ſich und der Welt katholiſch geworden iſt, beweiſet die

ſchmerzliche Reue, mit welcher er unter dem Chorrocke zu Leitmeritz ſeine Seele belaſtet fühlte. Ihm wurde nicht eher von Außen Ruhe, als im Grabe.

Die übrigen Geiſtlichen zu St. Nicolai und St. Marien in Berlin und frühere Collegen Paul Gerhardts kamen in Folge des Reſcriptes auch nicht zur Ruhe. Der Diaconus Samuel Lorentz verweigerte dem an des Propſtes Lilius Stelle berufenen Propſt Müller aus gleichen Gründen, wie er bereits früher gethan hatte, die Abſolution und ſchloß ihn dadurch nicht allein vom Genuſſe des heiligen Abendmahles, ſondern ſelbſt von der Kirchengemeinſchaft aus. Die Sache kam, in Folge einer Beſchwerde von Seiten des Propſtes, zur Kenntniß des Churfürſten, der nun die ſtrengſte Unterſuchung befahl. Lorentz konnte und wollte nicht leugnen. Da beſchloß der Churfürſt, den kühnen Geiſtlichen, der ſich ſo offen den landesherrlichen Geboten widerſetzte, als einen Rebellen zu beſtrafen, als ein warnendes Exempel. Nach mannigfach darüber geführten Verhandlungen *) kam es auch wirklich ſo weit, daß Lorentz unterm 8. Julius 1668 den Befehl erhielt, bis zum nächſten Sonnabende Berlin zu verlaſſen und ſich in keinem dem Churhute Brandenburgs zugehörigen Lande wieder blicken zu laſſen. Lorentz ging zunächſt nach ſeiner Vaterſtadt Guben in der Markgrafſchaft Niederlauſitz, die damals noch zu Churſachſen gehörte, und wurde bald darauf

*) Weiteres darüber ſiehe bei O. Schulz a. a. O. p. 424 f. in den Nachträgen.

als Pfarrer und Superintendent der niederlauſitzer Herrſchaften Forſta und Pförten wieder angeſtellt. Von hier aus, und zwar erſt zwei und ein halb Jahr nach dem Tode der Frau Gerhardt gab er „auf freundliches Begehren" die „in ſehr vornehmer und volkreicher Verſammlung in der Kirche St. Nicolai zu Berlin" bei ihrer Beiſetzung gehaltene Leichenrede heraus.

Der Propſt Müller, Amtsnachfolger des Propſtes Lilius, hatte zwar bei ſeinem Amtsantritte keinen Revers ausgeſtellt, aber doch in ſeiner Vocation die Verpflichtung zum Gehorſam gegen die churfürſtlichen Edicte von 1614, 1662 und 1664 unterſchrieben. Deshalb eben war ihm vom Diaconus Lorentz die Abſolution verweigert worden. Da aber Müller ſpäter von ſeinem Gewiſſen mannigfach der Untreue an ſeiner lutheriſchen Kirche angeklagt wurde und er in Folge deſſen Manches that, was ſeinem in der Vocation gegebenen Verſprechen zuwiderlief, und er deshalb vielerlei Anfechtungen unterlag, legte er aus Ueberdruß im Jahre 1685, drei Jahre vor des Churfürſten Tode, ſein Amt freiwillig nieder.

Der derenburger Prediger Adami, welchen der Churfürſt zum Nachfolger Paul Gerhardts vorgeſchlagen hatte, ward mit Entſchiedenheit vom Rath zurückgewieſen, und als er, ebenfalls auf churfürſtlichen Befehl nur bis zur Ernennung eines Andern interimiſtiſch den Kirchendienſt zu St. Nicolai verſehen ſollte, ließ ihm der Rath ſogar die Kirche verſchließen. Adami kam nun als Pfarrer nach Lebus, einige Stunden unterhalb Frankfurt an der Oder gelegen. —

Der Rath ernannte zu Gerhardts Nachfolger den Prediger Wolf aus der genannten Stadt Lebus, der nur ungern in dieses neue Amt eintrat, und den Eintritt so lange als möglich verzögerte. Auch Wolf bereute bald seine angenommene Verpflichtung auf die churfürstlichen Edicte und bekannte öffentlich von der Kanzel, daß er die Edicte in keinerlei Weise und Erklärung halten könne. „So wahr Gott meiner Seele gnädig sein soll" — sagte er — „und ich ein Kind Gottes zu werden hoffe, so wahr weiche ich in keinem Punkte, ja nicht in einem Jota von der Concordienformel." Die daraus für ihn entstehenden Gehässigkeiten und Anfeindungen endigten damit, daß auch er vier Jahre darauf, im Jahre 1672, seines Amtes entlassen wurde. Er ging nach Hamburg, wo er 1699 als Dompastor starb.

Der Diaconus Gigas, welchen sein Widerruf des von ihm ausgestellten Reverses auf Spandau gebracht hatte, wurde nach einigen Monaten vom Churfürsten begnadigt und kam dann als Pfarrer nach Stresow in Pommern.

Vom Archidiaconus Elias Sigismund Reinhart haben wir bereits erzählt, daß er schon am 27. August 1665 als Pastor zu St. Nicolai in Leipzig angestellt wurde. Im Jahre darauf erhielt er die theologische Doctorwürde, ward Ostern 1667 Rector der Universität und im selben Jahre noch Superintendent und Consistorial-Assessor. Doch verwaltete er diese ehrenvollen Aemter nicht lange, indem eben so unerwartet als seltsam sein Tod ihm bereitet war. Er wollte den Sand

von einem Briefe reiben, und ritzte sich dabei den Finger; diese kleine Wunde tödtete ihn. Der Finger entzündete sich und mit ihm die ganze Hand. Dazu schlug der kalte Brand und, rettungslos, starb er am 10. Septbr. 1669, nur vier und vierzig Jahre alt. Er war am 18. Mai 1625 in Halle geboren, und der Sohn eines sächsischen Wachtmeisters *).

Von dem gesammten geistlichen Ministerio zu St. Nicolai und St. Maria blieben somit nur zwei in ihrem Amte, die beiden Diaconen Lubath und Helwig, welche, obgleich sie ebenfalls mehrfach die Vorstellungen gegen die churfürstlichen Edicte und gegen den unglückseligen Revers mit unterzeichnet hatten, dennoch sich zu halten wußten.

Der treue und liebe Musikdirector Johann Georg Ebeling ging wirklich, noch vor Abgang Paul Gerhardts nach Lübben, als Professor der Musik an das academische Gymnasium Carolinum zu Alten-Stettin ab, begleitet von seiner frommen, herzlieben Dorothea und deren Vater, Meister Jung. Doch auch ihm war der Tod näher, als er glaubte. Ganz unerwartet starb er daselbst schon im Jahre 1676, erst sechs und funfzig Jahre alt. Er war im Jahre 1620 in Lüneburg geboren. Nach seinem Tode kehrte seine Wittwe mit ihrem Vater nach Berlin zurück. Still, ergeben in Gottes Rath, treu dem Bekenntnisse ihres Glaubens,

*) Weiteres über ihn in Sachsens Kirchengallerie, Dresden, bei H. Schmidt. Band IX p. 57.

ſtarben Vater und Tochter bald nach einander. Gottes Frieden den lieben, treuen Seelen!

Das letzte (zehnte) Dutzend der gerhardt'ſchen Lieder, welche Ebeling vierſtimmig und mit Begleitung zweier Violinen und eines Baſſes herausgegeben hatte, erſchien im Mai 1667. Der vollſtändige Titel, welcher unſern Ebeling charakteriſirt, heißt: Pauli Gerhardti geiſtliche Andachten, beſtehend in 120 Liedern, auf hoher und vornehmer Herren Anforderung in ein Buch gebracht, der göttlichen Majeſtät zuvörderſt zu Ehren, dann auch der werthen und bedrängten Chriſtenheit zum Troſte, und einer jeden gläubigen Seele zur Vermehrung ihres Chriſtenthums alſo dutzendweiſe mit neuen ſechsſtimmigen Melodien geziert. — Wie ſtark das Verlangen nach dieſen Liedern war, geht daraus hervor, daß Ebeling zwei Jahre darauf, 1669, zu Stettin eine neue Ausgabe beſorgen mußte. Von den Melodieen haben ſich am Meiſten verbreitet und erhalten die, welche er zu den Liedern: Voller Wunder, voller Kunſt — Schwing dich auf zu deinem Gott — Warum ſollt' ich mich denn grämen — gemacht hatte. Jedes einzeln erſchienene Dutzend hatte er, ganz in der Art ſeines Charakters, mehrern und in der Regel ebenfalls einem Dutzend Perſonen mit einer beſondern Vorrede gewidmet, in welcher er mit gar vieler Gewandtheit die Perſönlichkeit und die äußere Stellung der Leute mit dem Inhalte der Lieder in Verbindung zu bringen und wahrhaft erbaulich auszulegen wußte. Das erſte Dutzend widmete er den Prälaten, Grafen, Herren, Ritterſchaft und Ständen

der Chur- und Mark Brandenburg diesseits der Oder und jenseits der Elbe —; das zweite zwölf „Hoch-, Wohl- und Edlen auch viel Ehr- und Tugendreichen Berlin und Cöln eingebornen Frauenzimmern;" — das dritte zwölf „Edlen, Vesten, Hochgelehrten und Wohlbenannten Herren Advocaten des churfürstlichen brandenburg. Kammergerichts" — das vierte zwölf „ausländischen in Berlin und Cöln wohnenden Frauenzimmern" — das fünfte neun „vornehmen adligen und bürgerlichen churfürstlichen Räthen" — das sechste sechs „wohledlen, wohlehrenvesten, großachtbaren und hochgelehrten Herren Aerzten und vier wohlehrenvesten, vorachtbaren und wohlvornehmen Herren Apothekern" — das siebente zwölf „churfürstl. Secretären verschiedener Kammern und Collegien" — das achte zwölf „vornehmen Kauf- und Handelsleuten zu Berlin und Cöln" — das neunte zwölf „kunstreichen und wohlbenannten Bürgern der beiden genannten Städte" und das zehnte zwölf „einheimischen und ausländischen Frauenzimmern."

Als Beispiel der gemüthlichen Redeweise unsers Ebelings geben wir noch die Dedicationsworte im achten Dutzend an die zwölf Kaufleute. Diese lauten: Bei dem christlichen Beruf und sonderbarem Zustande ihres Lebens erinnere ich mich ihrer, wo nicht eigener, jedoch meist angehender Musik, welche nicht das geringste Stück dero Erquickung und Labsal zu sein pfleget. Denn es hat der Höchste, nach dem Andere zu Hause sitzen und sich an einer wohl aufgewarteten Ruhe begnügen lassen, sie

meist von Jugend auf und auch wohl zu Zeit in ihrem Alter und ganzen Leben zu Pilgrims und Wandersleuten gemacht. Welches zwar alle Christen sich sollten ein herrliches Lob und besonderes Denkmal sein lassen, um sich wohl umzuschauen, wie das ganze Leben der rechtgläubigen Gemüther nichts mehr sei, denn eine wahrhafte Reise nach dem rechten Vaterlande, auf welcher, wenn sie eine Perle mit jenem Kaufmanne angetroffen haben, lieber all' das Ihrige, auch wenn es nöthig und ein behaltener Gebrauch wäre, jeder seine Frau verkaufen und dieselbe einige Perle an sich bringen und erhandeln sollten. Nun kann es nicht fehlen, es muß dem höchsten Gott solcher Zustand seiner treuen Christen und Handelsleute wohlgefallen, nachdem sie in dero eigenem Staat den allgemeinen Zustand der Christen, gleichsam wie eine Hoffarbe und Liverei präsentiren. Man gedenke einen angehenden Kaufmannsdiener (von Andern will ich nicht sagen, die es nie gelernet), wie sauer muß er sich's werden lassen, wie viele Reisen muß er thun im Schnee, Regen, Wind, Sturm, Hitze und aller andern Gefahr — Er danket doch dem höchsten Gott in seinem Berufe mit einem herzlichen Gebete und mitten in aller Noth, mit einem Morgen- und Abend-, Buß- und Dankliede, und ist in seinem Gott in solchen seinen Wegen zum zeitlichen Reichthume selbst ein edles Kleinod. Es ist keine Zeit, wie sie auch fällt, so schwer, so gut, so gefährlich, so glückselig, er denkt an seinen Gott und singet ihm auf dem Wege ein solches Sinn- und Leibliedchen, daß er deswegen den Segen Esau's vor man-

chem eingebildeten Jacob wegträgt. — Nun, ihr meine hochgeehrten Herren, das habt ihr in eurer Jugend gethan, und freuet euch in eurem Alter, wenn ihr auf Messen und Märkte ziehet und Gott höret euer Gebet und Danklieder, segnet und benedeiet euch dabei bis auf diese Stunde. Er hat noch eine Zeit übrig, da er euch ewig segnen und benedeien wird. So nehmt mit guter, geneigter Hand von mir die gesegneten Lieder des lieben Herrn Gerhardt an und trauet sicherlich, ihr werdet an beigesetzten Melodieen auch einen Trieb des Geistes befinden, der euch euer Herz, Muth und Sinn aufmuntern und zur fernern Zeit und ewigen Glückseligkeit führen wird."

Welch traurige Schlüsse auf unsere Zeit liegen in diesen Worten!

Und Paul Gerhardt? Er hielt am 14. October 1668 in Lübben die gewünschte Gastpredigt. Sogleich am folgenden Tage trug ihm der Rath mit allgemeiner Zustimmung der Bürgerschaft die Stelle nun bestimmt an, und Gerhardt nahm sie wie einen Posten aus der Hand des Herrn. Die Vocation wurde ihm unterm 29. October nach Berlin gesendet. Sein Antritt wurde aber durch mancherlei Verdrießlichkeiten, welche wegen des nöthigen Ausbaues der Archidiaconatwohnung entstanden, und durch eine gefährliche Krankheit seines Sohnes Paul Friedrich, welche seinen Aufenthalt in Berlin verlängerte, bis weit in das Jahr 1669 verschoben, indem er erst am Trinitatisfeste dieses Jahres nach vorher, am 6. Juni geleistetem Religionseide, dies sein

neues Amt und zwar in einem Alter von 63 Jahren antreten konnte.

Daß er dieſe neu übernommene Arbeit im Weinberge des Herrn nicht allzu lange hindurch vollführen werde, ließ ſich wohl befürchten. Nach ſiebenjährigem treuen Dienſte daſelbſt rief ihn der Herr am 7. Juni 1676 von ſeinem Tagewerk auf Erden ab. Er ſtarb mit den Worten des achten Verſes ſeines eigenen herrlichen Liedes: Warum ſollt' ich mich denn grämen —

Kann uns doch kein Tod nicht tödten,
Sondern reißt
Unſern Geiſt
Aus viel tauſend Nöthen,
Schließt das Thor der bittern Leiden
Und macht Bahn,
Da man kann
Gehn zur Himmelsfreuden.

Sein Leben auf Erden währete genau ſiebenzig Jahre, von welchen er fünf und zwanzig als ein treuer Haushalter über Gottes Geheimniſſe verbracht hatte. In der Hauptkirche daſelbſt ruhen ſeine Gebeine. Wie theuer und werth er ſeiner neuen Gemeinde geworden ſein muß, geht daraus hervor, daß er der erſte Geiſtliche der Stadt war, deſſen Bildniß in der Kirche zu Lübben aufgehängt wurde; eine Ehre, welche mit ihm nur einige Generalſuperintendenten noch theilten. Seitwärts am Fuße des Bildes ſtehen einige lateiniſche Verſe, welche nach der herrlichen Ueberſetzung des verſtorbenen Propſtes Straube zu Mittenwalde, alſo eines Nachfolgers in Gerhardts erſtem Pfarramte, alſo lauten:

Wie lebend siehst du hier Paul Gerhardts theures Bild,
Der ganz von Glaube, Lieb' und Hoffnung war erfüllt.
In Tönen voller Kraft, gleich Assaph's Harfenklängen,
Erhob er Christi Lob in himmlischen Gesängen.
Sing seine Lieder oft, o Christ, in sel'ger Lust,
So dringet Gottes Geist durch sie in deine Brust.

Daß auch in neuer und neuester Zeit das Andenken dieses frommen Sängers nicht erloschen ist, beweiset nicht allein die mehrfache Wiederherausgabe seiner Lieder, sondern auch das von mehreren Seiten kundgewordene Streben, auf andere Weise auch sein Andenken lebendig zu erhalten. So wurde im Jahre 1829 sein Bildniß in Kupfer gestochen und der Erlös davon zum Ausbau der Kirche in Lübben verwendet. Auch in Berlin wurde vor einigen Jahren der Wunsch laut, Gerhardts Bild, und zwar in einer Copie dessen zu Lübben, in der St. Nicolaikirche aufzuhängen *).

Ein würdigeres Denkmal aber ist dem theuern Gottesmanne in seiner Vaterstadt Gräfenhainichen erst vor wenigen Wochen vollendet worden, indem daselbst eine Begräbnißcapelle in gothischem Style zum Gedächtniß desselben am 21. October dieses Jahres eingeweiht worden ist.

Wir können von diesem lieben Manne nicht scheiden, ohne noch zwei Zeugnisse mitzutheilen, welche in jeder

*) Es ist dem Verfasser unbekannt, ob dieser Plan ausgeführt worden ist. Langbecker, der sorgsame Biograph Gerhardts, hatte den Erlös seines Schriftchens, welches die kurze Lebensgeschichte der Frau Gerhardt enthält, dazu bestimmt.

Hinsicht von Bedeutung sind. Das eine ist die Vermahnung Gerhardts an seinen Sohn, kurz vor seinem Tode, und das andere ein herrliches Lied des obengenannten Propstes Straube auf unsern Gerhardt.

Die Vermahnung an seinen Sohn, welche er demselben schriftlich hinterließ, da derselbe bei des Vaters Tode erst vierzehn Jahre alt war, lautet also:

„Nachdem ich nunmehr das 70ste Jahr meines Alters erreicht, auch dabei die fröhliche Hoffnung habe, daß mein lieber, frommer Gott mich in Kurzem aus dieser Welt erlösen und in ein besseres Leben führen werde, als ich bisher auf Erden gehabt habe, so danke ich ihm zuvörderst für alle seine Güte und Treue, die er mir von meiner Mutter Leibe an, bis auf jetzige Stunde an Leib und Seele und an Allem, was er mir gegeben, erwiesen hat. Darneben bitte ich ihn von Grund meines Herzens, er wolle mir, wenn mein Stündlein kommt, eine fröhliche Abfahrt verleihen, meine Seele in seine väterlichen Hände nehmen und dem Leibe eine sanfte Ruhe in der Erde bis zu dem lieben jüngsten Tage bescheeren, da ich mit allen den Meinigen, die vor mir gewesen und auch künftig nach mir bleiben möchten, wieder erwachen, und meinen lieben Herrn Jesum Christum, an welchen ich bisher geglaubt und ihn doch nie gesehen habe, von Angesicht zu Angesicht schauen werde.

Meinem einzigen hinterlassenen Sohne überlasse ich von irdischen Gütern wenig, dabei aber einen ehrlichen Namen, dessen er sich sonderlich nicht wird zu schämen

haben. Es weiß mein Sohn, daß ich ihn von seiner zarten Kindheit an dem Herrn, meinem Gott, zu eigen gegeben, daß er ein Diener und Prediger seines heiligen Wortes werden soll. Dabei soll es nun bleiben und er sich daran nicht kehren, daß er nur wenig gute Tage dabei haben möchte; denn da weiß der liebe Gott schon Rath zu und kann die äußerliche Trübsal mit innerlicher Herzensluſt und Freudigkeit des Geiſtes genugsam ersetzen.

Die heilige Theologie ſtudire in reinen Schulen und auf unverfälſchten Univerſitäten und hüte Dich ja vor den Synkretiſten; denn die ſuchen das Zeitliche und ſind weder Gott noch Menſchen treu. In Deinem gemeinen Leben folge nicht böſer Geſellſchaft, ſondern dem Willen und Befehle Deines Gottes.

Inſonderheit 1) thue nichts Böſes, in der Hoffnung, es werde heimlich bleiben; denn es wird nichts ſo klein geſponnen, es kommt an die Sonnen.

2) Außer Deinem Amte und Berufe erzürne Dich nicht. Merkſt Du denn, daß der Zorn Dich erhitzet habe, ſo ſchweige ſtockſtill und rede nicht eher ein Wort, bis Du erſtlich die zehn Gebote und den chriſtlichen Glauben bei Dir ausgebetet haſt.

3) Der fleiſchlichen, ſündlichen Lüſte ſchäme Dich, und, wenn Du dermaleinſt zu ſolchen Jahren kommſt, daß Du heirathen kannſt, ſo heirathe mit Gott und gutem Rathe frommer, getreuer und verſtändiger Leute.

4) Thue Leuten Gutes, ob ſie Dir es gleich nicht zu vergelten haben; denn was Menſchen nicht vergelten kön-

nen, das hat der Schöpfer Himmels und der Erden längſt vergolten, da er Dich erſchaffen hat, da er Dir ſeinen lieben Sohn geſchenket hat und da er Dich in der heiligen Taufe zu ſeinem Kinde und Erben auf- und angenommen hat.

5) Den Geiz flieh als die Hölle; laß Dir genügen an Dem, was Du mit Ehren und gutem Gewiſſen erworben haſt, ob es gleich nicht allzuviel iſt. Beſcheeret Dir aber der liebe Gott ein Mehreres, ſo bitte ihn, daß er Dich vor dem leidigen Mißbrauche des zeitlichen Gutes bewahren wolle.

Summa: Bete fleißig, ſtudire was Ehrliches, lebe friedlich, diene redlich und bleibe in Deinem Glauben und Bekenntniß beſtändig, ſo wirſt Du einmal auch ſterben und von dieſer Welt ſcheiden willig, fröhlich und ſeliglich. Amen!"

Es iſt zu bedauern, daß von dieſem einzigen Sohne Paul Gerhardts nirgends bisher Nachrichten haben aufgefunden werden können. Nur ſo viel iſt bekannt, daß in einer 1707 erſchienenen Ausgabe der gerhardt'ſchen Lieder, alſo zu einer Zeit, wo der Sohn Paul Friedrich Gerhardt 45 Jahre alt war, derſelbe noch lebend und als Magiſter der Philoſophie mit aufgeführt wird. Daraus ſcheint wenigſtens hervorzugehen, daß der Sohn des Vaters Wunſch, Theologie zu ſtudiren, erfüllt habe. Von einer Heirath desſelben und von Nachkommen iſt jedoch gar keine Notiz aufzufinden.

Das zweite Zeugniß über unſern Gerhardt iſt folgendes herrliche Lied des obengenannten Propſtes Straube:

An Paul Gerhardt.

O Gerhardt, theurer Gottesmann,
Der Lieder ſang, wie's Keiner kann,
Ich ſing im ſchwachen Nachgeſang
Dir meines Herzens Lieb und Dank.

Voll Glaubens und voll Liebesſinn
Gingſt du den Weg einſt ſtill dahin,
Und ſuchteſt als ein wahrer Chriſt,
Was göttlich und von Chriſto iſt.

Dein Auge war hinaufgewandt
Zu Dem, der ſeinen Sohn geſandt
Und der in ihm Dem, der ihn liebt,
Des ew'gen Lebens Erbtheil giebt.

Und wie der Glaube dich durchdrang,
Ward jede Regung ein Geſang
Und jedes liebende Gefühl
Zwang deine Hand zum Saitenſpiel.

Du ſangſt uns ſüße Lieder vor,
Die klingen lieblich uns ins Ohr,
Die ſind ſo himmliſch, klar und rein
Und dringen ſanft ins Herz hinein.

Gleich Pſalmen ſchallet dein Geſang,
Denn er ertönt von Lob und Dank,
Und wenn du ſingſt aus Herzensgrund:
„Ich ſinge dir mit Herz und Mund!"

Sanft tröſtend rührſt du das Gemüth,
Wenn du uns ſingſt dein Troſteslied:
„Befiehl, o Seele, was dich kränkt,
Dem Vater, der die Himmel lenkt."

Und greifst du kühn ins Saitenspiel,
Und sprichst im Glaubenshochgefühl:
„Ist Gott für mich, wer schadet mir?“
So fühlen wir uns stark mit dir.

Vor Allem singst du, ach! so schön
Wenn du, den Heiland zu erhöhn,
Die Harfe sanft und lieblich rührst,
Und uns sein Bild vor Augen führst.

Wie tönt dein Weihnachtspsalm so hell:
„Wir singen dir, Immanuel.“
Wie süß dein Lied, das zu ihm spricht:
„O Jesu Christ, mein schönstes Licht!“

Wie dankbar preist dein frommes Herz
Des Welterlösers Tod und Schmerz
Wie er, gehorsam in Geduld
„Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld!“

Wie warnst du ernst die Sünderwelt
Wenn du ihr zeigst am Kreuz den Held
Der sterbend uns das Heil gewann:
„O Welt, sieh hier dein Leben an!“

Wie rufst du glaubensvoll ihm zu:
„O Haupt voll Blut und Wunden du,
Mein Heil soll ich einst scheiden hier,
So scheide du nur nicht von mir.“

Und liebend steigt dein Herz hinab
Mit ihm vom Kreuz ins Felsengrab,
Und wie dein Herz folgt auch dein Lied
Dem Herrn, für den dein Herz erglüht.

Ihm folgt es, wenn er aus dem Thor
Des Grabes lebend tritt hervor,
Und jauchzt voll Siegesfreudigkeit:
„Seid fröhlich Alles, weit und breit.“

Ja bis er stieg zum Himmelsthron
Folgst du dem liebsten Gottessohn,
Und immerfort tönt dein Gesang
Von seiner Lieb und deinem Dank.

Es lebte Christus ganz in dir,
Drum macht' in heiliger Begier
Sein Lob dein geistbegabter Mund
Dem Volk, das er erlöste, kund.

Du fühltest dich durch ihn vereint
Mit Gott, als Gottes Kind und Freund,
Und warst gleich ihm, stets hingewandt
Zum Vater und zum Vaterland.

Du blicktest ganz in Christi Sinn
Auf dieses Lebens Wechsel hin,
Durch ihn war dir das Leben schön
Mocht's auch durch Sturm und Dornen gehn.

Die Freuden, die dein Herz hier fand
Nahmst du voll Dank aus Gotteshand
Und sprachst: Kann ich mich hier so freun
Wie schön wird's erst im Himmel sein!

Und ward dein Leben schwer und schwül
Da nahmest du dein Saitenspiel
Und blicktest kindlich himmelwärts
Und sangst dir Christi Trost ins Herz.

Daß auch das Kreuz uns Segen ſchafft,
Daß ſtark in uns ſei Gottes Kraft,
Und daß das Leiden dieſer Zeit
Nicht werth ſei jener Herrlichkeit;

Das glaubteſt du und unſerm Ohr
Sangſt du's in ſüßen Weiſen vor,
Was Dem, der glaubt und lebt als Chriſt,
In Freud' und Kummer tröſtlich iſt.

Ja tröſtend ſpricht's die Herzen an
Dein Lied, du theurer Gottesmann!
Und wie ein wahres Gotteswort
Zieht's uns mit ſich nach Oben fort.

O dort der Geiſt, der deine Bruſt
Mit Liedern füllt' und Dichterluſt,
Dank dir für deine Harmonie'n
Die wunderſam uns an ſich ziehn.

In frühen Kindesjahren ſchon
Klang mir ſo ſüß ihr reiner Ton
Und immer noch iſt ihr Erguß
Mir oft ein ſeliger Genuß.

Mit Liebe hängt mein Herz dir an,
So lang es ſchlägt, du theurer Mann!
O reich einſt freundlich mir die Hand
Dort in der Lieder Vaterland!

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Bei Gebhardt und Reisland in Leipzig erscheint auch für 1845:

Der Friedensbote.

Zeitschrift
für
Belebung und Förderung des christlichen Lebens.

Herausgegeben von

C. A. Wildenhahn,

Past. Sec. zu St. Petri in Bautzen.

Der Friedensbote, ausgesendet im Auftrage Dessen, der sein Wort: „Predigt das Evangelium" Allen zur heiligen Pflicht macht, die an dem Weiterbaue seines Reiches arbeiten wollen, soll Frieden bringen Allen, die im Kampfe zwischen menschlicher und göttlicher Weisheit, Allen, die im Schwanken zwischen Schwachheit und Trotz des menschlichen Herzens, Allen, die im schmerzlichen Gefühle eigner Hilf- und Machtlosigkeit den Frieden verloren haben; und er soll Frieden erhalten Allen, die bisher auf Grund ihres christlichen Bewußtseins die Kraft des Glaubens in jeder Prüfung ihres Lebens als die wahre Gotteskraft erkannt haben, welche allein in dem Schwachen mächtig ist.

Die Aufgabe ist groß und sie würde menschliche Kräfte übersteigen, wenn sie ein andres Mittel, als das Wort des Herrn, zur Erreichung ihres Zieles verwenden würde, und wenn sie sich nicht stützen könnte auf die Verheißung des Herrn: Alles, was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich thun, auf daß der Vater geehret werde in dem Sohne." —

Um den strengen Lehrton zu vermeiden, der nicht immer der Erreichung seines Zieles gewiß ist, wird der Friedensbote seine Gaben in folgender äußern Gestalt bringen:

1) Dichterisch behandelte Episoden aus dem Leben und Wirken ausgezeichneter, für die Förderung des Christenthums besonderes thätig gewesener Männer und Frauen.
2) Ausführlichere Mittheilungen aus der speciellen Seelensorge.
3) Geistliche Reden, welche auf besondere und bemerkenswerthe Veranlassungen gehalten worden sind.
4) Practische Erklärungen biblischer Stellen nach einem inneren und äußern Zusammenhange.

5) Reiſeſkizzen aus der Betrachtungs- und Auffaſſungsweiſe eines religiöſen Gemüthes.
6) Geiſtliche Lieder, die ſich zur Aufnahme in die kirchlichen Geſangbücher eignen.
7) Hindeutungen auf neu erſchienene Bücher, welche mit der Tendenz des Friedensboten übereinkommen.

Hieraus ergiebt ſich, daß der Friedensbote unter Benutzung einer dem Gemüthe zuſagenden Einkleidung in ſeinem Inhalte eine Erbauungsſchrift ſein ſoll, die um ſo mehr in das eigentliche chriſtliche Leben eingreifen dürfte, als ſie das Leben ſelbſt in ſeinen verſchiedenen Erſcheinungen als Folie benutzt.

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint alle 10 Tage eine Nummer von einem ganzen Bogen zu dem Preiſe von 1 Rthlr. 10 Ngr. für den ganzen Jahrgang. —

Alle Buchhandlungen und Poſtämter nehmen Beſtellungen auf den Friedensboten an und kann von dieſen die ſo eben erſchienene erſte Nummer des neuen Jahrganges als Probe gratis bezogen werden; auch ſind die bisher erſchienenen vier Bände durch alle Buchhandlungen zur Anſicht zu erhalten.

Im Verlage von Gebhardt und Reisland in Leipzig ſind ferner erſchienen:

Lehrbuch
der
chriſtlichen Religion
nach Ordnung des lutheriſchen Katechismus
auf
bibliſchem und kirchlichem Grunde,
von
Dr. Emil Francke.
Bevorwortet vom
Conſiſtorialrath Dr. Rudelbach.

broch. Preis ¾ Thaler.

Dies treffliche Buch, welches nicht allein aus der heiligen Schrift und den Bekenntnißſchriften unſerer lutheriſchen Kirche, ſondern auch aus einem eigenen gläubigen Herzen wie eine gute Frucht aus einem guten Baume herausgewachſen iſt, gehört zu den erbaulichſten Schriften, in welchen jemals der lutheriſche Ka-

techismus erklärt worden ist. Wer das Glück hat, nach diesem Lehrbuche den ersten christlichen Religionsunterricht zu empfangen, dem werden für seine spätere Zeit manche schmerzliche Täuschungen, manche traurige Irrwege erspart werden. Wenn auch der Verfasser in der Vorrede mit aller Bescheidenheit von sich und diesem Buche sagt, daß er sich nicht anmaße, Lehrer der Lehrer zu sein, so sind wir doch der vestesten Ueberzeugung, daß alle christlichen Volksschullehrer, welchen es wahrer Ernst ist, die Wahrheiten des Christenthums, wie sie die Kirche auf Grundlage der heiligen Schrift durch alle Jahrhunderte vestgehalten und entwickelt hat, lauter und rein, ohne eigenen willkürlichen Zusatz den jungen Christen mitzutheilen, ihn freudig und dankbar als ihren Lehrer anerkennen werden. Die Einleitung, welche zuerst über die Nothwendigkeit und Einheit und die Quelle der Religion handelt, entwickelt dann klar und innig die Gründe für die Göttlichkeit, Deutlichkeit und Zulänglichkeit der heiligen Schrift, stellt die Erfordernisse zum heilsamen Lesen derselben kräftig und deutlich dar, und weiset nach nöthiger geschichtlicher Belehrung über den Ursprung der symbolischen Bücher die volle Gültigkeit derselben für die lutherische Kirche völlig überzeugend nach ꝛc. (Aus einer Recension.)

Sammlung

Evangelischer Kirchengebete.

Veranstaltet und herausgegeben

von

Julius Leopold Pasig,

Dr. der Phil. und Nachmittagsprediger an der Universitätskirche zu Leipzig.

Gr. 4. brosch. Preis 1½ Thaler.

Gesänge

zur Feier

der Geburt Christi.

Eine Weihnachtsgabe

von

G. F. O. Schulze.

Zweite Auflage.

8. brosch. ½ Thaler.

Der

Harfner und Chriſt.

Ein Beitrag

zur

häuslichen Erbauung in Liedern

von

Johann Gottlob Gutzſchebauch.

8. cart. ⅔ Thaler.

Philemon

oder:

Das Buch von der Freundſchaft in Chriſto.

Den zerſtreuten Bekennern des Herrn zur Belebung und Regelung ihrer Gemeinſchaft gewidmet

von

Franz Delitzſch.

8. broſch. ⅔ Thaler.

Bei J. M. Gebhardt in Grimma ſind erſchienen:

Gebete und Betrachtungen

für höhere Bildungsanſtalten.

Von

Dr. Fr. Ghilf. Fritzſche,

jetzigem General-Superintendenten in Altenburg.

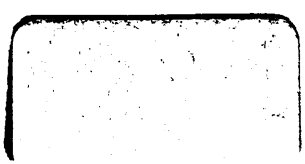
Vel. gr. 8. broch. 1¾ Thaler.

Abendmahlsreden
für höhere Bildungsanstalten.
Von demselben Verfasser.
gr. 8. broch. 1⅓ Thlr.

Albert von Hochfelden
oder
Militair und Kirche.
Ein Roman
von Pastor **Mahner.**
broch. 1843. 1¼ Thaler.

In unserm Verlage sind erschienen:

Glocken-Töne.
Erinnerungen aus dem Leben eines jungen Geistlichen.
Von **Friedrich Strauß,**
wirklichem Oberconsistorial- und vortragendem Rath im geistlichen Ministerio, Hof- und Dom-Prediger, Dr. und Professor an der Universität Berlin.
Siebente Auflage.
Drei Bändchen. Gr. 12. Geh. Preis 2½ Thlr.

Früher erschien bei uns von demselben Verfasser:

Helon's Wallfahrt nach Jerusalem.
Hundert neun Jahre vor der Geburt unsers Herrn.
Vier Bändchen. Gr. 12. In allegorische Umschläge geheftet.
Früherer Preis: 3⅓ Thaler.
Jetziger Preis: 2 Thlr.
Friedlein & Hirsch in Leipzig.